

Wolf H. Birkenbihl



Friedrich der Große

Monarch, Feldherr und Philosoph

„Der Fürst ist der erste Diener seines Staates“

Tectum

Wolf H. Birkenbihl

Friedrich der Große – Monarch, Feldherr und Philosoph

„Der Fürst ist der erste Diener seines Staates“

Wolf H. Birkenbihl

Friedrich der Große – Monarch, Feldherr und Philosoph

„Der Fürst ist der erste Diener seines Staates“

Tectum Verlag

Wolf H. Birkenbihl
Friedrich der Große – Monarch, Feldherr und Philosoph

© Tectum Verlag – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018

ePDF 978-3-8288-6957-8

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Werk unter der ISBN 978-3-8288-4111-6 im Tectum Verlag erschienen.)

Abbildung Umschlag sowie Seite 6: Friedrich II. von Preußen, Gemälde von Johann Georg Ziesenis (1763); Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin
Umschlaggestaltung: Tectum Verlag

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

Einführung	7
Kindheit und Jugend	9
Fluchtversuch, Festungshaft und Pardonierung	27
Verlobung und Heirat	43
Rheinfeldzug, Feuertaufe und Reise nach Preußen	51
Rheinsberg	59
Regierungsantritt	73
Eroberung Schlesiens	83
Jahre des Friedens	105
Siebenjähriger Krieg	131
Konsolidierung und letzte Jahre	161
Nachleben und Wirkung	181
Zeittafel	189
Literatur	193



Einführung

Friedrich II., der Große, König von Preußen, gilt zweifellos als eine der umstrittensten, aber auch populärsten Gestalten der neuzeitlichen Geschichte. Die kontroverse Beurteilung dieses Monarchen findet ihre Begründung in seiner eigenen, so widersprüchlichen Persönlichkeit. Dieser intelligente, ungeheuer begabte und religiös tolerante Mann war nicht nur seinen Zeitgenossen mitunter rätselhaft, sondern lässt bis heute manche Fragen offen.

Die einen sehen ihn als aufgeklärten und tatkräftigen König, als einen Schriftsteller von Rang und weltgewandten Philosophen, die anderen betrachten ihn als Tyrannen, Zyniker und Machiavellisten.

Seine Vielschichtigkeit lässt sich jedoch nur schwerlich auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Seine geistige Aufgeschlossenheit und Verpflichtung den Ideen der Aufklärung gegenüber sollten Friedrich und sein Königreich wegführen vom Gottesgnadentum hin zu der festen Überzeugung, der erste Diener seines Staates zu sein.

Er nahm sich für seine Untertanen und sein Land in die Pflicht. Friedrich setzte sich für seine Ziele persönlich ein, verfolgte sie engagiert, auch rücksichtslos, wenn es darauf ankam mit Leib und Leben. So erreichte er für Preußen nach siegreichem Ausgang des Siebenjährigen Krieges die europaweite Anerkennung als fünfte Großmacht in der „Pentarchie“ nach Österreich, Frankreich, Großbritannien und Russland.

Die vorliegende Darstellung möchte einen unvoreingenommenen Blick auf die Persönlichkeit und das Wirken Friedrichs des Großen werfen. Im Vordergrund stehen die persönlichen Aussagen des Königs in seinen politischen, historischen und philosophischen Schriften sowie seinen Briefen. Darüber hinaus sollen Berichte von Zeitgenossen Einblick in das Geschehen geben.

Kindheit und Jugend

Seit Dezember 1711 standen Kanonen im Berliner Lustgarten und auf den Wällen der Stadtbefestigung bereit, um die Geburt eines Sohnes und Erben des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren „Soldatenkönigs“, und seiner Gemahlin Sophie Dorothea verkünden zu können. Am 24. Januar, zwischen 11 und 12 Uhr, wurde der sehnelichst erwartete Prinz geboren.

Die Geburt des Enkels war für König Friedrich I. in Preußen das letzte bedeutsame Ereignis seines Lebens, denn er starb bereits am 25. Februar 1713 infolge einer Lungenerkrankung. Die zwei ersten Söhne des Kronprinzen, Friedrich Ludwig und Friedrich Wilhelm, waren beide im ersten Lebensjahr dem „Zahnen“ erlegen. So war es nur zu verständlich, dass der Oberhofzeremonienmeister Johann von Besser den Tag der Geburt des Prinzen in den „Ceremonialacta und Journal des Königlichen Preußischen Hofes“ gravitatisch verzeichnete: „Sonntags Morgen nach der Predigt, da man eben in der Predigt um eine glückliche Genesung der Kronprinzessin wegen herangenahter Geburtsstunde gebeten, genas sie zwischen 11 und 12 Uhr ihres dritten Prinzen, des jetzigen Prinzen von Preußen und Oranien. S.M. [Friedrich I.] hatten sich eben in ihrem Gemache an die Tafel gesetzt, aber weilen kurz darauf der Königliche Leibmedikus, der Herr Hofrat Gundelsheim, die fröhliche Zeitung von der Geburt des Prinzen gebracht, wurde S.M. vor Freuden so sehr darüber alteriert, daß sie mit Tränen in den Augen sich alsbald zur Kronprinzessin herübertragen ließen und hernachmals nichts essen konnten.

Die Glocken wurden alsbald geläutet und alle Stücke auf den Wällen gelöset, so daß in einem Augenblicke die ganze Stadt und der Hof in unaussprechliche [Freude] versetzt ward. S.M. deklarierten, daß auch dieser Prinz gleich den vorigen den Namen «Prinz von Preußen und Oranien» führen sollte, und hing ihm nachmittags um 2 Uhr nebst einem ganz neuen Ordenskreuz das Ordensband um, wozu S.M. sich abermals zu I.K.H. der Kronprinzessin tragen ließ. Als S.M. aus

der Prinzessin Zimmer zurückkam und sich eben in Ihren Tragsessel setzen wollten, trat ich herzu und legte meine untertänigsten Glückwünsche ab, und weil ich unter anderem auch daran erinnerte, daß, da dieser Prinz in der Ordnung der dritte wäre, den die Kronprinzessin zur Welt gebracht, wir hoffen könnten, daß er auch derjenige sein würde, der beim Leben bleiben würde und nach Sr.M. glücklichem Exempel zur Regierung dermal uns kommen sollte, als welcher gleichfalls Ihre zwei älteren Brüder verloren und als dritter Prinz des Kur-Hauses Sukzessor geworden, empfunden S.M. darüber ein so großes Vergnügen, daß Sie alsbald sagten: «Ei, so will ich ihm auch meinen Namen geben» und, es der Kronprinzessin anzudeuten, wieder in der Prinzessin Gemach zurückgingen.“¹

Für das noch recht junge Königtum der Hohenzollern, einem Land, das politisch zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehörte, das, einem Bonmot Voltaires zufolge, „weder heilig, noch römisch, noch reich und mächtig, noch deutsch“ war, war es von größter Bedeutung, dass die Dynastie einen gesunden, männlichen Erben stellen konnte.

Bereits am 31. Januar 1712, eine Woche nach der Geburt des Prinzen, fand die feierliche Taufe statt. Wiederum läuteten die Glocken in der ganzen Stadt. Eine Doppelreihe von Schweizern und Gardisten säumte den Weg von den Gemächern des Kronprinzen zur Schlosskapelle. Dem Täufling hatte man eine kleine Krone auf das Haupt gesetzt und ihn in ein silbergewirktes, brillantenbesetztes Taufkleid gehüllt, dessen Schleppe von sechs Gräfinnen getragen wurde. Unter einem karmesinroten, von einer Markgräfin und zwei Markgrafen getragenen Himmel wurde der Prinz zur Kapelle gebracht, wo der König und die Königin, der Kronprinz und seine Gemahlin, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der sogenannte „Alte Dessauer“, sowie ein entsprechend großes Gefolge das Kind erwarteten. Der König stand unter einem mit Gold bestickten Baldachin, dessen vier Stangen von Kämmerern getragen wurden. Den Täufling übernahm zunächst der Monarch, um ihn anschließend an den kurfürstlichen Hofprediger und Bischof, Benjamin Ursinus von Baer, zu übergeben, der umgehend die Taufe vollzog.

1 H. Droysen: Zu Friedrich des Großen Geburt und Taufe, in: Hohenzollern-Jahrbuch, Jg. 1914, S. 241

Zu den Paten und Patinnen, die ihre Vertreter geschickt hatten, gehörten neben anderen Kaiser Karl VI., Zar Peter I., der Große, Kurfürst Georg Ludwig von Hannover, die Kurfürstin-Mutter Sophie von Hannover und die Herzogin-Witwe Eleonore von Braunschweig-Bevern.

Friedrich besaß im Gegensatz zu seinen verstorbenen Brüdern eine zähere Gesundheit. Stolz schilderte der Großvater ihn als „fet und frisch“, als ein „rechtes ... gesundes Kind, das brav an seiner Amme saugt“. Am 30. August 1712 berichtete der König nach Hannover „daß Fritz nunmehr 6 Zähne hat und ohne die geringste Incommodität. Daraus kann man auch die Prädestination sehen, daß alle seine Brüder daran haben sterben müssen, dieser aber bekömmt sie ohne Mühe ...“²

Wohl nur die ersten Lebensjahre des Kronprinzen scheinen vollkommen unbeschwert gewesen zu sein. Diese Zeit verlebte er zumeist mit seiner drei Jahre älteren Schwester Wilhelmine. Beide durften sich nach Belieben in den Gemächern und Parkanlagen der königlichen Residenzen tummeln. Um die Erziehung des kleinen Prinzen kümmerte sich zunächst seine Gouvernante, Madame Marte du Vale de Rocouille, eine Hugenottin, die bereits den Vater erzogen hatte. Für Friedrich blieb sie bis zu ihrem Tod „la chère bonne maman“. Vom vierten bis zum sechsten Lebensjahr, zeitweilig auch danach, wurde Jacques Égide Duhan de Jandun, ebenfalls ein Hugenotte, vom König zu seinem Erzieher bestellt. Duhan war nicht nur Soldat, sondern auch den Künsten und Wissenschaften sehr zugetan, wofür Friedrich sich ab seinem achten Lebensjahr in zunehmendem Maße interessierte. In den Jahren von 1718 bis 1729 wurde die nunmehr vorrangig militärische Erziehung des Prinzen in die Hände zweier hoher Offiziere, des Gouverneurs und Oberhofmeisters Albrecht Konrad Graf Finck von Finckenstein und des Obersten Christoph Wilhelm von Kalkstein, gelegt. Ihre Aufgabe bestand nach Instruktion des Vaters darin, Friedrich unter Einfluss der Leibnizschen Lehre zu einem frommen Christen und tapferen Soldaten zu erziehen.

2 W. Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande». Friedrich der Große in Zeugnissen, Berichten und Anekdoten, Frankfurt a. M.-Berlin 1986, S. 12

Gleich nach dem Aufstehen um sechs Uhr früh musste Friedrich niederknien und laut sein Gebet sprechen. Er hatte dem Allmächtigen zu danken, dass er ihn die Nacht über vor Unheil bewahrt hatte und musste darum bitten, er möge ihn von allem abhalten, was ihn von Gott abbringen würde. Anschließend folgten Waschen – von Händen und Gesicht –, Anziehen und Kämmen sowie Tee- und Kaffeetrinken. Um halb sieben betraten Lehrer Duhan und Bedienstete das Zimmer des Kronprinzen. Es folgten nun Bibellektüre, nochmaliges Beten und Singen eines Kirchenliedes. Von sieben Uhr bis Viertel vor elf fand Unterricht statt. Bevor der Kronprinz zusammen mit dem Vater das Mittagessen einnahm, wusch er sich nochmals, nunmehr mit Seife, und sein Haar wurde leicht gepudert. Beim König hielt er sich bis vierzehn Uhr auf. Dann folgten erneut bis siebzehn Uhr Unterrichtsstunden. Die verbleibende Zeit bis zum Schlafengehen um halb elf blieb ihm zur freien Verfügung. Sodann wünschte er dem Vater eine gute Nacht, wusch Hände und Gesicht, betete, sang ein frommes Lied. Danach musste der Gouverneur, der im gleichen Raum schlief, sofort das Licht löschen. „Er soll sich bemühen, sauber und ordentlich zu sein und niemals schmutzig. Das ist mein letztes Wort“³, sagte Friedrich Wilhelm einmal zu seinem Sohn. Der König selbst hatte ein derart übersteigertes Reinlichkeitsempfinden, dass er kein gepolstertes Mobiliar und keine Vorhänge in seinen Räumen duldete. Friedrich war Zeit seines Lebens trotz entsprechender Erziehung kein großer Freund von Sauberkeit.

Die Erzieher des Prinzen milderten insgeheim manche vom Vater auferlegte Bestimmung des Lehrplans. Insbesondere Duhan kommt das Verdienst zu, Friedrich als erster mit Geschichte und Literatur vertraut gemacht zu haben. Auch das ausdrückliche Verbot des Königs, dem Kronprinzen Lateinunterricht zu erteilen, wurde von ihm auf Drängen Friedrichs umgangen. Eines Tages aber, als der Prinz etwa acht Jahre alt war, erschien Friedrich Wilhelm unerwartet während des Unterrichts und ertappte Duhan dabei, wie er Friedrich aus der „Goldenen Bulle“ übersetzen ließ. Der König fuhr Duhan an, was er hier denn für Unfug treibe. „Ihro Majestät“, versuchte dieser sich zu verteidigen, „ich explicire dem Prinzen auream bullam. Ich werde Dich

3 N. Mitford: Friedrich der Große, München 1973, S. 21

Schurken auream bullam“⁴, schrie der König zornig und jagte Duhan mit Fußritten und Stockschlägen aus dem Zimmer. Duhan ließ sich jedoch durch diesen Zwischenfall nicht beeinträchtigen und setzte bis zu seiner Entlassung durch den König im Jahre 1727 den Unterricht seines Zögling von Zeit zu Zeit fort.

Friedrich Wilhelm I. war sicherlich ein denkbar schlechter Pädagoge. Er hatte die Absicht, seinen Sohn nach den Grundsätzen von Strenge, Disziplin, protestantischer und militärischer Härte aufzuziehen, die er sich selbst angeeignet hatte, ohne die wesentlich kompliziertere, vielfältigere Veranlagung des kleinen Prinzen zu berücksichtigen. Sein Wille, einen Soldaten aus ihm zu machen, stand dabei im Vordergrund.

Die ersten Spielzeuge des Kronprinzen waren Bleisoldaten, Rüstungen, Trommeln, Gewehre und kleine Kanonen. Mit vier Jahren musste er die 45 Kommandos des preußischen Exerzierreglements lernen und sich im Pistolenschießen üben, obgleich der Krach der Schüsse ihn anfangs erschreckte. Mit sechs Jahren wurde er in die Kompanierolle der „Kadetten des Königlichen Prinzen“ eingetragen, die eigens für ihn aufgestellt worden war. Bald übernahm er das Kommando und ließ die Kompanie von 131 Buben vor seinem Paten, Peter dem Großen, und seinem Großvater, Georg I. von Großbritannien, paradieren. Für ihre stramme Haltung erhielten alle anschließend vom König ein Fass Bier.

Die Mutter Friedrichs hingegen, Sophie Dorothea, war eine feinsinnige Frau, die Literatur und den Künsten gegenüber sehr aufgeschlossen war und für die Neigungen des Kronprinzen, die sich in eben diese Richtung entwickelten, Verständnis zeigte. Auf Friedrich und seine Schwester Wilhelmine hatte sie jedoch keinen guten Einfluss. Ständig bekundete sie öffentlich ihre Geringschätzung und ihren Abscheu vor der Lebensweise des Königs, des „Bettlerkönigs“, wie sie ihn nannte und brachte die Kinder gegen den Vater auf. Sophie Dorothea vermisste seit dem Regierungsantritt ihres Gemahls den äußeren Glanz und Luxus der Monarchie, der ihr so sehr zusagte. So weit möglich führte sie ihr eigenes Leben in ihrem Schloss Monbijou am Spreeufer. Ihr vorrangiges Streben bestand darin, Wilhelmine und Friedrich

4 Hofmann: «Flegels haben Wir genung im lande», S. 18

mit ihren englischen Verwandten, mit Frederick, dem Prinzen von Wales, und Prinzessin Amelia zu verheiraten. Diese „englische Heirat“ sollte außer einer umfangreichen Korrespondenz und stapelweise Akten nichts einbringen. Friedrich Wilhelm wollte von diesen Bestrebungen nichts wissen, weshalb die Königin ihren Kindern mitteilte, dass der Vater, wie so oft, ihrem Glück im Wege stünde. Sophie Dorotheas Vater, der britische König Georg I., mag diese angedachten Heiraten durchaus begünstigt haben, wohingegen sein Sohn Georg II. diesem Vorhaben eher reserviert gegenüber stand. Er brachte seinem Vetter und Schwager, der ihn, als sie beide Kinder waren, einmal fürchterlich verhasst hatte, nur Verachtung und Hass entgegen. Das ständige Aufbegehren Sophie Dorotheas gegen den König und ihre Verstrickung in allerlei Hofintrigen trugen erheblich zum Unfrieden in der königlichen Familie bei. Als Friedrich zwölf Jahre alt war, konnte jedermann erkennen, dass er mit seinem Vater auf denkbar schlechtem Fuß stand. Der Kronprinz war ein sensibler, höflicher, zuweilen boshafter Junge, der raue Umgangsformen hasste. Seine Stimme war klar und weich, seine großen blauen Augen hatten bereits jenen ausdrucksvollen und durchdringenden Blick, den sie immer behalten sollten.

Seiner Schwester Wilhelmine zufolge, war Friedrichs Stimmung oftmals düster, er dachte lange nach, bevor er antwortete und lernte nur mühsam. „Dem König“, so schreibt Wilhelmine in ihren Memoiren, „war mein Bruder von Natur zuwider, er sah ihn nie, ohne ihn zu misshandeln, und das flößte ihm die Furchtsamkeit und Scheu ein, die er nie gegen seinen Vater ablegte.“⁵ Friedrich Wilhelm erteilte seinem Sohn den offiziellen Befehl, nur zu den Mahlzeiten in seiner Gegenwart zu erscheinen und drohte ihm ständig mit dem Stock. Friedrich bekam Schläge, weil er bei kaltem Wetter Handschuhe getragen, mit einem silbernen Löffel gegessen oder ihn ein bockendes Pferd abgeworfen hatte. Die Wutausbrüche seines Vaters ängstigten, aber faszinierten ihn auch. Als er älter wurde, verbündete er sich mit Wilhelmine und beide ärgerten den König, wo immer sich Gelegenheiten ergaben, um ihm, sobald sie ihn in Zorn versetzt hatten, geschickt aus dem Weg zu gehen. Zumeist suchten sie bei solchen Gelegenheiten Zuflucht hinter Wandschirmen im Zimmer ihrer Mutter oder entwischten

5 C. v. Grünwald: Porträt des Genius. Friedrich der Große, Hamburg 1967, S. 89

durch Geheim- und Wandtüren in den Räumen der Königin. Dem Vater blieb nicht verborgen, dass die Königin ihren Sohn in Schutz nahm, wo sie nur konnte. Der König musste einsehen, dass sein Sohn sich, trotz aller Strenge, nicht in die von ihm gewünschte Richtung entwickeln würde. Friedrich gehorchte zwar meist, aber sein Verhalten ließ manchmal den vom Vater gewünschten Ernst vermissen. Während eines Besuchs im Haus des Vizepräsidenten des Generaldirektoriums*, General Friedrich Wilhelm von Gumbkow, im Frühjahr 1724, bemerkte der König plötzlich, auf den Sohn deutend: „Ich möchte wohl wissen, was in diesem kleinen Kopf vorgeht. Ich weiß, daß er nicht so denkt wie ich; es gibt Leute, die ihm andere Gesinnungen beibringen und ihn veranlassen, alles zu tadeln; das sind Schufte.“ Dieses letzte Wort wiederholte er nochmals und fuhr dann fort: „Fritz, denke an das, was ich dir sage. Halte immer eine gute und große Armee, du kannst keinen besseren Freund finden und dich ohne sie nicht halten. Unsere Nachbarn wünschen nicht mehr, als uns über den Haufen zu werfen, ich kenne ihre Absichten, du wirst sie auch noch kennen lernen. Glaube mir, denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte dich an das Reelle. Halte immer auf eine gute Armee und auf Geld; darin besteht die Ruhe und die Sicherheit eines Fürsten.“⁶ Der Vater hatte seine Worte mit leichten Schlägen auf die Wange des Prinzen begleitet, die aber immer stärker wurden und schließlich in Ohrfeigen ausarteten.

Ein Zerwürfnis zwischen König und Kronprinz schien unvermeidbar zu sein. Friedrich gab sich aber stets beherrscht und ließ die Schläge und Beleidigungen des Vaters geradezu mit Gleichmütigkeit über sich ergehen. Friedrich Wilhelm hielt weiterhin an seinem Vorhaben fest, die Entwicklung des Prinzen nach seinen Vorstellungen zu lenken. Am 1. Mai 1725 ernannte er den 13jährigen zum Hauptmann des königlichen Leibregiments in Potsdam und sorgte dafür, dass der Schulunterricht weitgehend durch militärische Ausbildung ersetzt wurde. Auf Befehl des Königs hätten sich die Erzieher „äußerst angelegen sein zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzu-

* Das Generaldirektorium, mit vollem Namen „General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium“, war eine zwischen 1723 und 1808 bestehende preußische Zentralbehörde für die Innen- und Finanzverwaltung. Es wurde von König Friedrich Wilhelm I. (1688 – 1740) als „Registratur“ eingerichtet.

6 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 24

prägen.“⁷ Mit 14 Jahren erfolgte die Ernennung Friedrichs zum Major der Potsdamer Grenadiere, der sogenannten „Lange Kerls“^{*}, und mit 16 erhielt er das Patent als Oberstleutnant.

Da Friedrich Wilhelm den Kronprinzen nun so eng wie möglich an sich binden und ständig kontrollieren wollte, musste dieser ihn auf nahezu allen Reisen begleiten. Still, ängstlich und oftmals krank schien Friedrich für körperliche Anstrengungen jeglicher Art wenig geeignet, doch auf dessen Konstitution nahm der Vater keinerlei Rücksicht. Er überforderte seinen Sohn ständig, so dass ein ausländischer Diplomat entsetzt feststellte: „Ob ihn schon der König herzlich liebt, so fatiguiert [ermüdet] er ihn mit Frühaufstehen und Strapazen den ganzen Tag dennoch dergestalt, daß er bei jungen Jahren so ältlich und steif aussiehet, als ob er schon viele Kampagnen getan hätte.“⁸

Oftmals saß der Kronprinz schon morgens um zwei Uhr im Sattel und sein Dienst dauerte bis spät in die Nacht. Als der König in den Jahren 1725 und 1726 zur Inspektion nach Magdeburg, Preußen und Westfalen reiste, musste Friedrich ihn begleiten. Der Sohn lehnte sich in jenen Jahren nie öffentlich gegen den Vater auf, er gab sich äußerlich stets gehorsam. Innerlich aber stemmte er sich mit aller Kraft gegen ihn. Der Frankfurter Schriftsteller und Jurist Johann von Loen bemerkte nach seinem Aufenthalt in Berlin: „Der König sowohl als die Königin halten diesen Prinzen unter einer scharfen Zucht, und es sind wohl wenig Königskinder in der Welt, denen so durch den Sinn gefahren und der jugendliche Wille gebeuget wird.“⁹

Über die Atmosphäre am Berliner Hof konnte Loen folgendes mitteilen: „Wenn man von dem Berliner Hof redet, so versteht man dar-

7 W. Heinze, H. Rosenburg: Quellen-Lesebuch für den Unterricht in der vaterländischen Geschichte. Für Lehrerbildungsanstalten und Lehrer, Hannover-Berlin 1903, 2. Teil, S. 62 f.

* „Lange Kerls“ war die volkstümliche Bezeichnung für die Soldaten des Königsregiments (Nr. 6) Friedrich Wilhelms I., der sogenannten „Potsdamer Riesengarde“. Die Grenadiere dieses Regiments mussten mindestens 6 Fuß, also etwas über 1,88 Meter, messen. Spezialbeauftragte des Königs waren europaweit unterwegs, um große Männer durch hohe Handgeldzahlungen – manchmal auch unter Ausübung von Zwang – zur Dienstinahme in Preußen zu bewegen.

8 Wie Anm. 6

9 G. Volz (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, 3 Bde., Berlin 1926, Bd. 1, S. 7

unter schier nur die Kriegersleute; diese allein machen eigentlich den königlichen Hof aus. Die Räte, Kammerherren, Hofjunker und dergleichen, wann sie nicht zugleich Kriegersämter haben, werden nicht viel geachtet [...]; die Gelehrten aber haben sich bei dem König am meisten verächtlich gemacht. [...] Der schönste Glanz des preußischen Hofes besteht in der auserlesenen Mannschaft, die der König auf den Beinen hat; insonderheit ist das große Grenadierregiment zu Potsdam etwas so herrliches und majestätisches, daß kein Potentat in der Welt es darinnen leicht dem König in Preußen wird vortun können. [...] Wann sie ihre Waffenübungen machen, [...] wann sie Feuer geben, wann sie auf und ab ziehen, so läßt es, als ob sie zusammen nur einen Körper ausmachten.“¹⁰

Friedrich Wilhelm bemühte sich unablässig und immer wieder aufs neue, den Sohn nach seinen Vorstellungen zu formen. Er nahm ihn neben den zahlreichen Reisen auch auf die Jagd mit, eine fürstliche Unterhaltung, die Friedrich Zeit seines Lebens ablehnte, oder er ließ ihn an der sogenannten „Abendgesellschaft“, dem „Tabakkollegium“, teilnehmen. Diese abendliche Runde, zu der sich Generäle, Minister, ausländische Botschafter und Possenreißer in einem kahlen Raum auf Holzbänken zusammen fanden, aus großen Körben den Tabak entnahmen und reichlich Alkohol konsumierten, war die einzige Entspannung des Königs. Der Kronprinz verabscheute diese biertrinkende, rauchende Männergesellschaft, die sich an derben Späßen und schmutzigen Witzen erfreute sowie mitunter Gefallen daran fand, Gelehrte wie den ehemaligen Präsidenten der Akademie der Wissenschaft, den Hofrat Jakob Paul Freiherr von Gundling, zu Hofnarren zu machen und möglichst erniedrigenden Demütigungen auszusetzen. Friedrich tat bei diesen Zusammenkünften so, als ob er rauche und trinke – beides konnte er sein Leben lang nicht ausstehen. Der Vater hatte ihn bei solchen Gelegenheiten unter genauer Beobachtung.

Zu jenem Zeitpunkt sah Friedrich Wilhelm seine Erziehungsarbeit bereits als gänzlich gescheitert an. Es war ihm nicht gelungen, aus dem Sohn einen guten Soldaten zu machen. Friedrich schoss schlecht, saß krumm im Sattel und fiel bei einer Parade in Gegenwart der Generäle vom Pferd. Nach Ansicht des Vaters erfüllte der Kronprinz seine

¹⁰ Ebd., S. 5 ff.

Pflichten nicht. Er wusch sich nicht, trug aber Hemden mit Spitzen, kräuselte sein Haar und war vollkommen verweichlicht. Er las, insbesondere französische Literatur, spielte Flöte und hatte nur Spott übrig für Personen oder Dinge, die der König besonders schätzte.

Missmutig rief der Vater aus: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben!“¹¹

Um Friedrich fortan noch besser unter Kontrolle halten zu können, stellte der Vater ihm vier junge Offiziere als Gefährten und Aufsichtspersonen zur Seite, die ihn ständig begleiten mussten. Diese hatten vom König die Order erhalten, den Kronprinzen von Verfehlungen jeglicher Art abzuhalten und Friedrich Wilhelm über alle Vorkommnisse Bericht zu erstatten. Friedrich gelang es innerhalb kurzer Zeit, seine Bewacher für sich einzunehmen. Mit einem dieser Offiziere, Leutnant Friedrich Ludwig von Borcke, verband ihn bald eine enge Freundschaft. Dennoch fühlte sich Friedrich aufgrund seiner misslichen Lage zutiefst bedrückt und niedergeschlagen. Aber auch der König verfiel im Winter 1727/28 in tiefste Schwermut und beabsichtigte ernsthaft abzudanken und seinem Sohn die Herrschaft zu übertragen. Zu eben jener Zeit erhielt Friedrich Wilhelm eine Einladung von August II., genannt „der Starke“, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, für Anfang des Jahres 1728 an den Dresdner Hof, die ihm durch den sächsischen Feldmarschall Jakob Heinrich Graf Flemming persönlich überbracht wurde.

Zwischen beiden Königen war es vor einiger Zeit zu Spannungen gekommen, da ein sächsischer „Langer Kerl“, wohl unter Anwendung von Gewalt, nach Berlin verschleppt worden war. Beiden Fürsten war daran gelegen, die aufgrund dieses Zwischenfalls leicht angespannte Lage wieder zu normalisieren. Hoherfreut nahm der Preußenkönig die Einladung an.

Da der sächsische Hof aber nicht nur einer der prunkvollsten und kultiviertesten war, sondern auch als einer der sittenlosesten galt, wollte Friedrich Wilhelm seinen Sohn zunächst nicht mit auf diese Reise nehmen. Seine Schwester Wilhelmine, die wusste, wie sehr sich ihr Bruder nach einer solchen Abwechslung sehnte und die selbst den

11 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 26

König begleiten durfte, drängte den sächsischen Gesandten in Berlin, Ulrich Friedrich von Suhm, so eingehend, bis dieser August II. dazu veranlasste, persönlich auf dem Erscheinen des Kronprinzen zu bestehen. Für Friedrich eröffnete sich in Dresden eine gänzlich neue, berauschende Welt. Festivitäten aller Art – Opern, Theateraufführungen, Bälle – lösten einander ab. Der Kronprinz erhielt auch Gelegenheit, erstmals öffentlich als Flötenspieler aufzutreten, wofür er mit reichlich Beifall belohnt wurde.

Auch Friedrich Wilhelm vergnügte sich und blieb während dieser vier Wochen am sächsischen Hof bei bester Laune, obwohl er bemerkt haben muss, dass sein Sohn in dieser Gesellschaft eine bessere Figur machte als er. Auf einem der Bälle platzten ihm die Hosen, was ihn unfreiwillig zur komischen Figur machte. „Ich bin in Dressen und springe und tanze, ich bin mehr fatiguit als wenn ich alle Tage zwei Hirsche tot hetzte“,¹² schrieb er ausgelassen nach Berlin. Der Gastgeber scheute wahrhaftig keine Mühen, die Gäste abwechslungsreich zu unterhalten. Eines Abends führte August sie durch einige erlesene Räume des Schlosses. In einem wurde plötzlich ein Vorhang beiseite geschoben und der Gesellschaft bot sich nach Wilhelmnes Schilderung folgender Anblick: „Es war dies ein Mädchen in dem Zustande unserer ersten Eltern, nachlässig auf einem Ruhebette hingestreckt. Dieses Geschöpf war schöner als man Venus und die Grazien malt: sie bot dem Blicke einen Körper von Elfenbein dar, weißer als der Schnee und schöner geformt als der der schönen Statue der mediceischen Venus in Florenz. Das Cabinet, welches diesen Schatz einschloß, war von so vielen Kerzen erleuchtet, daß ihr Glanz blendete und der Schönheit dieser Göttin einen neuen Schimmer verlieh. Die Erfinder dieses Schauspiels zweifelten nicht daran, daß der Gegenstand Eindruck auf das Herz des Königs machen werde, aber es kam ganz anders.“¹³

Sobald der Vater die „hingestreckte“ Schöne erblickt hatte, riss er den Hut vom Kopf, hielt ihn seinem Sohn vor das Gesicht und drängte ihn ungeduldig aus dem Raum. Friedrich hatte aber von der reizvollen Dame, der Gräfin Orczelska, einer illegitimen Tochter Augusts, wohl genug zu Gesicht bekommen, um von ihr hingerissen zu sein. Wilhel-

¹² Ebd., S. 28

¹³ Ebd.

mine behauptete, ihr Bruder sei den Reizen dieser hübschen Frau erlegen und habe von der Reise nach Dresden sogar eine Geschlechtskrankheit mit nach Berlin gebracht. Inwieweit diese Darstellung reine Legende ist, bleibt offen. Es gilt aber als gesichert, dass Friedrich bald nach der Rückkehr aus Dresden von einer schweren, womöglich lebensbedrohenden, Krankheit befallen wurde. Tief besorgt berichtete der König am 23. April 1728 an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau: „Mein ältester Sohn ist sehr krank und wie eine Abzehrung. Sie können sich einbilden, wie mir zumute dazu ist. Ich will bis Montag abwarten; wo es dann nit besser wird, ein Konsilium aller Doktor halten, denn sie nit sagen können, wo es ihm sitzt, und er so mager wie ein Schatten wird, doch nit hustet. Also Gott sei anbefohlen; dem müssen wir uns alle unterwerfen. Aber indessen gehet es sehr hart, da ich soll itzo von die Früchte genießen, da er anfänget, rasonabel [vernünftig] zu werden, und müßte ihn in seiner Blüte einbüßen. Enfin [schließlich], ist Gottes Wille, der machet alles recht; er hat es gegeben, er kann es nehmen, auch wiedergeben. Sein Will gescheh im Himmel als auf Erden. Meine beste Konsolation ist: Wir müssen alle dahin, also einer frühe, der ander spät, da ist kein Kraut vor gewachsen. Ich wünsche Euer Liebden von Herzen, daß sie der liebe Gott möge vor allem Unglücke und solche Chagrin [Kummer] bewahren. Wenn die Kinder gesund sein, so weiß man nit, daß man sie lieb hat.“¹⁴

Der Kronprinz überstand die Krankheit, konnte aber erst, nachdem er bereits am 14. März 1728 das Oberstleutnantpatent erhalten hatte, Mitte Mai seinen militärischen Dienst wieder aufnehmen. Er war aber noch nicht wieder so weit genesen, um den Vater auf seinen Inspektionsreisen zu begleiten.

Während der Abwesenheit des Königs widmete sich Friedrich vorrangig dem Lesen und Musizieren. Da August der Starke der Königin sein Kammerorchester und den Flötisten Johann Joachim Quantz für einige Zeit ausgeliehen hatte, fanden auf Schloss Monbijou fast täglich Konzerte statt. Kaum aber war der König wieder zurückgekehrt, setzte sich der Konflikt zwischen Vater und Sohn fort. So kam es zu Szenen, als Friedrich Wilhelm erfuhr, dass der Kronprinz Schulden gemacht

14 O. Krauske (Hrsg.): Die Briefe König Friedrich Wilhelms I. an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, Acta Borussica, Berlin 1905, S. 397 ff.

hatte, um sich insgeheim eine größere Bibliothek, die im Haus des Finanzrates Julius von Pehnen untergebracht war, und Noten zuzulegen. Friedrich, der wohl den anpassungsfähigen Charakter seiner Mutter geerbt hatte, es zudem fast schon gewohnt war, dass der Vater mit Kerzenleuchtern und Tellern nach ihm warf, schwieg und erleichterte seine Seele in Briefen an Freunde. „Der König ist beständig schlechter Laune“, schrieb er am 3. September 1728 aus Wusterhausen* an den jungen Leutnant von Borcke, „er brummt gegen jedermann, ist mit niemand, auch [nicht] mit sich selbst, zufrieden, leider Gottes; wie könnte man ihn zufriedenstellen? Er ist schrecklich aufgebracht gegen mich. [...] Er hat alles mögliche mit mir vor, aber schwankt zu sehr, so daß ich glaube, es wird alles beim alten bleiben. Wir sind weder vorwärts noch rückwärts gekommen [...], man lernt endlich durch die Länge der Zeit, sorglos zu werden; ich bin es jetzt trotz allem, was mir passieren kann, ich blase Flöte, ich lese und liebe immer meine Freunde mehr als mich selbst.“¹⁵

Wenig später, am 10. September, wandte sich Friedrich, da er den Vater nicht mehr anzusprechen wagte, in einem Brief an ihn: „Mein lieber Papa, ich habe mich lange nicht unternehmen mögen zu meinem lieben Papa zu kommen, teils weil es mir abgeraten, vornehmlich aber weil ich mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinären [gewöhnlichen] sollte vermuten sein; und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit meinem gegenwärtigen Bitten zu verdrießen, habe ich es lieber schriftlich tun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß, nach langem Nachdenken, mein Gewissen mir nicht das mindeste gezeigt hat, worin ich mir etwas zu reprochiren [vorzuwerfen] haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen getan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit untertänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem sei-

* Friedrich Wilhelm I. liebte dieses kleine, einfache Schloss in Wusterhausen, das von einem übelriechenden Wassergraben umgeben war und an dessen Zugbrücke, nahe des Eingangs, zwei Bären und vier Adler angekettet waren, die vor allem durch ihr aggressives Verhalten Bediensteten und Besuchern gegenüber auffielen.

15 G. Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König. Friedrich der Große in seinen Briefen und Erlassen, sowie in zeitgenössischen Briefen, Berichten und Anekdoten, Ebenhausen 1912, S. 9

nem Tun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonst gar nicht darein schicken, da ich sonst immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben, und ich nun das Contraire [Gegenteil] sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird [...]"¹⁶

Die schriftliche Antwort des Vaters fiel jedoch höchst ungnädig aus: „Sein eigensinniger, böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet; denn wenn man nun Alles tut, absonderlich seinen Vater liebet, so tut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. Zum Andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminierten [verweiblichten] Kerl leiden kann, der keine männliche Inclinationen [Neigungen] hat, der sich nicht schämt, weder reiten noch schießen zu können, und dabei malpropre [unreinlich] an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal reprimandiret [getadelt], aber Alles umsonst und keine Besserung in Nichts ist. Zum Andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit Welschen, und nicht populär und affable [leutselig] ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen tut, als mit der Force angehalten; nichts aus Liebe, und er Alles dazu nichts Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonst Alles nichts nütze ist.“¹⁷

Friedrich gab trotz dieser eindeutigen Antwort die Hoffnung nicht auf, den Vater doch noch sanfter stimmen zu können. So äußerte er wenig später während eines Essens aus Anlass des Hubertusfestes dem sächsischen Gesandten gegenüber mit lauter Stimme, so dass es der König hören konnte, wie sehr er seinen Vater ehre. Bald darauf warf er sich dem Vater in gespielter Trunkenheit zu Füßen und küsste ihm die Hände. Zwar war Friedrich Wilhelm an diesem Abend hoch erfreut über das Verhalten des Sohnes, aber langfristig änderte sich an seiner Willfähigkeit ihm gegenüber nichts. Er trat nun sogar nach dem

16 J. Preuß (Hrsg.): Oeuvres de Frédéric le Grand, 30 Bde., Berlin 1846-1857, Bd. 27, Teil 3, S. 10

17 Ch. Graf v. Krockow, K.H. Jürgens: Friedrich der Große. Lebensbilder, Bergisch Gladbach 1986, S. 28

Kronprinzen oder zog ihn an den Haaren – bevorzugt vor den Augen der Dienerschaft und Offiziere.

Die beiden Offiziere Finckenstein und Kalckstein, die dem Kronprinzen vom Vater als Erzieher zur Seite gestellt, worden waren, wurden im Frühjahr 1729 durch Oberstleutnant Friedrich Wilhelm von Rochow und Leutnant Dietrich Freiherr von Keyserlingk ersetzt. Rochow sollte bei der Erziehung des Prinzen einer eindeutigen Instruktion des Königs folgen und Friedrich darin unterweisen, „daß alle effimierte, laszive, weibliche Occupationes [Beschäftigungen] einem Manne höchst unanständig wären“, derartiges sei etwas für Gecken und Damoiseaux [Zierbengel]; „ein Damoiseau aber ist ein Lump und ein schurkischer Kerl, der zu nichts nutz in der Welt, als zu Nasenstüßern.“¹⁸ In seiner Unterweisung tadelte der König zudem, dass der Prinz „in seinem Gehen, Lachen, Sprechen allemal grimassiret, und wenn er reitet, isset oder gehet, sich allezeit krumm und schief hält. Wer aber“, so der Vater, „den Kopf zwischen den Ohren hangen läßt und schlotterig ist, der ist ein Lumpenkerl.“ Rochow soll mit allen Mitteln dem Prinzen „die Schlafmütze auf dem Kopp vertreiben, daß er mehr Vivacität bekommt.“¹⁹

Friedrich Wilhelm hoffte, so aus seinem Sohn doch noch einen guten Offizier und „honnête-homme“* – einen aufrichtigen Mann – machen zu können. Friedrich verstand sich mit beiden neuen Erziehern ausgezeichnet, „aber Keyserlingk als der ausschweifendere und jüngere war ihm infolgedessen lieber“²⁰, wie Wilhelmine in ihren Memoiren festhielt. Aber auch Rochow konnte letzten Endes die Situation nicht mehr ändern. Die Zusammenstöße zwischen Vater und Sohn häuften sich fortan eher noch. Der Kronprinz war aufgrund ständiger Überwachung gezwungen, all das, was ihm am Herzen lag und wofür

18 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 31

19 Ebd., S. 31

* Nicolas Farets Hauptwerk, das im Jahre 1630 unter dem Titel „L'Honnête Homme ou l'art de plaire à la Cour“ in Paris erschien, verschaffte dem Autor nachhaltige Anerkennung und die sofortige Aufnahme in die 1635 gegründete Académie française. In seinem Erziehungs- bzw. Verhaltenstraktat bespricht Faret die wichtigsten Regeln für das erfolgreiche Auftreten des Adligen bei Hofe im Zeitalter des Absolutismus.

20 I. Weber-Kellermann (Hrsg.): Wilhelmine von Bayreuth, Frankfurt a. M. 1990, S. 31

er sich interessierte, heimlich zu tun. Der Flötenunterricht, den Quantz ihm gab, musste stets im Verborgenen statt finden. Quantz kam erstmals im Mai 1728 beim Besuch Augusts des Starken am Preußischen Hof nach Berlin. Die Königin war von seinem Spiel so begeistert, dass sie ihn nur zu gerne in ihren Diensten gesehen hätte, was August jedoch ablehnte. Wohl gestattete er es Quantz aber, zweimal jährlich nach Berlin zu reisen, um Friedrich im Flötenspiel zu unterrichten. Meist fand dieser heimliche Unterricht am frühen Morgen oder aber am Nachmittag statt. So geschah es auch im Sommer des Jahres 1730, kurz vor einer gemeinsamen Reise von Vater und Sohn in die Rheinprovinzen. Der Kronprinz hatte beim Musizieren, wie meist, die Uniform, den „Sterbekittel“, wie er verächtlich sagte, abgelegt und sich in einen bequemen Schlafrock aus Goldbrokat gehüllt. Auch trug er keinen Zopf, sondern eine gepuderte französische Perücke mit Haarbeutel. Vor der Tür zu Friedrichs Raum stand bei diesen musikalischen Treffen stets ein mit dem Prinzen befreundeter Offizier, um ein überraschendes Kommen des Vaters sofort zu melden. An jenem Tag war dies der junge Leutnant Hans Hermann von Katte, der plötzlich ins Zimmer gestürzt kam und aufgeregt das Nahen des Königs ankündigte. Eiligst ergriff Katte Flöten und Noten, packte Quantz bei der Hand und flüchtete mit ihm in eine angrenzende, zum Beheizen der Öfen bestimmte Kammer. Hier mussten beide über eine Stunde ausharren. Friedrich gelang es noch, den Schlafrock gegen die Uniform auszutauschen, nicht aber die Perücke samt Haarbeutel verschwinden zu lassen. Dieser Anblick entzürnte den Vater vollends, er riss seinem Sohn die Perücke vom Kopf und untersuchte das ganze Zimmer, bis er endlich hinter der Wandverkleidung verborgene Fächer voll mit Büchern, zu meist natürlich französische Literatur, und Schlafröcken entdeckte. Letztere warf er auf der Stelle in das Kaminfeuer. Die Bücher wurden dem Buchhändler Haude zum Verkauf übergeben, der sie jedoch, da er Mitleid mit dem Prinzen hatte, zu Friedrichs Verfügung hielt und ihm später die gesamte Bibliothek wieder zurückgab.

Die tiefe Kluft zwischen Vater und Sohn war zu diesem Zeitpunkt unüberbrückbar geworden. Wilhelmine, die für ihren Bruder nur höchste Bewunderung empfand („...der liebenswürdigste Prinz, den man sich denken konnte, schön und gut gewachsen, mit einem für sein

Alter überlegenen Geist...“)²¹, schilderte in ihren Memoiren, wie sich die Auseinandersetzung allmählich ihrem Höhepunkt näherte: „Niemand weiß, was ich ertragen muß“, habe ihr der Bruder berichtet. „Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit niemand mehr sprechen, bin von lauter Aufpassern umgeben. Was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; sowie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog, und ich mich erdrosselt fühlte, rief ich endlich um Hilfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrigbleibt als die Flucht? Katte und Keith sind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und habe alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England; dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten.“²²

21 Wie Anm. 20, S. 96

22 Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Aus dem Französischen übersetzt von A. Kolb, Leipzig 1920, S. 146 ff.

Fluchtversuch, Festungshaft und Pardonierung

Die Gelegenheit zur Flucht schien sich auf jener gemeinsamen Reise von König und Kronprinz in die Rheinprovinzen zu bieten. Am frühen Morgen des 16. Juli 1730 brachen sie zusammen auf. Der Kronprinz stand während der gesamten Reise unter strikter Bewachung von Oberst von Rochow, Generalmajor Wilhelm Dietrich von Buddenbrock und Oberst Arnold Christoph von Waldow, die alle vom König persönlich angehalten worden waren, mit dem Prinzen in einem Wagen zu fahren. Am 20. Juli trafen die Reisenden in Ansbach ein, um sich eine Woche am Hof des Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich aufzuhalten, mit dem Friedrichs Schwester Friederike Luise seit einem Jahr verheiratet war. Hier erhielt der bereits beunruhigte Kronprinz, der bis zu diesem Zeitpunkt von seinem Mitverschworenen und Fluchthelfer, Leutnant von Katte, noch keine Nachricht erhalten hatte, endlich durch dessen Vetter, der als Kurier zwischen beiden fungierte, Mitteilung, dass er in Berlin verbleiben müsse, da er keinen Urlaub bekommen habe. Friedrich schrieb ihm voll Zuversicht, dass die Flucht auch so gelingen werde: „In zwei Tagen bin ich frei, ich habe Geld, Kleider, Pferde, meine Flucht wird unfehlbar gelingen und sollte ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster mir eine Freistatt suchen, wo man unter Skapulier und Kutte den argen Ketzer nicht herausfinden soll. Du wirst mir sogleich nachfolgen mit dem, was ich dir anvertraut habe, und wenn wir uns auch erst jenseits des Meeres wiederfinden: nimm deinen Weg über Leipzig und Wesel nach Holland, dort wirst du von mir hören.“²³ Der Vetter Kattes bat den Kronprinzen inständig, bloß nichts Unüberlegtes zu tun. Zu Rochow bemerkte er, ohne dabei ins Detail zu gehen, gut auf den Prinzen Acht zu geben. Am 29. Juli hatte Friedrich Katte mitgeteilt, sich nach Den Haag zu begeben, wo er selbst als Comte d’Alberville unterzutauchen gedenke.

23 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande» , S. 43

Die weitere Reise ging über Augsburg nach Ludwigsburg. Bei Heilbronn verließ man das Neckartal, um den Weg Richtung Rhein fortzusetzen. In Steinsfurt, wo die Reisenden die Nacht auf einem Hof verbrachten, wollte der Prinz endlich seinen Fluchtplan in die Tat umsetzen. Für die frühen Morgenstunden hatte er den Pagen Keith, der eher gegen seinen Willen in die Verschwörung eingeweiht war, mit zwei Pferden zu der Scheune bestellt, in der Friedrich die Nacht verbrachte. Keith verspätete sich und Oberst von Rochow war bereits durch einen misstrauisch gewordenen Kammerdiener geweckt worden. Der Oberst trat auf den Prinzen zu und wünschte ihm einen Guten Morgen – die Flucht war damit gescheitert.

Friedrich wollte aber nicht aufgeben, und Keith sollte für die kommende Nacht wiederum Pferde besorgen. Dieser hielt der nervlichen Belastung jedoch nicht mehr stand und warf sich dem König am 6. August in Mannheim, nach Besuch des Gottesdienstes in der kurfürstlichen Hofkirche, vor die Füße und gestand das gesamte Vorhaben. Friedrich Wilhelm ließ sich seine Erregung, so gut wie irgend möglich, nicht anmerken. Er befahl Rochow, der mit Friedrich rund zwei Stunden nach dem König eingetroffen war, „bei seinem Kopfe“, da noch drei ausländische Territorien – Hessen-Darmstadt, Frankfurt und Köln – zu durchqueren seien, den Kronprinzen unter strengster Bewachung in das preußische Wesel zu bringen.

Bei der Zusammenkunft von Vater und Sohn in Darmstadt bemerkte der König, ohne sich seine Kenntnis des Fluchtplanes anmerken zu lassen, spöttisch zu Friedrich: „Ich wundere mich, Ihn hier noch zu sehen. Ich glaubte, Er sei schon in Paris.“ Friedrich, der nicht ahnte, dass man ihn bereits verraten hatte, konterte keck: „Wenn ich gewollt hätte, wäre ich es auch.“²⁴

Sobald man am 12. August 1730 in Wesel preußischen Boden erreicht hatte, wurde der Kronprinz verhaftet und vom König selbst einem ersten Verhör unterzogen, in dessen Verlauf Friedrich Wilhelm schließlich die Kontrolle verlor und mit gezogenem Degen auf seinen Sohn losgehen wollte. Festungskommandant Konrad Heinrich von der Mosel warf sich augenblicklich mit folgenden Worten dazwischen: „Wenn Sie Blut sehen wollen, Sire, dann nehmen Sie meines; aber

24 Wie Anm. 23, S. 44

schonen Sie Ihres Sohnes!“²⁵ Der Vater sah in dem Fluchtversuch nicht nur eine „Desertion“, sondern auch eine mögliche Verschwörung gegen ihn selbst. Der Kronprinz entzog sich bei allen weiteren Verhören geschickt jeder eindeutigen Antwort und wurde in der Festung Küstrin inhaftiert. Zwischenzeitlich hatte der König auch Katte in Gewahrsam nehmen lassen, der am 27. und 28. August ein ausführliches Geständnis niederschrieb. Lediglich dem Pagen Keith war es, kurz nachdem Friedrich ihm noch eine Notiz mit dem dringendem Rat zu fliehen zugesteckt hatte, gelungen, nach Holland zu entkommen.

Die Festungshaft in Küstrin war durch eine Ordre des Königs bis in alle Einzelheiten geregelt: „Also daß des Tages dreimal die Thüre aufgeschlossen wird, und jedesmal nicht länger auf bleiben muß als vier Minuten und allemal zwei Capitains bei dem Auf- und Zuschließen sein sollen, was die Schildwachen anlangt, sollen sie so viel setzen als nöthig ist, denn sie davor responsable [verantwortlich] sein sollen. Die beiden Capitains, die auf- und zuschließen lassen, sollen bei größter Ungnade mit dem Gefangenen nicht sprechen, wenn Er Ihnen was fräget, was hier und dort passiret, was Neues wäre in der Welt sollen sie Ihm nicht antworten, und dieses ist meine stricte Ordre, da sie sich beiderseits sollen nach conformieren [bestätigen], und mit ihren Köpfen responsable sein.“²⁶

Der Kronprinz litt unter den strengen Haftbedingungen, gab sich aber bei Anhörungen gegenüber den Mitgliedern der Untersuchungskommission gelassen bis dreist. Am 16. September fand schließlich das entscheidende Verhör statt, bei dem der Gefangene 185 Fragen vorgelegt bekam, die der König entweder selbst formuliert oder aber zuvor genehmigt hatte. Hier hieß es unter anderem: „1. Wer ist sein Vater?. 2. Wer ist sein Landesherr?, 3. Wer ist sein Kriegsherr?, 4. Weiß Er sich zu erinnern, daß Se. Königliche Majestät in Preußen als sein Vater und Landesherr Ihm in seiner Jugend alle Liebe erwiesen?“²⁷ Friedrich Wilhelm wollte auf diese Weise wohl zeigen, dass sein Sohn ihm von Anfang an zuwider gehandelt habe. Der König hatte zeitweilig für Friedrich sogar die Todesstrafe vorgesehen und versuchte, jedoch vergebens, vom Kronprinzen einen Thronverzicht zu erzwingen. Lie-

25 Ebd., S. 46

26 P. Gaxotte: Friedrich der Große, Frankfurt a. M. - Berlin-Wien 1973, S. 75 f.

27 Ebd., S. 76

ber lasse er sich, so der Sohn, „den Kopf abschlagen“, als dem Thron zu entsagen. In einem Zusatzprotokoll anlässlich jenes Verhörs vom September 1730 gab der Prinz an: „...daß er wohl erkenne, ganz und gar in allen Stücken unrecht zu haben; am meisten beklage er, daß Seine Königliche Majestät Chagrin [Kummer] darum hätten, bäthe Dieselbe aber, zu glauben, daß seine Intention [Absicht] niemals criminel gewesen, noch er gesucht, Sr. Königlichen Majestät das geringste zu leide zu thun; er submittire [unterwerfe] sich in allem des Königs Willen und Gnade, Se. Majestät möchten es mit ihm machen, wie Sie es gut finden würden, und bäthe Dieselbe um Vergebung.“²⁸

Friedrich Wilhelm riss dieses Protokoll wutentbrannt entzwei und ließ die Haftbedingungen für seinen Sohn verschärfen.

Erst der mutige Protest einiger hoher Offiziere am Preußischen Hof konnte den cholерischen König von weiteren Exzessen gegen den eigenen Sohn abhalten. Hinzu kam, dass die Angelegenheit unterdessen in ganz Europa Aufsehen erregt und Friedrich durchaus Sympathien eingebracht hatte. Die Niederlande, Schweden und Großbritannien intervenierten im Namen des protestantischen Glaubens zugunsten des Kronprinzen. Auch der Kurfürst von Sachsen und König von Polen sowie der Kaiser, als Oberhaupt des Reiches, und Russland gesellten sich den um Gnade Bittenden bei. Der König war gezwungen einzulenken und von seiner Rachsucht gegen den Prinzen abzulassen, um letzten Endes bei der ganzen Auseinandersetzung nicht selbst zum Angeklagten zu werden. Am 25. Oktober trat das Kriegsgericht zusammen und Ende Oktober lagen die Urteile vor. Im Fall des Kronprinzen erklärte das Gericht, dass es sich nicht „erkühnen“ dürfe, über den Sohn oder gar die Familie des Königs ein Urteil zu sprechen und überwies die Entscheidung „Seiner Königlichen Majestät Gnade“. Der König aber hatte gehofft, dass die Richter ihm aus der Verlegenheit helfen würden, doch statt dessen musste er erkennen, dass diese das Vergehen des achtzehnjährigen Prinzen als jugendliche Unbesonnenheit abtaten. Sein ganzer Zorn traf nun den in die Fluchtpläne eingeweihten Leutnant Katte. Das Kriegsgericht verurteilte den jungen Offizier wegen „Fahnenflucht“ zu lebenslanger Festungshaft. Friedrich Wilhelm griff ein und ließ den Urteilsspruch kraft seines Anspruchs als absoluter

²⁸ Wie Anm. 27, S. 78

Monarch in ein Todesurteil umwandeln: „... was aber den Lieutenant Katten und deßen Verbrechen auch die von dem Kriegsrecht deshalb gefällte Sentenz anbelanget, so sind Seine Königl. Majestät zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich zu mindern. Dieser Katte aber ist nicht nur in Meinem Dienst Offizier bei der Armée, sondern auch bei die Garde Gens d’armes. Und da bei der ganzen Armée alle meine Offiziere Mir getreu und hold sein müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen von den Officiers von solchen Regimentern; indem bei solchen ein großer Unterschied ist, denn Sie immediatement [unmittelbar] an Sr. K.M. allerhöchsten Person und Dero Königliche Hause attachiret [gebunden] sein, Schaden und Nachteil zu verhüten, vermögen seines Eides. Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramiret [zusammenarbeitet] zur Desertion, mit fremden Ministren und Gesandten allemal durch einander gesteckt [...]. So wissen Se. K.M. nicht was vor kahle Raisons das Kriegs-Recht genommen und Ihm das Leben nicht abgesprochen hätten. S.K.M. werden auf die Art sich auf keinen Officier noch Diener, die in Eid und Pflicht sein, sich verlassen können, denn solche Sachen, die einmal in der Welt geschehen seind, öfters geschehen können, es würden aber alsdann alle Thäter den Praetext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müßte. S.K.M. seind in Dero Jugend auch die Schule durchlaufen und habe das Lateinische Sprichwort gelernt fiat justitia und pereat mundus [es geschehe Recht, möge auch die Welt untergehen]. Also wollen sie hiermit und zwar von Rechts wegen, daß der Katte, ob er schon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangenen crimen laesae Majestatis [Majestätsverletzung] mit glühenden Zangen gerissen und aufgehänget zu werden, Er dennoch nur, in consideration [Anbetracht] seiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum tode gebracht werden soll. Wann das Kriegs-Recht dem Katten die Sentenz publiciret, soll ihn gesaget werden, daß Sr. K.M. es leid thäte, es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme.“²⁹

Man darf annehmen, dass diese Anordnung des Königs wohl nicht ausschließlich aus dessen Besorgnis um Recht und Ordnung hervorge-

29 Hofmann: «Flegels haben Wir genung im lande», S. 56

gangen ist. Es manifestiert sich hier mit Sicherheit auch die tiefe, hilflose Wut gegen einen von denjenigen, die die „aufgehende Sonne“ (Kronprinz Friedrich) so sehr bewundern.

Am 3. November 1730 erging an den Generalmajor Otto Gustav von Lepel und den Oberst Gottfried von Reichmann der Befehl Friedrich Wilhelms, den verurteilten Katte in Küstrin in Empfang zu nehmen und am 6. November die Todesstrafe zu vollstrecken: „Den Montag als den 6. dieses früh um 7 Uhr, sollet ihr von der Garnison 150 Mann commandiren lassen, die den Kreis schließen sollen vor die Fenster des Kronprinzen, oder woferne, ja daselbst nicht Platz genug dazu wäre, müßet Ihr einen anderen Platz nehmen, so daß der Kronprinz aus dem Fenster selbigen gut übersehen kann. Wenn der Kreis geschlossen ist soll die 30 Gensdarmes [...] nebst dem Prediger dem Lieut. Katte im Kreis bringen und soll ihm der Ober-Auditeur Gerbet als dann das Todes-Urteil verlesen.“³⁰ Nach erfolgtem Gebet soll der Scharfrichter Katte den Kopf abschlagen und der Leichnam bis zwei Uhr nachmittags auf dem Richtplatz liegen bleiben.

Friedrich, dessen Haftbedingungen unter der Hand bereits erheblich erleichtert worden waren – neben der Gefangenenkost erhielt er unter anderem kalten Braten und Früchte –, ahnte, abgeschirmt von der Außenwelt, nicht das geringste von dieser dramatischen Entwicklung.

Am frühen Morgen des 6. November wurde ihm in knappen Worten mitgeteilt, dass er in Kürze die Hinrichtung des Freundes mitanzusehen habe. In den noch verbleibenden zwei Stunden flehte er immerfort verzweifelt um Aufschub, damit er ein Gnadengesuch an den König richten könne, wenn nötig, wie er pathetisch ausrief, um den Preis des eigenen Lebens – aber vergebens. Um sieben Uhr, die Truppen hatten bereits Aufstellung genommen, führten zwei Offiziere den Prinzen an das Fenster seiner Kammer. Katte schritt bereits gefesselt zwischen zwei betenden Geistlichen zum Richtplatz. Als er im trüben Licht des Novembermorgens zu Friedrichs Fenster empor sah, rief dieser ihm laut zu: „Mein lieber Katte, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung!“ Katte erwiderte mit klarer Stimme: „Nichts von Verzeihung,

30 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 86 f.

mein Prinz, ich sterbe mit tausend Freuden für Sie!“³¹ Die folgende Verlesung des Todesurteils hörte Katte gefasst an, legte seinen Rock ab, öffnete den Kragen seines Hemdes weit, kniete an dem als Richtstätte bestimmten Sandhaufen nieder und betete. Dann fiel sein Haupt unter dem Schwert. Friedrich blieb der Anblick erspart – er war bereits kurz zuvor in eine tiefe Ohnmacht gesunken. Seine Schwester Wilhelmine berichtete über diesen tragischen Augenblick: „Die Herren waren genötigt, ihn aufs Bett zu tragen. Er blieb mehrere Stunden bewußtlos dort liegen. Sobald er wieder zu sich kam, war der erste Anblick, der ihn traf, der blutige Körper des armen Katte, den man so hingelegt hatte, daß er nicht umhin konnte, ihn zu sehen. Dies Schaustück bewirkte, daß ihm zum zweitenmal eine Schwäche befiel. Als er sich davon erholt hatte, ergriff ihn ein heftiges Fieber. Herr v. Münchow ließ, dem Befehl des Königs trotzend, die Vorhänge des Fensters herab und schickte nach den Ärzten, die meinen Bruder für sehr gefährlich krank erklärten. Er wollte nichts nehmen von allem, was sie ihm darboten. Er war außer sich und seine Aufregung so maßlos, daß er sich getötet hätte, wäre er unbewacht geblieben.“³²

Am 27. Dezember, rund sieben Wochen nach der Exekution des Freundes, wurde an den ersten Minister des Königs, General Friedrich Wilhelm von Grumbkow, aus Küstrin gemeldet: „Das Fieber des Kronprinzen ist nach drei Anfällen gewichen, aber er sieht sehr elend aus.“³³

Der größte Zorn des Königs schien mit der Hinrichtung Kattes verfliegen zu sein. Friedrich Wilhelm musste zwischenzeitlich eingesehen haben, welche unabsehbaren, politischen Folgen die Exekution seines eigenen Sohnes gehabt hätte und so erschien ihm die „Pardonierung“ des Kronprinzen als die einzige Möglichkeit seiner „Resozialisierung“. Dieses Vorhaben wurde dadurch erleichtert, dass nun auch Friedrich den Entschluss gefasst hatte, sich dem Willen des Vaters zu unterwerfen und fortan nicht mehr gegen den Strom zu schwimmen.

Diese Einsicht teilte er dem König mehrere Wochen nach der Hinrichtung in etwas geziertem Stil aus Küstrin mit: „Allerdurchlauchtigster König und Vater, Ich erkenne mit aller Submission die Gnade, so

31 Hofmann: «Flegels haben Wir genung im lande», S. 59

32 Weber-Kellermann: Wilhelmine von Bayreuth, S. 233

33 G. Wolff: Friedrich der Große. Krankheiten und Tod, Mannheim 2000, S. 39

sie mir erwiesen, und mir öfters erlauben, an Sie zu schreiben und meinen untertänigsten Respekt und Treue zu versichern, und versichere hierbei alleruntertänigst, daß Sie aus meiner ganzen Conduite [Betragen] ersehen werden, daß ich aus Submission und Gehorsam Alles tun werde, Dero Befehl Genüge zu tun. Erlauben Sie mir, daß ich mir versichern darf, daß der Gott, der die Herzen der Könige regieret wie die Wasserbäche, Ihres, o mein Vater, also regieren wird, daß, nach so lange wohlverdienter Entziehung Ihrer Gnade, ich mich inskünftige so viel von Dero Gnade werde zu rühmen haben, als wie ich bishero über Ihre väterliche Züchtigungen habe klagen können.“³⁴

In Küstrin musste der Kronprinz „väterliche Züchtigungen“ nicht fürchten, aber Straferleichterungen seitens des Königs wurden ihm erst gewährt, nachdem man dem Vater die Nachricht hinterbracht hatte, dass sein Sohn aufgrund der Strenge und Eintönigkeit der Haft in eine Gemütskrankheit verfallen könnte. So verfügte Friedrich Wilhelm, dass der Prinz als Auskultator (vergleichbar mit einem heutigen Referendar) Dienst bei der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin tun solle, um so die Praxis der Verwaltung kennen zu lernen und sich insbesondere im Bearbeiten von Akten der Finanz- und Domänenbehörden zu üben. Hier musste er sich unter anderem aneignen, welche Bedeutung Manufakturen, Forst- und Wasserverwaltung, Wege- und Brückengelder, Märkte und Zölle für das Staatswesen haben. Als dem König durch seine Beamten positive Berichte über das Betragen des Sohnes zuzingen, gestattete er ihm, sich auf dem Gelände der Festung eine kleine Wohnung einzurichten. Eine Instruktion des Vaters an den Hofmarschall, den Geheimen Rat Gerhard von Wolden, legte fest, was Friedrich erlaubt und was ihm verboten sei: „Der Kronprinz soll mit keinem korrespondieren als mit des Königs und der Königin Majestäten. Sonst wird dem Kronprinzen permittiret [erlaubt], alle Mahlzeiten zwei Gäste zu bitten. Es muß aber der von Wolden verhüten, daß kein Frauzimmer mit dabei zugegen ist, sondern lauter Mannspersonen. Französische Bücher, auch deutsche Weltliche Bücher und Musik bleiben scharf verboten, wie jemals gewesen; ingleichen Spielen und Tanzen und soll bei Leib und Leben von alle Dehm, so hierin verboten,

34 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 27, Teil 3, S. 13

nicht statuiert werden und soll der von Wolden den Kronprinzen jederzeit auf solide Sachen führen.“³⁵

Typisch für den sittenstrengen Monarchen ist zweifellos die Anordnung, dass „kein Frauenzimmer“ an den Mahlzeiten teilnehmen dürfe. An anderer Stelle, in einer „Instruktion für meinen Successor“ heißt es: „Arbeiten müßt Ihr, so wie ich beständigst getan [...]. Also seien die Regenten zur Arbeit erkoren und nicht zum faulen Weiberleben. Leider die meisten großen Herren sein gottlos, lassen ihre Ministris den Willen und occupieren [beschäftigen] sich mit Mätressen und sardanapalische Fleischeslüste.“³⁶

Unter derart strenge Aufsicht gestellt hatte Friedrich wahrhaftig keine Gelegenheit, sich „sardanapalischen Fleischeslüsten“ hinzugeben. Dennoch war es ihm vergönnt, bald nach den schwersten Tagen der Haft die Bekanntschaft der Frau des Obersten Adolf Friedrich von Wreech, Luise Eleonore, zu machen. Sie war kaum älter als er selbst. Mit ihr verband ihn wohl nur eine rein platonische Beziehung, bei der es zum Austausch von Gedichten und Episteln im typischen galanten Stil der Zeit kam. Zu Beginn ihrer Bekanntschaft widmete Friedrich der dreiundzwanzigjährigen eine poetische Liebeserklärung in unbeholfenen französischen Versen. Bei Ausritten über Land in die umliegende Neumark, die ihm fortan von Zeit zu Zeit erlaubt waren, stattete der Kronprinz den Wreechs auf ihrem Wohnsitz, dem Gut Tamsel, bis zum Ende seiner Verbannung im Jahre 1734 manchen Besuch ab.

Jene kurzweiligen Freuden waren für Friedrich lediglich eine kurze Atempause, denn bis auf weiteres hatte er dem strengen Reglement des Vaters Folge zu leisten. Um sich von der Wirkung der von ihm befohlenen Erziehungsmaßnahmen selbst einen Eindruck machen zu können, kündigte der König für den 15. August 1731 seinen Besuch in Küstrin an: „Sodann will ich ihn sehen, und wenn ich demselben nur in die Augen sehen werde, will ich gleich urtheilen, ob er sich gebessert hat oder nicht.“³⁷

Über die Zusammenkunft Friedrich Wilhelms mit dem Kronprinzen im Haus des Gouverneurs verfasste General von Grumbkow einen

35 J. Preuß: Friedrich der Große, 4 Bde. und Urkundenbuch in 5 Bden., Berlin 1832-1834, Urkundenbuch Bd. 2, S. 161

36 E. Berner: Geschichte des Preußischen Staates, München-Berlin 1891, S. 282

37 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 104

ausführlichen Bericht: „Sobald Seine Königliche Majestät sich nach dem Kronprinzen umwandten, fiel derselbe Sie zu Füßen. Nachdem Seine Königliche Majestät ihm befohlen aufzustehen, sagten Seine Königliche Majestät mit sehr ernsthafter Miene: Ihr werdet Euch zu besinnen wissen, was nunmehr vor Jahr und Tag passiret ist, und wie schändlich Ihr euch aufgeföhret, auch was vor ein gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und Euch also wohl kennen müssen, habe ich alles in der Welt gethan, mit Guten und Bösen um Euch zum ehrlichen Manne zu machen, und da ich Euer böses Vornehmen schon einiger Maßen soupçonniert [verdächtigt habe], habe ich Euch aufs aller rudeste und härteste im sächsischen Lager tractirt, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehn und eine andre Conduite [Benehmen] annehmen, mir Eure Fauten [Fehler] offenbaren und um Vergebung bitten, aber alles umsonst, und seid Ihr immer verstockter geworden.

Wenn ein junger Mensch Sottisen [Torheiten] tut [...], liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch als Jugendfehler pardonnieren, aber mit Vorsatz Lâchetéen [Niederträchtigkeiten] und dergleichen garstige Action zu tun, ist impardonnable [unverzeihlich]. Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen, aber höre, mein Kerl, wenn Du auch 60 und 70 Jahre alt wärst, so sollst Du mir nichts vorschreiben. Und da ich mich bis Dato gegen Jedermann soutenierte [behauptet habe], so wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, Dich zur Raison zu bringen. Wie habe ich es nicht in allen Occasionen [Gelegenheiten] ehrlich mit Euch gemeint: wie ich das letzte Mal Nachricht kriegte von Euren Schulden, wie hab ich Euch väterlich vermahnt, mir Alles zu entdecken. Ich wollte Alles bezahlen, Ihr solltet mir nur Wahrheit sagen. Worauf Ihr mir gesaget: Ihr wäret über die benannte Summe noch 200 Taler schuldig, welche ich denn bezahlt und meinen Frieden mit Euch gemacht. Nachhero hat es sich aber gefunden, daß Ihr überdem noch viele Tausende schuldig gewesen, und da Ihr nun gewußt, daß Ihr es nicht bezahlen können, so war es so gut, als wäre das Geld gestohlen worden. [...] Seine Königliche Majestät frugen ihn hernach, ob seine Intention nicht wäre gewesen, nach England zu gehn? So er mit Ja antwortete, worauf Seine Königliche Majestät sagten: Nun höret die Suiten [Folgen] an! Eure Mutter würde in das größte Unglück geraten sein, weil ich sie naturellement soupçonnierte

[verdächtigt] haben würde, als wenn sie mit von der Sache gewußt; Eure Schwester hätte ich lebenslang an einen Ort gesetzt, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätten. [...] Sehet, das sind die Früchte Eures unbesonnenen und gottlosen Verfahrens. Und da ich Euch sonst in allerhand Krieges- und Civil-Commissionen wollen employiren [einsetzen], wie dürft Ihr Euch nun nach einer solchen Action vor meinen Officieren und übrigen Bedienten zeigen? Das Einzige, was dieses repariren kann, ist, daß Ihr mit Hintersetzung Eures Blutes suchet, diese Faute zu repariren. Worauf der Kronprinz sich wehmütig zu Seiner Königlichen Majestät Füßen warf, bittend, ihn auf die härtesten Proben zu stellen, und wollte er alles ausstehen, Seiner Königlichen Majestät Gnade und Estime [Wertschätzung] wiederzugewinnen; darauf Ihro Königliche Majestät ihn frugen: Hast Du Katten verführt oder hat Katte Dich verführt? Worauf der Kronprinz ohne häsitiren [Zögern] antwortete: Ich habe ihn verführt. Worauf Seine Königliche Majestät replicirten [erwiderten]: Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit gesagt. Sie continuirten ferner: Wie ihn das Leben von Cüstrin gefiele?

Ob er noch so eine Aversion vor Wusterhausen und seinen Sterbekittel, wie er ihn genannt, zu tragen? Es könnte sein, daß ihm des Königs Compagnie [Gesellschaft] nicht anstünde; es wäre wahr, er, der König, hätte keine französischen Manieren, könnte auch keine Bonmots auf die Petits-Maitres-Manier [Dandy-Art] hervorbringen, welches er für die größten Bärenheutereien hielte. Er wäre ein deutscher Fürst, und würde als solcher leben und sterben. [...] Seine rechten Freunde, und die es ehrlich mit ihm meinten, hätte er gehaßt und verläumdet, diejenigen, so ihn flattiret [schmeichelt] und in seinem bösen Vorhaben gestärkt, hätte er caressirt [lieb gewonnen]. Er sähe nun die Früchte davon, indem seit etlicher Zeit in Preußen und in Berlin keiner nach ihm gefragt, ob er in der Welt wäre oder nicht, und wenn nicht einer oder der andre aus Cüstrin gekommen wäre und erzählt hätte, daß er mit den Ballons spielte und französische Haarbeutel trüge, so hätte man nicht gewußt, ob er lebte oder todt wäre.

Hernach kamen Seine Majestät auf seine Principia in der Religion, und zeigten ihm aufs allerbündigste, was für horrible Suiten [Folgen] aus dem absoluto decreto, darinnen man Gott für einen Urheber der Sünde machet, daß Christus nicht für alle Menschen gestorben wäre,

entspringen. Worauf denn der Kronprinz hoch und teuer versicherte, daß er nunmehr ganz Seiner Majestät christlichen und orthodoxen Meinung beistimme. Worauf Ihro Königliche Majestät ihn väterlich und zärtlich vermahnten, daß, wenn bei ihm Gottlose sich gegen seine Pflichten, gegen Gott, den König und das Vaterland äußerten, sollte er alsobald auf seine Knie fallen und Jesum Christum inbrünstig bitten, ihn durch Hülfe des heiligen Geistes von solchen bösen Vornehmen zu entledigen und auf bessere Wege zu bringen. [...] Worauf Seine Königliche Majestät ihm das Vergangene, in Hoffnung auf bessere Aufführung, gänzlich vergaben, welches der Kronprinz mit der größten Gemütsbewegung annahm, des Königs Füße küßte und viele Tränen vergoß.“³⁸

Der König begab sich daraufhin in einen anderen Raum, Friedrich folgte und warf sich dem Vater erneut wortlos zu Füßen. Als Friedrich Wilhelm schließlich in den Wagen stieg, „...küßte der Kronprinz Seiner Königlichen Majestät [...] die Füße, und Seine Königliche Majestät umarmte ihm und sagten, daß, weil Sie glaubten, daß seine Reue aufrichtig wäre, wollten Sie nun auch weiter für ihn sorgen, welches denn in dem Kronprinzen solche Freude setzte, die man mit keiner Feder exprimiren [ausdrücken] kann...“³⁹

Froh und überrascht bemerkte Friedrich zu Rat Christoph Werner Hille: „Ich habe bisher nicht geglaubt, daß mein Vater einen Funken von Liebe für mich hätte. Jetzt bin ich überzeugt, daß er mich früher für Kleinigkeiten mehr mißhandelt hat als jetzt für eine große Missetat, die ich nicht ableugnen kann...“⁴⁰

Der erste Schritt einer Rehabilitierung des Kronprinzen war damit getan. Bereits wenige Tage nach der Aussöhnung zwischen Vater und Sohn wurden Friedrich weitere Erleichterungen in seinem Exil zugestanden. Der Hofmarschall des Prinzen, Gerhard von Wolden, sollte, basierend auf einer Instruktion des Königs, dem Prinzen zuweilen „ein Plaisir machen, auf dem Wasser zu fahren, Enten zu schießen und solche Lust, die permittiret [erlaubt] ist.“⁴¹

38 F. Förster: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, Bd. 3, Potsdam 1865², S. 75 f.

39 Hofmann: «Flegels haben Wir genung im lande», S. 69

40 Ebd.

41 Ebd., S. 70

Friedrichs größtem Wunsch aber, wieder Soldat werden zu dürfen, kam der Vater zu diesem Zeitpunkt noch nicht nach und begründete diesen Entschluss in einem Brief an seinen Sohn folgendermaßen: „Du schreibst mir auch, daß Du itzund lieber ein Soldat sein wolltest. Doch glaube ich, daß Dir dieses nicht recht von Herzen gehe und Du mir nur flattiren [schmeicheln] wolltest, da Du doch weissest, was ich vom Flattiren halte. [...] Aber was gilt es, wenn ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte [Flötenspieler] mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, imgleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn Ich lauter Franzosen und Französinen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits-mâitres [Gecken] verschriebe, und ein großes Theater bauen ließe, so würde Dir dieses gewiß besser gefallen als eine Compagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, nach Deiner Meinung, nur Canailles, aber ein petit-maitre, ein Französchchen, ein bon mot, ein Musiquechen, und Komödiantchen, das scheint was Nobleres, das ist was Königlicheres, das ist digne d'un prince [eines Prinzen würdig].“⁴²

Der Kronprinz wiederholte seine Bitte nicht, sondern widmete sich stattdessen, wie bisher, mit Fleiß den Verwaltungsaufgaben und berichtete dem König regelmäßig darüber. Friedrich Wilhelm ließ sich durch diesen Eifer nicht täuschen, denn er kannte seinen Sohn nur zu gut. Gleichwohl zeigte er sich aber hocheifrig, wenn Friedrich Vorschläge zur Verbesserung machte, etwa bezüglich der Frondienste: „Wenn Ihr dasjenige, vor Euch alleine beobachtet und ausfindig gemacht habt, seid Ihr schon weit in der Wirthschaft gekommen; denn das ist ein sehr nötiger Punct, daß die Dienste auf einen solchen Fuß, wie Ihr vorgeschlagen habet, geführt werden; dahero approbiere Ich denselben vollkommen...“⁴³

Der König zeigte sich noch mit manch anderer Anregung Friedrichs „sehr content“ und versprach schließlich sogar Geschenke – „ein recht gut Pferd“, einen Wagen, ein Silbergeschirr. „Ich lasse Messer, Löffel, Gabeln, Schüsseln noch zu machen, auch Leuchter, daß ein Esel

42 Ebd., S. 70 f.

43 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 112

alles in einem Kasten tragen kann.“ Abschließend fügte er hinzu: „Brauchtet Ihr was, so schreibet mir.“⁴⁴

Fortan gestaltete sich das Leben in der Verbannung von Küstrin recht erträglich. Doch vor der endgültigen Pardonierung des Kronprinzen lag noch ein schwerer Schritt – die Heirat mit einer Frau nach dem Willen des Vaters. Zugleich hatte der König die Begnadigung Friedrichs von einer Einwilligung Wilhelmines zu ihrer Heirat mit dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth abhängig gemacht. Sie erklärte sich, ihrem Bruder zuliebe, letztlich bereit, den ihr unbekanntem jungen Markgrafen zu ehelichen. Die Hochzeit war auf den 20. November 1731 angesetzt worden und Friedrich sollte daraufhin, wenn auch nicht sofort, seine Freiheit zurückerhalten.

So sahen sich die Geschwister endlich nach 15 Monaten anlässlich der Vermählungsfeierlichkeiten, die mehrere Tage dauerten, wieder. Am dritten Tag durfte der Kronprinz auf Geheiß des Vaters in Berlin erscheinen. Völlig unbemerkt, in Zivil gekleidet, betrat er den Ballsaal. Wilhelmine schildert das Wiedersehen mit dem geliebten Bruder in ihren Memoiren: „Grumbkow unterbrach mich inmitten eines Menuetts. «Aber Prinzessin», sagte er, «Sie scheinen fürwahr von der Tarantel gestochen, sehen Sie denn nicht die Fremden, die soeben gekommen sind?» Ich hielt inne, blickte nach allen Seiten und sah in der Tat einen ganz in grau gekleideten Jüngling, der mir unbekannt war. «Umarmen Sie ihn doch», sagte er, «es ist der Kronprinz.» Vor Freude stand mir das Herz still. «Himmel!», rief ich, «mein Bruder! Aber wo ist er denn? Zeigen Sie ihn mir um Gottes Willen!» Grumbkow führte mich zu ihm. Als ich ihm näher kam, erkannte ich ihn, doch mit Mühe. Er war viel dicker geworden und hatte einen sehr kurzen Hals bekommen, auch ein verändertes Gesicht, das nicht mehr so schön war wie früher.“⁴⁵

Wohl auf Zuraten Grumbkows, um den König nicht zu verstimmen, begegnete Friedrich seiner Schwester auffallend reserviert. Erst am nächsten Tag hatten die Geschwister Gelegenheit, sich in aller Ruhe auszutauschen.

44 Ebd., S. 112 ff.

45 Weber-Kellermann: Wilhelmine von Bayreuth, S. 283

Das Betragen des Sohnes während des Aufenthalts bei Hofe vom 23. November bis 4. Dezember 1731 hatte den Vater zufrieden gestimmt, und so gestattete dieser ihm, einer Parade beizuwohnen. Kurz darauf wurde der Kronprinz, nachdem sämtliche Generäle unter Führung des „Alten Dessauers“ bei Friedrich Wilhelm vorgesprochen und ihn inständig darum gebeten hatten, wieder, im Rang eines Oberst, in die Armee eingestellt. Der König unterstellte ihm das in Nauen und Ruppin stationierte Infanterieregiment.

Verlobung und Heirat

Zuvor aber sollte die Verlobung des Prinzen stattfinden. Am 4. Februar 1732 wurde Friedrich um Mitternacht durch einen Eilboten geweckt, der ihm ein Schreiben des Königs überbrachte: „...Ihr wißt, Mein lieber Sohn, daß, wenn Meine Kinder gehorsam sind, Ich sie sehr lieb habe, so, wie Ihr zu Berlin gewesen, Ich Euch alles von Herzen vergeben habe und von der Berliner Zeit, daß Ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter, und Euch suchen bei Meinen Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß Ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examinieren lassen, was sie für Conduite [Benehmen] und Education [Erziehung]; da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, [...]; so müssen die Frauen sein. Ihr sollt Mir cito Euer Sentiment [Empfinden] schreiben. Ich habe das Haus von Katsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur, und das Gouvernements-Haus werde lassen zu recht bauen und meubliren, und Euch so viel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt, und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzessin ist nicht häßlich, auch nicht schön. Ihr sollt keinem Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß Ich Euch geschrieben habe, und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will Ich Euch lassen reisen; die Hochzeit aber vor zukommendem Winter nicht sein kann. Indessen werde sehen, Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in allem Honneur [Anständigkeit], doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und dieses ist Alles, und comfortable [zufriedenstellend] sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen dazu, und segne Euch und Eure Nachfolger, und erhalte Dich als einen guten Christen...“⁴⁶

⁴⁶ Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 27, Teil 3, S. 59

General Friedrich Heinrich von Seckendorff, seit 1726 kaiserlicher Gesandter am Berliner Hof, hatte seit geraumer Zeit nach einer Prinzessin Ausschau gehalten, die dem Kaiserhaus genehm war und schlug Friedrich Wilhelm, auf Rat des Prinzen Eugen, eine Nichte der Kaiserin vor – Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern. Nachdem der König diesem Plan zugestimmt hatte, die ganze Angelegenheit bereits publik gemacht worden war und Friedrich bis auf weiteres in Küstrin festsatz, konnte er dem Vater nur noch unterwürfig und widerspruchslos sein Einverständnis geben: „Ich habe die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Brief zu empfangen, und ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater von der Prinzessin zufrieden ist. Sie mag sein, wie sie will, so werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle nachleben; und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen, und erwarte in alleruntertänigster Submission meines allergnädigsten Vater weitere Ordre.“⁴⁷

Der Kronprinz hatte es mittlerweile gelernt, einer väterlichen „Ordre“ Folge zu leisten. Voll Bitterkeit bemerkte er noch Jahre später über diese vom Vater aufgezwungene Konvenienzehe in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ lakonisch: „... aus Gefälligkeit für den Wiener Hof vermählte der König seinen ältesten Sohn mit einer Nichte des Kaisers.“⁴⁸

Eine Woche nach Abfassung des Briefes an den König, in dem er seine Zustimmung zur Heirat so devot kundtat, wurde dem Kronprinzen gestattet, die Festung Küstrin am 26. Februar 1732 zu verlassen.

In dem regen Briefwechsel mit seinem Hofmarschall Grumbkow hingegen hatte Friedrich seit längerem ganz andere Töne angeschlagen: „...und wenn ich mich verheirate, werde ich gewiß ein sehr schlechter Ehemann sein, denn ich fühle in mir weder genug Beständigkeit noch genug Liebe zum weiblichen Geschlecht, um glauben zu können, ich würde sie in der Ehe in mich aufnehmen, und der bloße Gedanken an meine Frau ist mir eine so verhaßte Sache, daß ich nicht ohne Abneigung daran denken kann. Trotzdem würde ich immer alles aus Gehorsam tun, aber niemals in guter Ehe leben.“⁴⁹

47 Wie Anm. 46, S. 64

48 Preuß (Hrsg.): OEuvres. Bd. 1, S. 187

49 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 43 f.

Auch seiner inzwischen am Bayreuther Hof lebenden Schwester Wilhelmine berichtete er im März 1732 unmissverständlich: „Die Prinzessin hat ein ganz hübsches Gesicht, aber tiefliegende Augen und einen häßlichen Mund. Sie hat einen bäurischen Gang und einen Blick von unten herauf [...], ein unangenehmes Lachen, einen Gang wie eine Ente, schlechte Zähne, ist sehr schlecht angezogen, ängstlich in der Unterhaltung und fast stets stumm. Davon abgesehen, hat sie einen schönen Teint, einen schönen Busen, eine schöne Figur in Deiner Größe, hübsche Hände, blondes Haar, ein gutes Herz. Sie ist nicht launenhaft, sondern höflich, aber stets zuviel oder zuwenig, recht bescheiden, sehr schlecht erzogen und ohne die geringste Lebensart. Nach diesem Bild, liebste Schwester, kannst Du Dir sagen, daß sie mir gar nicht gefällt und ich über diese Heirat sehr wütend bin. Man kann voraussehen, daß es eine sehr schlechte Ehe geben wird. Das tut mir oft weh, aber was man nicht ändern kann, muß man hinnehmen.“⁵⁰

Das feierliche Verlöbniß fand am 10. März 1732 im Beisein von etwa 300 Gästen in Berlin statt. Friedrich, dessen gedrückte Stimmung und Niedergeschlagenheit während der gesamten Zeremonie allgemein aufgefallen waren, konnte beim Wechseln der Ringe einige Tränen nicht mehr zurück halten, so dass die Gratulanten anschließend den König und seinen Sohn zu diesen „Freudentränen“ beglückwünschten.

Bis zur Hochzeit sollte jedoch noch mehr als ein Jahr vergehen. Um das eigentliche Ziel dieser Heirat, den Kronprinzen möglichst eng an das Kaiserhaus zu binden, auch erfüllen zu können, hatte Seckendorff einen Plan entwickelt, der einem Scheitern dieses Vorhabens vorbeugen und zugleich die Gunst des Prinzen für die Belange Habsburgs sichern sollte: „...einem wahren und sehr eifrigen Diener Eurer Königlichen Hoheit“, so schrieb Seckendorff an Friedrich, „liegt das glücklicherweise wiederhergestellte gute Einvernehmen in der Königlichen Familie so sehr am Herzen, daß er nicht umhinkam, Eure Königliche Hoheit darauf aufmerksam zu machen, wie alle unsre Sorge darauf gerichtet sein muß, dasselbe zu erhalten, und wie die Furcht besteht, daß während Ihres Aufenthaltes in Küstrin notwendigerweise einige Schul-

50 K. Heckmann-Janx, S. Kretschmer, Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen (Hrsg.): „...solange wir zu zweit sind.“ Friedrich der Große und Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth in Briefen, München 2003, S. 36

den gemacht worden sind, die jetzt durchaus bezahlt werden müssen, ohne daß die Sache zur Kenntnis des Königs kommen darf, der, wenn er davon Wind bekommt, möglicherweise glauben könnte, das Geld sei übel angewandt worden. Zuerst werden Eurer Königlichen Hoheit fünfhundert Dukaten übergeben werden, um damit die Schulden zu bezahlen. Da jedoch die einmalige Bezahlung der gesamten Schulden Verwunderung erregen könnte, so wird es klug sein, monatliche Abzahlungen zu leisten und selbst die vertrauten Freunde glauben zu lassen, daß jene Zahlungen aus den Ersparnissen der Königlichen Monatsgelder sowie den Einnahmen aus dem Regimente erfolgen.“⁵¹

Friedrich ging auf dieses Angebot nur zu gerne ein und sollte Seckendorff so manches Mal Mitteilung machen, dass er „auf dem Trockenen“ sei. Gleichzeitig ließ er keine Gelegenheit aus, dem Kaiser seine „Anhänglichkeit und hohe Verehrung“ zu bezeugen.

Am 4. April 1732 hatte der Kronprinz Berlin verlassen und war nach Nauen abgereist, um dort das Kommando seines Regiments zu übernehmen. Anfang September jenen Jahres – Friedrich hatte sich seit dem Sommer bereits in Ruppin eingerichtet, wo das zweite Bataillon seines Regiments in Garnison lag – entrüstete er sich gegenüber Grumbkow in puncto der Vorhaltungen des Vaters, er schreibe seiner Verlobten zu selten; „Teuerster General, heute frühe habe ich einen Brief des Königs bekommen, der mich beinahe ganz niedergeschmettert hat. Es handelt sich wieder um einen angenehmen Gegenstand, nämlich um meine Dulzinea. Ich soll durchaus verliebt werden, wenn es auch durch Prügel erreicht wird. Nun habe ich aber doch unglücklicherweise nicht das Temperament eines Esels, und so fürchte ich denn lebhaft, daß der gewünschte Zweck nicht erreicht werden wird. Der König schreibt etwa folgendermaßen: Ich habe gehört, daß Sie nicht eifrig genug an Ihre Prinzessin schreiben. Ich will, daß Sie mir den Grund dieses Schweigens mitteilen und daß Sie häufiger schreiben usw. Ich erwiderte, sie habe mir seit vierzehn Tagen nicht geschrieben, während mein letzter Brief vor acht Tagen abgegangen sei, und daß ich selbst außerstande sei, einen Grund dafür anzugeben. Der wahre Grund ist, daß ich keinen Stoff habe und oft genug nicht weiß, womit ich eine Seite füllen soll. Mein Gott, wenn der König doch nur einen

51 Mendessohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 53

Augenblick daran denken wollte, daß mir diese Heirat nolens volens entgegengebracht wurde und daß der Preis, den ich dafür empfangen sollte, die Freiheit war. Aber ich glaube, das dicke Höckerweib, die edle Frau Herzogin, spielt mir einen Streich und bildet sich ein, mich dadurch beizeiten zum Gehorsam bringen zu können; aus dem Grunde meines Herzens wünsche ich, daß der Teufel sie und ihre stolze Haube hole. Ich hoffe, der König wird sich, bin ich einmal erst verheiratet, nicht in meine Angelegenheiten mischen; denn dann, fürchte ich, würde die Sache übel ablaufen, und die Frau Prinzessin dürfte dabei schlecht wegkommen: die Heirat macht mich mündig, und sobald ich mündig bin, bin ich Herr im Hause. Meine Frau hat nichts darin zu sagen: nur kein Weiberregiment in irgend etwas auf Erden! Ich glaube, daß ein Mann, der sich von Weibern regieren läßt, der größte Kujon [Dummkopf] ist, den man sich denken kann und überhaupt nicht verdient, ein Mann genannt zu werden.“⁵²

Friedrich dürfte es mit Sicherheit beunruhigt haben, dass der König anscheinend über all sein Tun bestens informiert war. Dennoch bestand der Hauptvorteil des Garnisonsdienstes in Ruppin für ihn darin, jeglicher persönlichen Kontrolle des Vaters entronnen zu sein. Er konnte nun nicht mehr daran gehindert werden, sich nach dem Exerzieren ausschließlich seinen Interessen – den Büchern und der Musik – zu widmen: „Meine stumme Unterhaltung,“ so schrieb er, „ist mir nützlicher als alle die, welche ich mit den Lebenden haben kann. Ferner erfreue ich mich an der Musik, und bald nehme ich meine Zuflucht zu der süßen Leier, mit der Apollo mich zu begeistern geruht; aber, verschwiegen in meiner Begeisterung, behalte ich alles bei mir und opfere die Erzeugnisse Apollos dem Vulkan, der sie vernichtet. Das ist mein Leben...“⁵³

Es gab aber auch gesellige Abende, an denen er mit Offizieren dinierte und allerlei Delikatessen, wie Austern oder Kapaune, aus Hamburg kommen ließ: „Dann habe ich eine Gesellschaft von drei oder vier Personen bei mir, und wir soupiere allein, weil mein Etat nicht ausreicht, um zehn Personen mit so teurem Futter zu sättigen.“⁵⁴

52 Ebd., S. 54 f.

53 Ebd., S. 56

54 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 80

Zudem wird von Ausflügen des Kronprinzen und seiner Begleiter aufs Land berichtet, wobei man allem Anschein nach mitunter vor üblen Scherzen nicht zurückschreckte. Dies zeigt eine Episode nur zu deutlich, bei der Friedrich und einige Offiziere dem ihrer Ansicht nach allzu engstirnigen Feldgeistlichen ihres Regiments übel mitspielten: „Erst wurden ihm die Fenster in dem Schlafzimmer eingeschmissen, hernach Schwärmer [Feuerwerkskörper] in die Kammer geworfen, und der Feldprediger mit seiner schwangeren Frau durch die letzten erst aus dem Bette, und in den Hof, und zuletzt in die Mistpfütze gejaget. Wenn der König im Alter über diese That im lustigen Ton erzählte, welches oft geschah, so sah er gern, daß die Gäste, und selbst die zur Aufwartung umherstehenden Pagen und Bediensteten, laut darüber lachten.“⁵⁵

Im Winter fanden des öfteren Schlittenfahrten statt und am Dreikönigstag 1733 zog Friedrich die Bohne*, woraufhin er zwei Maskenbälle veranstaltete, bei denen er als Scaramouche, also als komische Figur im Sinne der „Commedia dell’arte“ oder auch als Dame gekleidet, „sogar als Witwe“⁵⁶, erschien. Dieses zuweilen durchaus als harmonisch zu bezeichnende Leben in Ruppin wurde schließlich durch jenes Ereignis, das Friedrich das ärgerlichste seines Lebens nannte, unterbrochen: die Hochzeit.

Am 12. Juni 1733 fand auf Schloss Salzdahlum bei Wolfenbüttel die Vermählung, die beinahe nur noch eine einfache Formalität war, zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern statt. Friedrich hatte sich vorgenommen, seinen Gehorsam durchzuhalten und die ihm auferlegte Pflicht zu erfüllen: „Ich werde so gut Komödie spielen, daß nichts fehlen soll.“⁵⁷

Seckendorff berichtete jedoch Folgendes nach Wien: „Es schwebten allerlei Gerüchte, daß der König mit vieler Überredung und Drohung den Kronprinzen ins Brautbett habe bringen müssen, darin er

55 A.F. Büsching: Character Friedrichs des zweyten, König von Preussen, Halle 1788, S. 20

* Brauch aus Frankreich, bei dem in einem sog. „Dreikönigskuchen“ eine Bohne miteingebacken wird. Derjenige, der diese Bohne findet, ist für einen Tag „Bohenkönig“.

56 Gaxotte, Friedrich der Große, S. 126

57 Ebd., S. 128

nicht länger als eine Stunde geblieben und hernach sich öffentlich im Garten zu Salzthal gezeigt hätte.“⁵⁸

Noch in der Hochzeitsnacht teilte Friedrich seiner Schwester Wilhelmine in einem Brief lakonisch mit: „Salzdahlum 12 Uhr nachts, 12. Juni 1733. Meine teuerste Schwester, jetzt in diesem Augenblick ist die ganze Zeremonie beendet. Und Gott sei gelobt, daß alles vorbei ist.“⁵⁹ Der Kronprinz hatte sich in sein Schicksal gefügt und entzog sich nun der Nähe seiner Gemahlin. Er sehnte sich bereits nach der „geistig belebten Einsamkeit“ seiner Garnison zurück, wo er wenige Wochen später wieder Dienst tun sollte.

Friedrichs Mutter, Königin Sophie Dorothea, deren Verwandte seit 1714 in Personalunion Kurfürsten von Hannover und Könige von Großbritannien waren, hätte nur zu gerne, wie bereits erwähnt, ihre beiden Ältesten, Wilhelmine und Friedrich, mit den Kindern des britischen Herrscherpaares, Prinzessin Amalie und Prinz Georg, vermählt gesehen. Der König setzte letzten Endes seinen Willen durch. Ihm schien eine gefestigte Verbindung zum Kaiserhaus vielversprechender für die Zukunft seines Landes zu sein.

Von ebenso großer Bedeutung wie das Schicksal seines Königreiches war für den Vater aber auch der Fortbestand der Hohenzollern-Dynastie, weshalb er den Sohn immer wieder, teils drastisch, zum „Kindermachen“ ermahnte, dem Friedrich sich zu entziehen wusste. Als aber Grumbkow, der erste Minister Friedrich Wilhelms, diesen Wunsch Seiner Majestät ebenfalls beim Kronprinzen zur Sprache brachte, erhielt er die sarkastische Antwort: „Ich bin Ihnen sehr verpflichtet für die Wünsche, die Sie mir für meine Fortpflanzung aussprechen, und wenn ich dieselbe Bestimmung habe wie die Hirsche – die gegenwärtig in der Brunstzeit sind –, so könnte jetzt in neun Monaten geschehen, was Sie mir wünschen. Ich weiß nicht, ob es ein Glück oder ein Unglück für unsere Neffen und Großneffen sein würde; die Königreiche finden immer Nachfolger, und es ist ganz ohne Beispiel, daß ein Thron leer geblieben ist.“⁶⁰

Fernab von König und Gemahlin verbrachte der Kronprinz den Herbst und Winter des Jahres 1733 in Ruppin. Hier komponierte er

58 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 81

59 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 59

60 Ebd., S. 72

unter Anleitung des gefeierten Sängers und Komponisten Johann Gottlieb Graun Flötensoli und schwärmte zugleich von baldigem Schlachtenruhm.

Rheinfeldzug, Feuertaufe und Reise nach Preußen

Die Möglichkeit einer ersten kriegerischen Bewährung schien der Polnische Thronfolgekrieg (1733–1738) zu bieten, der nach dem Tod Augusts II. am 12. September 1733 ausbrach. Um dessen Nachfolge kämpften sowohl sein Sohn, der sächsische Kurfürst Friedrich August II., der von Russland und Österreich unterstützt wurde, als auch Stanislaus Leszczyński, der schon einmal, von 1704 bis 1709, polnischer Monarch gewesen war und nun von der Mehrheit in Polen wieder zum König gewählt worden war. Der französische König Ludwig XV. favorisierte Stanislaus, seinen Schwiegervater, wohingegen Kaiser Karl VI. eindeutig den Sohn des Verstorbenen vorzog.

Im Herbst 1733 überschritt die französische Armee den Rhein, um die kaiserlichen Kräfte zu zersplittern und besetzte die kaiserliche Stadt Kehl. Langsam formierten sich nun die Reichstruppen des Kaisers, denen der König in Preußen das zugesagte Kontingent von 10.000 Mann zur Unterstützung bereit stellte. Friedrich hegte große Hoffnung, dabei sein zu dürfen: „Ich will in den Krieg ziehen“, schrieb er an Wilhelmine, „und den Herren Franzosen beweisen, daß es da hinten in Deutschland junge, reichlich unverschämte Burschen gibt, die sich ohne zu zittern gegen ihre ganze Heeresmacht wagen.“⁶¹

Am 1. Juli 1734 war es endlich soweit und er brach auf, begleitet von General von der Schulenburg und Oberstleutnant von Bredow, der eine minutiöse Instruktion des königlichen Vaters für den Sohn bei sich trug. Friedrich habe sich so zu betragen, „wie es einem Prinzen aus altem Brandenburgischen Geblüte und einem ehrlichen, braven und rechtschaffenen Soldaten gehöret und gebühret“. Er soll alles den Dienst Betreffende erlernen, „nicht nur allein von dem großen Dienste, sondern auch von dem ganzen Detail“. Beispielsweise, wie die Schuhe der Musketiere beschaffen sind, und wie lange ein Soldat sie in einer Kampagne tragen kann, „und so ferner bis zur hundertpfündigen Ka-

61 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 132

none, auch endlich bis zu dem großen Dienste und bis zu des Generallissimi dispositiones.“ Er soll alles sehen, beobachten, sich eifrig erkundigen, „und fleißig davon raisonniren.“ In einer Armee finden sich allerhand Menschen, unter ihnen auch Fürstensöhne „und andere, junge Leute von Extraction“. Die meisten von ihnen taugen nicht viel, er soll diesen Herren höflich begegnen, aber sie mit Guten Tag ihren Weg gehen lassen. Dagegen soll er sich an die Leute halten, die im Kriegshandwerk erfahren sind, am allermeisten mit den alten Generälen und ganz besonders mit dem kommandierenden General, dem Prinzen Eugen. „Allemaal und so oft des Prinzen Eugenii Durchl. ausreitet, es sey nun um etwas zu rekognosciren oder aber wenn er in Approchen [Gräben] oder in Bataille reitet, so soll des Kronprinzen Liebden sich bei ihm einfinden und ihm accompagniren...“ Er soll im preußischen Korps kampieren und vor allem mit den preußischen Offizieren verkehren; sie werden ihn die Subordination, die Zuordnung militärischer Einheiten, lehren, die „das Hauptfundament vom Soldatenstand“ ist. Wenn es zum Schlagen kommt, soll der Kronprinz sich bis zur Hälfte der Aktion beim Prinzen Eugen, dann aber bei den preußischen Truppen aufhalten. Er soll beständig „in Montur“ gehen und sich niemals in anderen Kleidern sehen lassen, er soll nie ein Wort gegen Gott oder die Heilige Schrift reden. Wenn „Officiers von der Armee sich mit den Feindlichen pistolittiren; so wollen Se. Königliche Majestät, daß so wenig des Kronprinzen Liebden, als Dero Vettern sich dabei finden lassen, noch sich darin meliren und unnützlicher Weise kanonieren sollen.“⁶²

Um sich zu „meliren“ oder gar zu „kanonieren“ sollte es in diesem Feldzug wahrhaftig keine Möglichkeit geben, wie Friedrich aus dem Hauptquartier des Prinzen Eugen in Wiesenthal, unweit des von den Franzosen belagerten Philippsburg, seiner Schwester Wilhelmine am 12. Juli 1734 leicht spöttisch berichtete: „Hier geschieht nichts, außer daß man das französische Lager unter Wasser setzen will, um den Gegner zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Blut ist bisher fast gar nicht geflossen, außer bei den Husaren. Glanz und Pracht fehlen hier ganz [...]. Dieser Feldzug ist die friedlichste Sache von der Welt. Man hört keinen Schuß fallen. Die Franzosen hüten sich wohl, uns an-

62 Wie Anm. 61, S. 133 f.

zugreifen, und die Unseren haben ebensowenig Angriffslust. Man führt hier Krieg wie auf der Berliner Generalrevue.“⁶³

Prinz Eugen, der 70jährige Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, der am Rhein, unterstützt von preußischen Truppen, gegen die Franzosen im Feld stand, entsetzte Philippsburg nicht, sondern überließ die Stadt beinahe kampflös der französischen Armee.

Der vielgereiste Jurist Johann Michael von Loen schilderte den in die Jahre gekommenen Türkensieger wie folgt: „Der Prinz Eugenius von Savoyen hat für einen so großen Helden keinen starken Körper. Er ist gleichsam wie von seinem eigenen Ruhm gebeugt. Ein längliches, hageres Gesicht mit herunterhängenden Unterlefsen, eine große Nase, kleine schwarze Augen, deren Feuer mit der Lebhaftigkeit seiner Jahre zu verlöschen scheint [...] ,ein stets nachsinnendes Wesen, das sich mit wenig ausdrückt: Sehet die jetzige Gestalt dieses vortrefflichen Prinzen, dessen Weisheit nichtsdestoweniger um so viel stärker zu werden scheint, je mehr die Munterheit, so vor diesem seine Jugend belebt, in Abnehmen kommt. Die Musen scheinen jetzo gleichen Anteil an dem Ruhm dieses Helden zu nehmen als seine herrlichen Siege. Er sammlet eine kostbare Bibliothek, er bauet und gebrauchet die Kräfte seines Verstandes ja so sehr zu heilsamen Ratschlägen, als vormals, Städte zu erobern und Schlachten zu gewinnen.“⁶⁴

Der Aufenthalt Friedrichs im Hauptquartier des Prinzen Eugen brachte ihm zwar keinen Schlachtenruhm, wohl aber die Feuertaufe ein, über die der kursächsische Gesandte von Suhm folgendes mitzuteilen wusste: „Während des Rheinfeldzuges hat man seinen Mut wohl beachtet. Einmal, als er mit einem ziemlichen Gefolge die Philippsburger Linien erkundete und bei seiner Rückkehr durch ein lichtiges Gehölz ritt, begleitete das Geschützfeuer der Linien ihn immerfort und zerschoss Bäume dicht neben ihm, ohne daß er sein Pferd antraben ließ und ohne daß die Zügelfaust die geringste ungewöhnliche Bewegung machte, obwohl man scharf darauf aufpaßte. Vielmehr sprach er ununterbrochen sehr ruhig mit ein paar Generalen, die ihn begleiteten; sie bewunderten seine Haltung in einer Gefahr, an die er doch noch

63 G. Volz (Hrsg.): Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth, 2 Bde., Leipzig 1924-1926, Bd. 1, S. 224 ff.

64 J.M. v. Loen: Gesammelte kleinere Schriften. Frankfurt a.M. 1750, Bd. 1, Abschnitt 3, S. 5 ff.

nicht gewohnt sein konnte. Diese Anekdote habe ich vom Fürsten Liechtenstein.“⁶⁵

Am Abend jenes Tages suchten Prinz Eugen und der Herzog von Württemberg den Kronprinzen in dessen Zelt auf, um ihm ihre Anerkennung für sein mutiges Auftreten auszusprechen. Als sie sich verabschiedeten, gab Friedrich dem Herzog einen Kuss auf die Wange, woraufhin Prinz Eugen sich umdrehte und ausrief: „Nun, und wollen denn Ew. Hoheit meine alten Backen nicht auch küssen?“ – «O herzlich gern!» erwiderte der Kronprinz, küßte den Prinzen Eugen mit vieler Herzlichkeit verschiedene male, und so schieden sie auseinander.“⁶⁶

Zum großen Leidwesen Friedrichs traf rund eine Woche nach ihm auch der königliche Vater im Lager ein und war noch unausstehlicher als gewöhnlich: „Wir haben hier einen Virtuosen“, schrieb er an seine Schwester, „der ein Instrument spielt, welches das ganze Lager rasend macht. Ich beschwöre Sie, beten Sie mit uns zu Gott, daß wir seiner bald entledigt werden. Sollte er noch länger bleiben, so bitte ich ein Tollhaus bauen zu lassen, und mir darin eine Zelle vorzubereiten, denn es wird mir ergehen, wie so vielen anderen, die den Verstand zu verlieren beginnen.“ Und ebenso erleichtert wie respektlos fügte er hinzu: „Unser Dickwanst geht in acht Tagen wieder.“⁶⁷

Womöglich hatte sich Friedrich Wilhelm bei der Reise ins Hauptquartier übernommen, denn ein gesundheitlich schwer angeschlagener König verließ das Feldlager Richtung Berlin. Ende September bereits löste sich die Rheinarmee auf und bezog Winterquartier, woraufhin der Kronprinz sich nach Potsdam begab, um den ernsthaft kranken Vater aufzusuchen, mit dessen Ableben man bereits rechnete.

Als er am 12. Oktober 1734 nachmittags dort eintraf, bot sich ihm, wie er Wilhelmine berichtete, ein erbarmungswürdiger Anblick: „Zu meinem Schmerze hatte ich den traurigsten Anblick der Welt; denn der König befand sich im trostlosesten Zustand. Ich gestehe, liebste Schwester, ich hätte nicht geglaubt, daß es ihm so geht. [...] Die Beine sind bis zum Oberschenkel angeschwollen, der Fuß zwischen Wade und Knöchel scharlachrot und offenbar vereitert. Der Leib hängt her-

65 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 27, Teil 3, S. 181

66 Anon. 1787-1789, Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten, 12 Bde, Berlin o.J., Bd. 12, S. 9

67 Hofmann: «Flegels haben Wir genug in lande», S. 82 f.

ab, er ist zwei Händebreit stärker als sonst. Arme und Gesicht sind schrecklich mager, das Gesicht hat blaue Flecken, die Farbe ist gelb und der Atem so kurz, daß er kaum Luft bekommt. Er kann so gut wie nichts essen noch schlafen. [...] Kurz, er ist so krank, daß das Herz mir blutet, wenn ich daran denke. Wir fürchten jeden Augenblick die Todesnachricht. Seine Geduld ist grenzenlos. [...] Manchmal sagt er mit rührender, trauriger Miene zu uns: Ich bin erst sechsundvierzig Jahre, habe auf Erden alles, was ich wünschen kann, und der liebe Gott hatte mich zu einen glücklichen Herrscher gemacht. Und nun bin ich den grausamsten Qualen preisgegeben, die es vielleicht auf der Welt gibt. Aber ich will alles geduldig ertragen. Mein Heiland hat noch viel mehr für mich gelitten, und durch meine Sünden habe ich Gottes Strafe wohl verdient. [...] Wir können nichts anderes als weinen, wenn wir ihn so sehen, und ich kann Dir schwören, ich hätte nie geglaubt, daß ich ihn so liebhave...“⁶⁸

Friedrich Wilhelm litt noch eine Weile an Erstickungsanfällen und sein Körper war derart angeschwollen, dass man die Wassersucht nur allzu deutlich erkennen konnte. Seiner Schwester Wilhelmine beschrieb Friedrich den Zustand des Vaters geradezu lapidar: „... wenn man den König ein wenig geschwind mit dem Rollwagen fährt, so höret man das Wasser im Leibe poltern.“⁶⁹

Doch wider Erwarten – Friedrich hatte sich bereits durchaus mit dem Gedanken angefreundet, kurz vor der Regierungsübernahme zu stehen – wurde der Vater wieder gesund. Seiner Schwester teilte er am 10. Januar 1735 geradezu konsterniert mit: „... Was den König betrifft, so muß ich Ihnen mit dem größten Erstaunen mitteilen, daß er sich vollkommen erholt, daß er zu gehen beginnt, und daß er sich besser befindet als ich. Ich habe gestern mit ihm gespeist, und ich kann Sie versichern, daß er für vier ißt und trinkt. Er wird in acht Tagen nach Berlin gehen, und ich glaube bestimmt, daß er in vierzehn Tagen reiten wird. Das ist ein so außerordentliches Wunder, wie es je eins gegeben hat...“⁷⁰

Diese völlig unerwartete Veränderung der Verhältnisse stürzte Friedrich von neuem in eine tiefe seelische Krise, die womöglich noch

68 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth, Bd 1, S. 248 ff.

69 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 83

70 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 64

schwerer war als jene, die ihn, so urteilt sein Biograph Gustav Berthold Volz, nach der Hinrichtung Kattes befallen hatte.

Kurz zuvor hatte er seine Schwester noch nahezu befreit wissen lassen: „...Die Nachrichten vom König sind sehr schlecht. Man prophezeit ihm kein langes Leben. Doch ich habe beschlossen, mich über alles, was geschehen mag, zu trösten. Denn schließlich bin ich fest überzeugt, daß ich bei seinen Lebzeiten keine guten Tage haben werde, und ich glaube, ich finde hundert Gründe gegen einen, daß Du ihn rasch vergessen wirst.“⁷¹

Voll Bitterkeit und äußerst ernst kehrte der Kronprinz nach Ruppin zurück, wo er Trost in Musik und Lektüre fand. Ein zweiter Aufenthalt im Hauptquartier unterblieb, damit der Sohn nicht erneut „Zeuge der kaiserlichen Inaktion, welche nicht eben glorieux für einen Kronprinzen von Preußen sein kann“⁷², werde, wie ihm der Vater beschied.

Dennoch konnte Friedrich insgesamt manche Erfahrung in diesem Feldzug sammeln, wie er im Jahre 1758 in Bezug auf die für ihn so wichtige Begegnung mit dem Prinzen Eugen bemerkte: „Wenn ich mein Handwerk ein wenig verstehe, vor allem in seinen schwierigen Aspekten, dann verdanke ich diesen Gewinn dem Prinzen Eugen. So behalte ich stets die großen Ziele im Auge und wende alle Kräfte an sie!“⁷³

Als Ersatz für die „Campagne“ wurde der Sohn im September 1735 vom König auf „Lustreise“, eine Inspektionsreise durch Preußen*, geschickt. Er sollte in den Städten, in den Verwaltungen, auf dem Land und bei den vor Ort stationierten Regimentern nach dem Rechten sehen. Das halbwilde Land war seit den Zeiten des Großen Kurfürsten durch Feldzüge, Pest und Hungersnöte übel verheert worden. Auf dieser Reise lernte Friedrich auch den chaotischen Hofstaat Stanislaus Leszczyńskis kennen, der Zuflucht in Königsberg gesucht hatte. Im Zuge

71 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, Bd. 1, S. 62 f.

72 H. Jessen (Hrsg.): Friedrich der Große und Maria Theresia in Augenzeugenberichten, München 1972, S. 65

73 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 29, S. 80

* Preußen lag außerhalb des Heiligen Römischen Reiches, umgeben von polnischen Territorien. Nur dort war Friedrich Wilhelm I. nominell König. Der Königstitel bezog sich auf jene Provinz, in der die Krönungsstadt Königsberg lag. In Berlin und Brandenburg war er lediglich Kurfürst.

des Friedensschlusses zwischen Paris und Wien vom Oktober 1735 wurde Stanislaus mit dem Herzogtum Lothringen entschädigt, das an Frankreich abgetreten worden war. August III., Sohn Augusts des Starken, sollte sich im polnischen Thronstreit letztlich als König bestätigt sehen.

Aus Königsberg berichtete der Kronprinz am 9. Oktober 1735 an General von Grumbkow: „...Was meine Reise betrifft, will ich Ihnen in wenig Worten sagen, daß ich ganz Preussen durchreist habe und daß ich sein Gutes und auf der andern Seite sein ganzes nacktes Elend gesehen habe. Wenn sich der König nicht entschließt, die Magazine auf Neujahr zu öffnen, so können Sie darauf rechnen, daß die Hälfte dieses Volkes Hungers sterben wird; so schlecht ist die Ernte der letzten beiden Jahre gewesen. In meinen ersten Briefen an den König habe ich nur eine oberflächliche Schilderung entworfen, aber nachdem ich die Reise beendet habe und ringsherum gekommen bin, habe ich ihm meine Meinung ganz natürlich und so, wie ich sie im Angesicht Gottes sagen würde, geschrieben. Man gibt mir einen Auftrag, man will, daß ich die Dinge prüfe, daß ich Bericht darüber erstatte; würde ich denn nicht den König, das Land, mein Gewissen und meine Ehre verraten, wenn ich nicht mein Herz erleichterte und alle Dinge so schilderte, wie sie mir erschienen sind? [...] Schließlich wird man sich nicht beklagen können, daß ich nicht naturgemäß handelte, mag es nun gefallen oder nicht; ich bin darüber völlig ruhig und gründe meine Sorglosigkeit auf meine redlichen Absichten. Soweit über das Wirtschaftliche. Aber da ich weiß Sie werden begierig sein, Neuigkeiten über das, was hier passiert, zu erfahren, will ich Ihnen mitteilen, was mir bisher am interessantesten erschienen ist. [...] Heute war ich in der Schloßkirche, die von Menschen wimmelte; von da bei der Parade, wohin man mich getragen hat, denn ich glaube nicht, einen Fuß auf die Erde gesetzt zu haben. Auf der Rückkehr nach Hause begegne ich einigen hundert Berittenen, lauter Polen, die ihre Pferde stampfen ließen, lauter ausgezeichnete Rassen, geritten von den größten Schmutzfinken der Welt; kurz darauf folgte der König Stanislaus [...] von der Messe zurückkommend. Wir haben uns tief begrüßt, dann verfolgte jeder seinen Weg. Sein Wagen war von einem Dutzend anderer gefolgt; in denen polnische Herren und Damen saßen, häßliche Affen und häßliche Vetteln. Heute Mittag ließ er mich durch den Grafen Oginski und den Abt

Langlois begrüßen. Es wäre gegen alle Regeln gewesen, wenn ich sie nicht zu Mittag bei mir behalten hätte, was ich denn auch tat. [...] Das sind nicht Leute wie die, die Sie in Dresden gesehen haben; diese verstehen mit wenigen Ausnahmen nur polnisch, sind zum Fürchten schmutzig und schmierig. Ich ermangelte nicht, sie möglichst oft anzureden und versicherte ihnen, daß der König, mein Vater, sehr für ihre Freiheit eingenommen sei und nichts mehr wünsche, als daß sie während ihres Aufenthaltes in seinen Staaten sich zufrieden fühlen...“⁷⁴

Friedrich Wilhelm zeigte sich mit seinem Sohn, der alle Aufgaben so pflichtbewusst erfüllt hatte, in höchstem Maße zufrieden. König und Kronprinz standen sich nun besser als je zuvor, so dass der Vater sich bereit erklärte, dem Kronprinzenpaar einen kleinen angemessenen Hofstaat in Rheinsberg zu finanzieren. Die Eheschließung, die für Friedrich wohl nie mehr gewesen war als der Preis, den er für seine Befreiung aus Küstrin zu zahlen hatte, sollte ihm nun ermöglichen, einen eigenen Haushalt zu führen und damit einen weiteren bedeutenden Grad an Unabhängigkeit zu erlangen.

74 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 66 ff.

Rheinsberg

Friedrich Wilhelm hatte anlässlich eines Besuchs im November 1733 in Ruppin seinem Sohn das rund 20 Kilometer nördlich gelegene Schloss Rheinsberg zum Geschenk gemacht, der es durch seinen Freund und Offizierskameraden, Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, nach Friedrichs eigenem Geschmack ausbauen und umgestalten ließ.

Im Herbst 1736 bezog das Kronprinzenpaar das Schloss, und Friedrich sollte hier, wie er selbst einmal sagte, die unbeschwertesten und glücklichsten Jahre seines Lebens verbringen. Die Arbeiten im und am Schloss waren zu diesem Zeitpunkt aber bei weitem noch nicht abgeschlossen. Erst im November 1739 konnte Friedrich seiner Schwester Wilhelmine berichten: „Alles ist möbliert, zwei Zimmer sind voller Bilder, die anderen sind mit Spiegeln und mit vergoldeten oder versilberten Holzschnitzereien ausgestattet. Die meisten meiner Gemälde sind von Watteau und Lancret, beide Meister der Brabanter Schule.“⁷⁵

Am Hof zu Rheinsberg gab es keine höfische Etikette, kein militärisches Reglement des Tagesablaufs. Hier entfaltete sich eine freie, ungezwungene Geselligkeit, die ganz den Ideen der Aufklärung verhaftet war und die ihre Ideale der Freundschaft in den Mittelpunkt stellte. Der Kronprinz versammelte hier einen Kreis vertrauter selbstgewählter Freunde und Bekannter um sich. Lediglich der Hofmarschall Gerhard von Wolden, Oberstleutnant Kaspar Ludwig von Bredow und Major Johann Wilhelm von Senning waren ihm vom König zugeteilt worden. „Ein Heiligtum der Freundschaft“, sollte das Schloss werden, „ihr habe ich diese Stätte geweiht,“⁷⁶ betonte er selbst. In einem Brief vom Frühjahr 1737 an seinen ehemaligen Erzieher, Duhan de Jandun, stellte er eben dieses Ansinnen heraus: „...Wir sind ein Dutzend Freunde hier in der Zurückgezogenheit, wir kosten die Freuden der

75 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 147

76 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 72

Freundschaft und die Süßigkeit der Ruhe. Ich glaube, ich würde vollkommen glücklich sein, wenn Sie sich in unserer Einsamkeit mit uns vereinigen könnten. Wir kennen keine heftigsten Leidenschaften und sind einzig und allein darauf bedacht, von dem Leben Gebrauch zu machen ...“⁷⁷

Die Freundschaft mit Männern hatte für Friedrich stets größere Bedeutung als der Kontakt zu Frauen. In Rheinsberg tolerierte er die Anwesenheit Elisabeth Christines, die sich bestens in die Hofgesellschaft zu integrieren wusste, wie auch die Gegenwart ihrer Hofdamen. Den Damen war es zudem gestattet, an der Konversation und den gemeinsamen Unternehmungen – etwa Boots- oder Tanzpartien – teilzunehmen.

Jedoch stellte die Rheinsberger Zeit eine Ausnahme dar, denn nach seinem Regierungsantritt sollte es für das Kronprinzenpaar, auf ausdrücklichen Wunsch Friedrichs, kein gemeinsames Eheleben mehr geben. Es wurde allorts gelästert, dass Paar lebe wie Bruder und Schwester. Man darf mutmaßen, dass die Ehe wohl nie vollzogen worden ist, was möglicherweise auch mit einer von seiner Schwester Wilhelmine in ihren Memoiren erwähnten Geschlechtskrankheit in Verbindung zu bringen ist. Friedrich hatte darüber hinaus womöglich kein so ausgeprägtes erotisches Bewusstsein und fühlte sich generell zweifellos stärker von Männern angezogen. Und doch schrieb Elisabeth Christine in jenen Tagen voll Bewunderung für ihren Gemahl aus Rheinsberg an die Großmutter: „Will man Kunst, wahre und richtige Philosophie und Geist finden, so muß man sicherlich hierherkommen. Man findet sie in höchster Vollendung; denn unser Herr und Gebieter steht an der Spitze. Ich habe ihn noch nie so fleißig gesehen wie jetzt. Von sechs Uhr morgens bis ein Uhr beschäftigt er sich mit Lektüre, Philosophie und allen schönen Dingen. Von Halb zwei bis drei Uhr ist Mittagstafel, danach trinken wir bis vier Uhr gemeinsam Kaffee; dann setzt er sich bis gegen sieben Uhr wieder an die Arbeit. Hierauf beginnt die Musik, sie dauert bis neun Uhr. Dann schreibt er und kommt zum Spiel. So vergeht die Zeit sehr rasch in mannigfacher Beschäftigung. Wahrlich, man kann sagen: er ist der größte Fürst unserer Zeit, nicht nur als Fürst, sondern als Zeitgenosse. Er ist gerecht, hilfsbereit,

77 Wie Anm. 76, S. 74

mag niemandem etwas Böses tun, ist großmütig, mäßig, liebt keine Ausschweifung, weder in Wein noch sonst wie. [...] Kurz und gut, er ist ein Phönix unserer Zeit und ich bin selig, die Frau eines so großen Fürsten mit so vielen guten Eigenschaften zu sein. Wer ihn kennt, muß ihn lieben. Wäre ich auch nicht seine Frau, ich müßte ihn wegen seiner guten Eigenschaften und seiner Gaben lieben. Der liebe Gott, der alles gut macht, hat auch dies wohlgetan, daß er so große Gaben einem Manne verliehen hat, der sie so gut zu gebrauchen weiß.“⁷⁸

Am wohlsten fühlte sich der Kronprinz in Gesellschaft jener Freunde, insbesondere jüngere Offiziere und Künstler, mit denen er seine vielfältigen Interessen teilen konnte. Vier Männer standen ihm hier besonders nahe: Keyserlingk, Jordan, Fouqué und Suhm. Der Kurländer Dietrich von Keyserlingk, mit dem Friedrich eine besonders enge Freundschaft verband, war dem Prinzen bereits vor dessen Fluchtversuch vom König zugeteilt worden. Er wurde vom Kronprinzen zum Oberst und Generaladjutant befördert. Während seines dreijährigen Studiums in Königsberg hatte er dadurch Aufsehen erregt, dass er seine Thesen in deutscher, französischer, lateinischer und griechischer Sprache vertreten hatte. Zwei Jahre verbrachte er im Anschluss daran in Paris, war äußerst trinkfest und kleidete sich manches Mal in ein für das Rokoko typisches Schäfergewand. Keyserlingk betete Friedrich, der ihn liebevoll „Cäsarion“ nannte, geradezu an und erging sich mit ihm über Politik, Mathematik, Architektur, Malerei und das Militär. Er hatte ein breites Gesicht und war von kurzem Wuchs.

Auch Charles Étienne Jordan, Sohn französischer Emigranten und zwölf Jahre älter als Friedrich, war kleingewachsen. Er diente dem Prinzen als Sekretär und Berater in literarischen Fragen. Seit seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr war dieser intellektuell sehr begabte Mensch Pastor und hatte Deutschland, Frankreich, Holland und England bereist, ehe er nach Rheinsberg kam. Wenn auch klein von Wuchs, war Jordan doch wohlproportioniert, mit buschigen Brauen und schwarzem Haar. Seinen „Ami Jordan“ sprach der Kronprinz als einzigen mit „tu“ an. Kurz nach seiner Thronbesteigung sollte Fried-

78 H. Droysen: Rheinsberg 1736–1740, in: Hohenzollern-Jahrbuch, Berlin-Leipzig 1916, S. 61 f.

rich an ihn schreiben: „Ich bin eher Dein Freund und Bruder als Dein König.“⁷⁹

Ein überaus wichtiger Kamerad war für Friedrich desgleichen der etwa vierzigjährige Baron Heinrich August de La Motte-Fouqué, ein Hugenotte und ehemaliger Page des „Alten Dessauers“, ein tapferer, hoch gebildeter Offizier, mit dem Friedrich bereits während seiner Festungshaft in Verbindung gestanden hatte. Große Unterstützung bei all seinen Missgeschicken wurde dem Prinzen auch durch den rund zwanzig Jahre älteren sächsischen Gesandten am Berliner Hof, Ulrich Friedrich von Suhm, zuteil. Einfühlsam, melancholisch und schwächling von Gestalt, war er, der „cher Dephanes“ (der Offenherzige), der ideale Vertraute. Ihm oblag das große Verdienst, den Kronprinzen mit den Ideen der Aufklärung bekannt gemacht zu haben. Er übersetzte eigens für ihn die Schriften des Hallenser Philosophen Christian Freiherr von Wolff ins Französische, da Friedrich wenig Gefallen an der Lektüre deutschsprachiger Werke fand und, nach eigenem Bekunden, die deutsche Sprache Zeit seines Lebens nur „wie ein Kutscher“ beherrschte. An Suhm schrieb Friedrich im Oktober 1736: „...Ich glaube, daß Sie nicht böse sein werden, wenn ich Ihnen ein paar Worte über unseren ländlichen Zeitvertreib sage; denn mit Personen, die uns teuer sind, liebt man es, auf die kleinsten Einzelheiten einzugehen. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen geteilt, deren erste die nützlichen und deren zweite die angenehmen umfaßt. Unter die Zahl der nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Aufführung von Tragödien und Komödien, die Maskeraden und die Gastmähler, die wir geben. Die ernstesten Beschäftigungen haben indessen stets den Vorzug vor den andern, und ich darf sagen, daß wir von den Vergnügungen nur einen vernünftigen Gebrauch machen, indem wir sie nur dazu benutzen, dem Geiste Erholung zu verschaffen und das mürrische Wesen des allzu strengen philosophischen Ernstes zu mildern, der sich nicht leicht die Stirn von den Grazien entrunzeln läßt.“⁸⁰

Gern gesehener Gast neben Künstlern, wie dem Maler Antoine Pesne, den Violinisten Carl Heinrich und Johann Gottlieb Graun oder

79 Mitford: Friedrich der Große, S. 68

80 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 73

dem Flötisten und Musiklehrer Friedrichs, Johann Joachim Quantz, war der später geadelte Sohn eines Hamburger Kaufmanns, Jakob Friedrich Bielfeld, den der Kronprinz anlässlich seiner Aufnahme in die Freimaurerloge im Jahre 1738 in Braunschweig kennen gelernt hatte. Bielfeld vermochte seine Eindrücke des Lebens in Rheinsberg sehr anschaulich wiederzugeben: „Ein großer See umspült die Mauern des schön gelegenen Schlosses. [...] Dies Gebäude und seine Lage waren geeignet, das Genie und den Geschmack des Kronprinzen und das Talent Knobelsdorffs zu zeigen, welcher Aufseher über die Bauten ist. Das Hauptgebäude wurde durch Bogenfenster, Statuen und allerhand Verzierungen verschönert. Das Innere des Schlosses ist höchst prächtig und geschmackvoll. Überall sieht man vergoldete Bildhauerarbeit, doch ohne Überladung, vereint mit richtigem Urteil. Der Prinz liebt bloß bescheidene Farben, deshalb sind Möbel und Vorhänge hellviolett, himmelblau, hellgrün und fleischfarben, mit Silber eingefasst. Überall sind Baumgruppen, Lauben und schattige Sitze. Zwei Lustschiffe, die der Prinz erbauen ließ, schwimmen auf dem See und bringen den Wanderer, welcher die Wasserfahrt liebt, an das Waldufer. Alle, die auf dem Schlosse wohnen, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert oder bei anderen Festen, an denen sie teilnehmen können. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begibt sich in den Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verraten den Mann von Geist. Sein Gespräch bei der Tafel ist unvergleichlich. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle anderer zutage zu fördern. Die Bibliothek des Prinzen ist allerliebste; sie ist in einem der Türme aufgestellt und hat die Aussicht auf den See und Garten. Sie enthält eine wohlgeählte Sammlung der besten französischen Bücher. Voltaires lebensgroßes Bild ist darin aufgehängt.“⁸¹

In der Rheinsberger Zeit begann die umfangreiche, sich über 42 Jahre erstreckende Korrespondenz mit jenem Mann, den Friedrich als Repräsentanten der französischen Geisteswelt am meisten bewunderte.

81 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, Bd. 1, S. 66 f.

Voltaire, eigentlich François Marie Arouet, dessen Schriften den Kronprinzen seit früher Jugend faszinierten, sollte in den folgenden Jahren einer seiner wichtigsten Briefpartner werden. Auch ließ er einige der eigenen Werke von dem von ihm so verehrten französischen Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber korrigieren. Anfangs näherten sich beide mit allerlei Höflichkeiten einander an: „...Obwohl ich nicht das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen“, schrieb Friedrich im Jahre 1736 an Voltaire, „sind Sie mir doch durch Ihre Werke nicht weniger bekannt. Diese sind, wenn ich so sagen darf, Schätze des Geistes, Schriften, die mit so viel Geist, Feinheit und Kunst gearbeitet sind, daß ihre Schönheiten jedesmal, wenn man sie liest, neu erscheinen. Ich glaube in ihnen den Charakter ihres genialen Verfassers erkannt zu haben, der unserer Zeit und dem menschlichen Geiste Ehre macht. Die großen Männer unserer Zeit werden Ihnen, und Ihnen allein, dafür zu danken haben, daß Sie, wenn der Streit aufs neue ausbrechen sollte, ob ihnen oder den Alten der Vorzug gebührt, die Wagschale zu ihren Gunsten zum Sinken bringen werden. Sie verbinden mit der Eigenschaft eines ausgezeichneten Dichters eine Fülle andrer Kenntnisse, die zwar in der Tat einige Verwandtschaft mit der Poesie haben, aber ihr doch nur durch Ihre Feder ganz verbunden wurden. [...] Die Milde und Förderung, die Sie allen denen erweisen, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmen, läßt mich hoffen, daß Sie mich nicht aus der Zahl derer ausschließen werden, welche Sie Ihrer Unterweisungen würdig finden. So nenne ich den brieflichen Verkehr mit Ihnen, der jedem denkenden Wesen nur vorteilhaft sein kann. Ja, ich wage zu behaupten, daß es auf der ganzen Welt nicht einen Menschen gibt, dessen Lehrer Sie nicht sein könnten ...“⁸²

Geschmeichelt erwiderte der Franzose: „Der Brief, den Euer Kgl. Hoheit mir zu schreiben geruhten, hat mein empfindsames Herz tief bewegt und meiner Eigenliebe geschmeichelt. Aber die Liebe zur Menschheit, die ich im Herzen trage und die, wenn ich so sagen darf, mein innerstes Wesen bestimmt, hat mich die Freude noch unendlich tiefer und reiner empfinden lassen; denn nun weiß ich einen Fürsten in der Welt, der als Mensch denkt, einen Fürsten-Philosophen, der die Menschen glücklich machen will. [...] Wenn nicht in der Zukunft das

82 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 71

Getriebe der Welt und die Bosheit der Menschen einen so göttlichen Charakter verderben, werden Sie von allen Völkern verehrt und von aller Welt geliebt werden...“⁸³

Für Friedrich war die Beziehung zu Voltaire, wie aus dem Briefwechsel mit Wilhelmine hervorgeht, lediglich eine geistige Herausforderung, nie aber eine tiefe und aufrichtige Freundschaft. Es ging beiden wohl eher um gegenseitigen Prestigegegewinn, denn um zwischenmenschliche Bereicherung.

In die Rheinsberger Jahre fielen auch die ersten schriftstellerischen Versuche Friedrichs, der über die folgenden Jahrzehnte der mit Abstand literarisch tatkräftigste Fürst seiner Zeit werden sollte. Er verfasste seine Schriften in Französisch, das er besser, wenn auch nicht perfekt, beherrschte als das Deutsche. An der französischen Literatur bewunderte er vor allem die Klarheit, Genauigkeit und Eleganz, an der er sich stilistisch zu orientieren suchte. Einige der Rheinsberger Briefe gleichen in Umfang und Bedeutung bereits philosophischen Essays. Seinem Freund Suhm gegenüber bekannte der Prinz: „Mein ganzer Sinn ist auf die Philosophie gerichtet. Sie leistet mir wunderbar gute Dienste, und ich bin ihr vielen Dank dafür schuldig. Ich bin glücklich, da ich viel ruhiger bin als früher. Meine Seele wird nicht mehr durch heftige und stürmische Aufregungen beunruhigt. Ich unterdrücke den ersten Ausbruch meiner Leidenschaften und fasse erst dann einen Entschluß, wenn ich mir die Sache, um die es sich handelt, reiflich überlegt habe. Wahrhaftig, die meisten Menschen denken überhaupt nicht. Sie beschäftigen sich nur mit der Gegenwart und sprechen nur von dem, was sie mit Augen sehen, ohne an die verborgenen Ursachen und den letzten Grund aller Dinge zu denken.“⁸⁴

Neben zahlreichen Briefen mit vorwiegend philosophischem oder literarischem Inhalt entstanden in der Rheinsberger Zeit die ersten politischen Abhandlungen Friedrichs, von denen die im September 1740 in Den Haag anonym veröffentlichte Streitschrift „Antimachiavell“ zweifellos als wichtigste anzusehen ist. Seine „Réfutation du prince de Machiavel“ (Widerlegung des Fürsten Machiavelli), die er 1739 zu schreiben begann, ist als Polemik gegen den florentinischen Staats-

83 W. Mönch (Hrsg.): Voltaires Briefwechsel mit Friedrich dem Großen und Katharina II., Berlin 1944, S. 25

84 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 16, S. 328

mann und Theoretiker Niccolò Machiavelli ausgelegt, der die Größe und Macht des Staates höher bewertete als das Wohlergehen des einzelnen und die Freiheit des Bürgers. „Ich will,“ so schrieb der Kronprinz hier, „die Verteidigung der Menschheit gegen dieses Ungeheuer wagen, das es auf ihre Vernichtung abgesehen hat, will Vernunft und Gerechtigkeit diesem verbrecherischen Sophismus entgegenstellen, und habe meine Darlegungen Abschnitt für Abschnitt denen des «Fürsten» von Machiavell gegenübergestellt, damit das Gegenmittel unmittelbar neben dem Gifte zur Hand ist. Ich habe allezeit den «Fürsten» von Machiavell für eins der gefährlichsten Bücher gehalten, die je in der Welt Verbreitung fanden: solches Werk muß naturgemäß jedem Herrscher, allen, die an Staatskunst Geschmack finden, in die Hände fallen. Ein junger Mann, der ehrgeizig ist und dessen Herz und Urteil noch nicht die Festigkeit besitzen, um haarscharf Gutes und Böses voneinander zu scheiden, kann nur allzu leicht durch Grundsätze verführt werden, die seinen Leidenschaften schmeicheln. [...] Ist es aber schon schlimm, die Arglosigkeit eines einzelnen zu verführen, der nur einen geringen Einfluß auf den Gang des Weltgeschehens hat, um wie schlimmer ist es dann, wenn Fürsten ins Verderben gezogen werden, welche Völker zu beherrschen, Gerechtigkeit zu pflegen und allen Untertanen in Güte, Großmut und Mitleid ein Vorbild zu sein berufen sind, gleichfalls als wären sie ein lebendes Abbild der Gottheit. Sie sollten doch weniger durch ihre Größe und Macht, als durch ihre inneren Vorzüge und Tugenden den Namen eines Königs verdienen. Die Überschwemmungen, welche eine Landschaft verwüsten, der zündende Blitz, der Städte einäschert, der Gifthauch der Pest, die Provinzen verödet, sind nicht so verhängnisvoll für die Welt, als Entartung der Sitte, zügellose Leidenschaft der Könige.“⁸⁵

Dem von jeglicher moralischen Bindung losgelösten Souverän stellt Friedrich vorbildhaft jenen Fürsten gegenüber, der ausschließlich der erste Diener seines Staates und Volkes ist. Manche seiner Gedanken weisen jedoch, insbesondere in den letzten Kapiteln der Streitschrift, Ähnlichkeiten mit den Ausführungen Machiavellis auf. Überaus deutlich wird dies im 26. Kapitel, das sich mit der Problematik ge-

85 A. Ritter (Hrsg.): Friedrich der Große. Werke und Schriften, Berlin 1915 – Reprint Augsburg 1998, S. 773 f.

rechter und ungerechter Kriege auseinander setzt: „Es gibt Gelegenheiten“, so Friedrich, „wo man die ungerecht bedrohte Freiheit der Völker mit der Waffe verteidigen muß, wo man mit Gewalt erzwingen muß, was ungerechter Sinn sanfterem Vorgehen verweigerte, und da die Fürsten die geborenen Schiedsrichter der Völkerzwiste sind, bleibt ihnen oft nichts anderes übrig, als sie dadurch beizulegen, daß sie ihre Kräfte untereinander messen und ihre Sache dem Schlachtenglück anvertrauen. Es ist dies einer der Fälle, wo der gewagte Ausspruch zutrifft: Ein guter Krieg gibt und festigt einen guten Frieden.“⁸⁶

Generell unterscheidet der Kronprinz drei Arten von Kriegen – Verteidigungskriege, Interessenkriege und Präventivkriege. „Von allen Kriegen sind diejenigen die gerechtesten und unvermeidlichsten“, so legt Friedrich dar, „welche der Verteidigung dienen, wenn die Feindseligkeit der Gegner den Herrscher zu Gegenmaßnahmen nötigt, um Angriffen standhalten zu können, wenn die Not es gebietet, der Gewalt durch Gewalt zu begegnen.“⁸⁷

Verteidigungskriege sind nach Ansicht Friedrichs also zweifellos gerecht; Interessenkriege, so führt er weiter aus, von Zeit zu Zeit erforderlich, wenn Fürsten umstrittene Rechte zu wahren haben. Präventivkriege sind letztlich zwar Angriffskriege, doch müssen sie deshalb nicht ungerecht sein: „Es gibt auch Angriffskriege“, so der Kronprinz, „die ebenso gerecht sind wie die genannten. Sie sollen vorbeugen, und ein Fürst handelt klug, wenn er sie unternimmt, sobald die Übermacht europäischer Großstaaten jede Schranke verliert und das Weltall zu überfluten droht. Man sieht ein Sturmwetter aufziehen, man vermag es allein nicht zu beschwören, und deshalb tut man sich mit allen zusammen, welche durch die gleichen Interessen die gleiche Gefahr zu fürchten haben. [...] Die Vorsicht verlangt, dem kleineren Übel vor dem größeren den Vorzug zu geben und zu handeln, solange man noch Herr der Sachlage ist. Daher ist es besser, einen Angriffskrieg zu beginnen, solange man noch in der Lage ist, sich für Olive oder Lorbeer zu entscheiden; wartet man dagegen, bis die Lage hoffnungslos geworden ist, dann bedeutete eine Kriegserklärung nur noch die Verzögerung des Augenblicks, wo völlige Verknechtung, gänzlicher Niederbruch

86 Ebd., S. 894

87 Ebd.

eintritt. Gewiß ist für einen Herrscher solche Lage höchst quälend, aber er kann nichts besseres tun, als alle Machtmittel zu gebrauchen, bevor ihm die Maßnahmen seiner Feinde die Hände binden und jede Kraft entreißen. [...] Alle Kriege also, die nach reiflichster Überlegung unternommen werden, um einen Thronräuber zu vertreiben, Hoheitsrechte zu erhalten, die Freiheit der Welt zu sichern, Unterdrückung oder Gewalttaten ehrgeiziger Gegner abzuwehren, entsprechen der Gerechtigkeit und Billigkeit. Wenn ein Fürst solche Kriege unternimmt, ist er an dem vergossenen Blute nicht schuld, weil er hierzu gezwungen war und unter den obwaltenden Umständen der Krieg ein geringeres Unheil darstellte als der Friede.“⁸⁸

Von seinen Kritikern wird Friedrich sich dereinst vorhalten lassen müssen, kurz nach der Thronbesteigung selbst als Eroberer – nämlich als Okkupator Schlesiens – hervorgetreten zu sein und so seine Grundsätze eines friedfertigen Fürsten missachtet zu haben.

Zu jener Zeit, als der so überaus schöpferisch tätige Kronprinz den „Antimachiavell“ schrieb, musste er trotz seiner Freiheit und Abgeschiedenheit in Rheinsberg stets einen achtsamen Blick nach Berlin werfen, um sich über die Stimmung des Vaters zu informieren. An den Oberst Paul de Camas schreibt er Anfang des Jahres 1739: „Neben einem Vater, der so reizbar ist, darf ich mich nie der Hoffnung hingeben, ein Leben in Frieden führen zu können. Ich muß ihn als meinen schlimmsten Feind betrachten, der mich unaufhörlich belauert, um mir im geeigneten Augenblick den tödlichen Streich zu versetzen. Ich muß unablässig auf der Hut sein; der geringfügigste Fehltritt, die kleinste Unvorsichtigkeit, eine Bagatelle, ein Nichts, das aufgebauscht und übertrieben wird, kann mein Verderben sein.“⁸⁹

Um keinesfalls dem Vater, der ständig durch Oberstleutnant von Bredow über den Kronprinzen informiert wurde, zu missfallen oder gar sein Misstrauen zu erwecken, kam Friedrich nicht umhin, neben all den schriftstellerischen und kreativen Betätigungen weiterhin seinen Pflichten als Regimentskommandeur nachzukommen. Der Sohn entpuppte sich als Oberst mit hervorragenden Fähigkeiten. Zudem hatte er eine namhafte Zahl „Langer Kerls“ bei seiner Truppe, was gro-

88 Wie Anm. 87, S. 895 f.

89 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 152 f.

ßen Eindruck auf den König machte. Mittlerweile honorierte dieser die Anstrengungen und Verdienste des Sohnes durchaus, wie eine Äußerung des kranken Monarchen seinem Kammerherrn Karl Ludwig von Pöllnitz gegenüber belegt: „Es liegt mir nichts mehr am Leben, da ich meinen Sohn hinterlasse, der alle Fähigkeit hat, gut zu regieren; er hat mir versprochen, daß er die Armee beibehalten wird. Ich weiß, daß er die Truppen liebt und brav ist, ich weiß, daß er sein Wort halten wird, er hat Verstand und alles wird gut gehen.“⁹⁰

Die Kräfte Friedrich Wilhelms nahmen ab Ende 1739 rapide ab; er fühlte sich unheilbar krank und des Lebens müde. Während des gesamten Winters litt er an qualvollen Erstickungsanfällen, die durch die Wassersucht ausgelöst wurden. Zumeist konnte er nun nur noch im Rollstuhl sitzen, da ihm das Liegen noch weitaus größere Schmerzen bereitete. An seine Schwester Wilhelmine schrieb Friedrich am 26. Februar 1740: „...nach allem Anschein werden Sie den König niemals wiedersehen. Sein Krankheitszustand hat sich so rapid verschlimmert, daß ich zweifle, ob er die kommende Woche überleben wird. Er hat Ihnen seinen Segen gegeben und sehr gut von Ihnen gesprochen. Gegenwärtig ist sein Fieber so heftig, daß er kaum sprechen kann, und daß wir allen Grund haben, eine Unterleibsentzündung zu fürchten. Bleiben Sie ruhig, und grämen Sie sich nicht zu sehr, denn gegen etwas, das nun einmal so ist, gibt es kein Mittel ...“⁹¹

Gegen Ende des Winters ließ sich der König nach Potsdam, seiner „Soldatenstadt“ bringen, um dort zu sterben. Zuvor hatte er seine geliebten Parforcehunde, nicht ohne Wehmut, dem „Alten Dessauer“ geschenkt: „...weil ich in dieser Welt ausgejagt habe und mein ältester Sohn doch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird.“⁹²

Kurzzeitig trat noch einmal eine Besserung seines Gesundheitszustandes ein, doch nur von sehr kurzer Dauer. Vom 26. Mai 1740, dem Himmelfahrtstag, ist der letzte Brief Friedrich Wilhelms an den Kronprinzen datiert: „Mein geliebter Sohn, Ich habe Euer Schreiben vom 24. dieses wohl erhalten, daraus Euer herzliches Mitleid mit meinen elenden Umständen, auch Eure löbliche Entschließung, in allen Stücken Meinem väterlichen Rate zu folgen, ersehen. Ich bin sehr davon

90 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 93

91 Ebd., S. 95

92 Ebd., S. 93

attendriret [gerührt] und habe nicht den geringsten Zweifel an dem Effect Eures Versprechens und Eurer guten Sentiments, wenn Gott über mein Leben gebieten sollte, wie es das Ansehen hat. Daß Ihr gegen Pfingsten anhero kommen wollet, solches ist Mir sehr lieb, und wird mir ein rechtes Vergnügen sein, Euch, so Gott will, noch zu embrassiren [umarmen].“⁹³

Erstmals hatte der König den Kronprinzen, zu dessen großer Verwunderung und Rührung, in einem Brief als „geliebten Sohn“ bezeichnet. Als sich kurz darauf der Zustand des Vaters weiter verschlechtert hatte, begab sich Friedrich am 28. Mai nach Potsdam. In der Nähe des Stadtschlusses erblickte er bei seiner Ankunft eine Menschenmenge. Er ritt näher heran und fand zu seinem Erstaunen den König, umringt von der Menge, in seinem Rollstuhl sitzend vor, um der Grundsteinlegung des Hauses für seinen Hufschmied beizuwohnen. Da sah ihn der Vater, breitete die Arme aus und Friedrich warf sich weinend an seine Brust. Gerührt sagte Friedrich Wilhelm zu seinem Sohn, dass er zwar immer sehr streng mit ihm gewesen sei, ihn aber stets geliebt habe.

Später im Schloss sprach der König fast zwei Stunden mit seinem Nachfolger über alle wichtigen Staatsangelegenheiten, riet ihm zu großem Misstrauen Europa, insbesondere Großbritannien, gegenüber. Mit Frankreich solle Friedrich nur unter günstigen Bedingungen verhandeln und niemals leichtfertig einen Krieg gegen einen Nachbarstaat beginnen.

Tags darauf ließ Friedrich Wilhelm sich im Beisein des Kronprinzen aus seinem Testament, das er bereits sieben Jahre zuvor verfasst hatte, die Verfügung über seine Beisetzung vorlesen. Plötzlich wies er, zu den Anwesenden gewandt, auf Friedrich und sprach: „Tut mir Gott nicht viel Gnade an, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat?“⁹⁴ Ergriffen küsste dieser dem Vater die Hände, worauf der König dankbar ausrief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe!“⁹⁵

Am 31. Mai 1740 um ein Uhr morgens ließ Friedrich Wilhelm einen Geistlichen holen, später den Kronprinzen, die Minister, Generäle und die Hauptleute seines Regiments. Er sprach mit jedem von ih-

93 Wie Anm. 91

94 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 101

95 Ebd., S. 102

nen, stellte aber bestürzt fest, dass er fast alle seine Gebete vergessen habe. Schließlich entsagte er feierlich dem Thron und übertrug seinem Sohn die Regierung. Vorübergehend verlor er dann das Bewusstsein. Sobald er wieder bei Sinnen war, ließ er sich einen Spiegel geben, um das Nahen des Todes in seinem Gesicht zu beobachten. Gegen drei Uhr nachmittags sprach er noch ein kurzes Gebet und verschied im Alter von 51 Jahren.

Trotz seiner mit Sicherheit großen Verdienste als Monarch, war Friedrich Wilhelm wohl der unpopulärste Fürst, der je auf dem preußischen Königsthron gesessen hat. Von seinen Untertanen wurde er stets mehr gefürchtet als geliebt. Voller Erwartung blickte man nun auf den 28jährigen Thronfolger, der als Friedrich II. in Preußen dem Vater als König nachfolgte. Bald nach dem Tod Friedrich Wilhelms schrieb Friedrich an Voltaire: „Mein Schicksal hat sich gewendet. Ich habe den letzten Stunden eines Königs, seinem Sterben und seinem Tod beigewohnt. Bei der Thronbesteigung bedurfte ich dieser Lehre gewiß nicht, um von der Eitelkeit aller menschlichen Größe ernüchert zu sein.“⁹⁶

96 Mönch (Hrsg.): Voltaires Briefwechsel, S. 90

Regierungsantritt

Der Kronprinz war sowohl in Preußen, als auch an den Höfen Europas durchaus kein Unbekannter. Über den Konflikt Friedrichs mit dem Vater, seine Festungshaft in Küstrin, seine Zwangsheirat mit Elisabeth Christine von Braunschweig, seine Passion für Musik, französische Literatur und Philosophie war man bestens informiert. Welchen Weg würde Friedrich als Monarch nun gehen? Würde er sich vorrangig den Künsten und Wissenschaften widmen sowie Künstler und Gelehrte an seinem Hof versammeln?

Zunächst sah in der Tat alles danach aus, als habe ein Philosoph den Königsthron bestiegen, wie es Friedrich in einem Brief vom 6. Juni 1740 an Voltaire selbst hervorhebt: „...sehen Sie in mir bitte nichts als einen eifrigen Staatsbürger, einen etwas skeptischen Philosophen, aber einen wirklichen getreuen Freund.“⁹⁷

Der königliche Philosoph war zum Zeitpunkt seiner Regierungsübernahme ein gut aussehender, nicht ganz mittelgroßer junger Mann mit lächelndem Blick, etwas dicklich, ein wenig weibisch, schnell in seinen Bewegungen. Den Kopf trug er meist auf die linke Schulter geneigt, seine großen blauen Augen blickten lebhaft, durchdringend und zuweilen boshaft. Das Gesicht war leicht gebräunt, wohingegen seine Hände sehr weiß und mit etlichen Ringen bestückt waren. Beim Sprechen machte er allerlei Gebärden und redete ohne auf sein Gegenüber einzugehen. Er besaß eine reine und angenehme Tenorstimme, die beim Kommandieren seiner Truppen laut und vernehmlich klang.

Zumeist trug er die Uniform eines Oberst. Da er aber äußerst schnell froz, zog er darunter oft zwei bis drei Westen an, so dass er dicker aussah, als er tatsächlich war. Zu Hoffesten kleidete er sich zivil nach neuester französischer Mode und machte auf alle Anwesenden großen Eindruck. Ebenso eindrucksvoll gestaltete sich der Anfang seiner Regierung. Bereits am zweiten Tag nach Amtsübernahme verkün-

⁹⁷ Ebd., S. 90 f.

dete der neue Monarch den zur Leistung ihres Eides erschienenen Ministern die Grundsätze seiner Herrschaft: „So ist Unsere Meinung nicht, daß ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Untertanen unterdrücken sollet, sondern ihr sollt verbunden sein, mit ebenso vieler Sorgfalt für das Beste des Landes als für Unser Bestes zu wachen; ja, des Landes Vorteil muß den Vorzug vor Unserm eigenen besondern haben, wenn sich beide nicht miteinander vertragen.“⁹⁸

Innerhalb kurzer Zeit setzte der König seine Ideen in Form von Kabinettsordnen in die Tat um. So ordnete er an, dass die staatlichen Vorratskammern zur Bekämpfung der Brotteuerung geöffnet wurden oder sorgte für die Durchsetzung des Verbots von sogenannten „Rekrutenplackereien“, also des unnötigen Schindens von Rekruten. Auch engagierte er sich für die Einrichtung eines Departements für Handel und Manufakturen im Generaldirektorium zur Förderung der Wirtschaft. Von besonderer Bedeutung war die am 3. Juni 1740 bekannt gegebene Verfügung zur Abschaffung der Folter. „Seine Königliche Majestät haben resolviret“, lautete Friedrichs Erlass an den Justizminister Samuel von Cocceji, „in Dero Landen bei denen Inquisitionen die Tortur gänzlich abzuschaffen, außer bei dem crimine laesae majestatis [Majestätsverbrechen] und Landesverrätherei, auch denen großen Mordtaten, wo viele Menschen ums Leben gebracht.“⁹⁹ Wenn Folterung bei Majestätsverbrechen, Landesverrat und Massenmord auch erst 1755 abgeschafft wurde, so ist sie in diesen fünfzehn Jahren letztlich nur noch ein einziges Mal praktiziert worden. So kam dem Preußenkönig das Verdienst zu, als erster Fürst in Europa die Tortur abgeschafft zu haben.

Zwei andere Verfügungen des ersten Monats seiner Regierung erregten höchstes Aufsehen. Als man mit der Frage an Friedrich herantrat, ob die katholischen Schulen im Land weiterhin bestehen bleiben sollten, lautete sein Bescheid: „Die Religionen müssen alle tolleriret werden und mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson selich werden.“¹⁰⁰

98 F. Kugler: Geschichte Friedrichs des Großen, Leipzig 1856, S. 146

99 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 102

100 Ebd., S. 108

In einer Stellungnahme zur Problematik, ob ein Katholik das preußische Bürgerrecht erlangen dürfe, fand der König noch deutlichere Worte: „Alle Religionen seindt gleich und guht, wan nuhr die leute, so sie profesiren [ausüben], Erlige leute seindt, und wen Türken und Heiden kähmen und wollten das Land pöpliren, so wollen wir sie Mosqueen und Kirchen bauen.“¹⁰¹

Friedrich knüpfte mit dieser Idee an eine bereits unter seinen Vorfahren praktizierte Gepflogenheit an. Diese hatten das bevölkerungsarme Land mit Religionsflüchtlingen – Hugenotten aus Frankreich und Protestanten aus Österreich – besiedelt, die zudem mit ihren Fertigkeiten dem Staat großen Nutzen brachten. Hinsichtlich religiöser Fragen galt Preußen seit längerem als tolerantestes Land Europas.

Darüber hinaus war Friedrich, anders als sein Vater, einer geistigen Liberalisierung gegenüber sehr aufgeschlossen. Auf seine Veranlassung hin gaben die Berliner Buchhändler Spener und Haude zur „Information der Gebildeten“ eine Zeitung heraus, die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“. Am 30. Juni 1740 erschien die erste Nummer – unzensiert, was für die damalige Zeit geradezu außergewöhnlich war, da der Monarch fand: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht genieret [zensiert] werden.“¹⁰² Diese Pressefreiheit hatte freilich nur für den unpolitischen Teil des Blattes Geltung. Erlasse des Königs oder Maßnahmen der Regierung durften auch zukünftig nicht kritisiert werden.

Von Anbeginn seiner Herrschaft widmete sich Friedrich mit größtem Eifer den Künsten und Wissenschaften, die unter seinem Vorgänger so wenig Förderung erfahren hatten. Der vom König hochgeschätzte Philosoph Christian Freiherr von Wolff, den Friedrich Wilhelm 1723 auf Druck pietistischer Theologen wegen „Freidenkerei“ und Verachtung der Religion aus Preußen verbannt hatte, wurde von seinem Sohn ins Land zurückgeholt und erhielt eine Professur in Halle.

Dem französischen Mathematiker und Physiker Pierre Louis Moreau de Maupertuis* übertrug Friedrich die Aufgabe, der in den ver-

101 Ebd., S. 107

102 Ebd., S. 103

* Auf Empfehlung Voltaires wurde der 42jährige Maupertuis 1740 von Friedrich II. an den preußischen Hof eingeladen und mit der Leitung der Preußischen Akademie der Wissenschaften betraut.

gangenen Jahrzehnten schwer vernachlässigten Preußischen Akademie der Wissenschaften wieder Bedeutung zu verschaffen: „Mein Herz und meine Neigung“, schrieb der junge Monarch voll Leidenschaft, „erregten in mir seit dem Augenblicke meiner Thronbesteigung den Wunsch, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie die Gestalt geben, die nur Sie allein ihr geben können.“¹⁰³

Nach dem rastlosen Arbeitseifer der ersten sechs Wochen seiner Regierung begab sich der König im Juli in die Provinz nach Preußen, um dort die Huldigungen entgegen zu nehmen. Statt, wie sein Großvater, der sich in Königsberg die Königskrone aufs Haupt gesetzt hatte, mit 200 Karossen und Gepäckwagen, fuhr der Enkel mit drei Kutschen. In der ersten saß er selbst mit Francesco Algarotti*, den er geradezu sehnsüchtig nach seiner Thronbesteigung erwartet hatte und an dessen Schulter er während der Fahrt zuweilen einnickte. „Mein Geschick hat sich gewendet,“ hatte Friedrich kurz nach des Königs Tod an Algarotti geschrieben, „ich harre Euer mit Ungeduld, laßt mich nicht warten!“¹⁰⁴ Im selben Wagen befanden sich auch Keyserlingk und Hans Christoph von Hacke, einst Generaladjutant Friedrich Wilhelms, nun in den Diensten des Sohnes. In der zweiten Kutsche saßen Offiziere und in der dritten sein Kammerdiener Michael Gabriel von Fredersdorff, der ihm bereits in Rheinsberg gedient hatte, mit dem Gepäck. In Königsberg gab es, auf Friedrichs ausdrücklichen Wunsch hin, weder eine Krönung, noch kirchliche Zeremonien, sondern lediglich ein Festmahl, Militärparaden und einen Fackelzug. Friedrich ließ sich am 20. Juli als Erbherr huldigen und die anwesenden Würdenträger leisteten einstimmig den Eid auf ihren neuen König. Ähnlich einfach verlief die Huldigung der Kurmärkischen Stände am 2. August in Berlin. Der Preußenkönig erwartete sich von allen Staatsdienern Gehorsam und verbat sich, wie schon sein Vater, jegliche Einmischung in seine Beschlüsse und Anordnungen. Ebenso duldeten er es nicht, dass sich die Familie in Staatsangelegenheiten einmischte. Seine Mutter erhielt

103 Wie Anm. 102

* Francesco Algarotti, im selben Jahr wie Friedrich geboren, war der Sohn eines vermögenden Kaufmanns aus Venedig. Er kam mit dem Kronprinzen über Voltaire in Kontakt, der vermutlich den Briefwechsel der beiden initiierte. Vom 20. bis 25. September 1738 hielt er sich am Rheinsberger Hof auf.

104 Mitford, Friedrich der Große, S. 76

Anweisung, sich unter keinen Umständen mit den Ministern auszutauschen und nach Möglichkeit in ihren Witwengemächern zu verbleiben. Elisabeth Christine hatte von Anfang an gar nicht erst den Versuch unternommen, eine tragende Rolle bei Hofe einzunehmen. Sie musste nun erkennen, dass die Zeit der, wenn auch nur äußerlichen, Gemeinsamkeit der Eheleute vorüber war. Friedrich ordnete an, dass die Königin samt ihrer Hofhaltung während der Sommermonate im Schloss Schönhausen, nördlich der Residenzstadt Berlin, und im Winter im Berliner Schloss Quartier bezog. Er sollte es fortan nicht mehr dulden, dass seine Gemahlin sich mit ihm zusammen in den Schlössern von Charlottenburg oder Potsdam aufhielt. Bei seltenen Zusammenkünften zu Hof- oder Familienfeiern begegnete er ihr weiterhin mit aller erdenklichen Höflichkeit. Der Kontakt beider bestand lediglich in einem formellen Briefwechsel fort. Von nun an führte der König das Leben eines am weiblichen Geschlecht vollkommen desinteressierten Junggesellen, der sich in erster Linie, wie er in den ersten Regierungstagen Voltaire berichtet hatte, seinen diversen Aufgaben widmen wollte: „Ich schwanke zwischen zwanzig Beschäftigungen hin und her und beklage nur die Kürze der Tage, die mir um 24 Stunden zu kurz scheinen. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der andern für das Volk und die schönen Künste.“¹⁰⁵

Die Umgebung des jungen Monarchen registrierte mit Befremden, dass dieser größtenteils die Gewohnheiten des Vaters übernahm. Abgesehen von Festtagen trug Friedrich von morgens bis abends den Uniformrock, den er einst verächtlich als „Sterbekittel“ bezeichnet hatte. Die offizielle Kleidung bei Hofe blieb weiterhin, wie schon zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms, die Uniform. Den größten Teil des Tages verbrachte der König auf dem Exerzierplatz oder aber in Besprechungen mit seinen Ministern, die er immer wieder mit rüden Randbemerkungen auf ihren schriftlichen Vorschlägen tadelte, so etwa am 16. Juni 1740: „Wenn die Minister über Verhandlungen rasonieren, sind sie kluge Leute, wenn sie aber vom Kriege reden, ist es, wie wenn ein Irokese von der Astronomie spricht.“¹⁰⁶ Und zwei Tage später konnten die

105 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 22, S. 4

106 R. Koser: Geschichte Friedrichs des Großen, 4 Bde., Stuttgart-Berlin 1914, Bd. 1, S. 205

hohen Ratgeber auf ihren Papieren lesen: „Der Schwarze Adlerorden ist nicht für Esel da!“¹⁰⁷

Die Auflösung des Regiments der „Langen Kerls“ in den letzten Tagen von Friedrichs erstem Regierungsmonat mag bei vielen zunächst einen falschen Eindruck erweckt haben. So kursierten beispielsweise am britischen Hof Gerüchte, dass das preußische Heer auf 45.000 Mann, rund die Hälfte seines Bestandes, reduziert werden würde. Es war jedoch genau das Gegenteil der Fall, denn der König ließ in den nächsten Monaten 10.000 neue Rekruten einziehen und schuf einen neuen Truppenteil der Hofkavallerie, die „Garde du Corps“, um einen Eindruck von Glanz und Vornehmheit zu vermitteln. Seinem Philosophenfreund Voltaire teilte er unverblümt mit: „Fürs erste habe ich die Macht des Staates um 16 Bataillone, 5 Schwadronen Husaren und eine Schwadron Gardes du corps vermehrt.“¹⁰⁸

Bereits in den ersten Wochen seiner Regierung stellte Friedrich die Maxime seiner Herrschaft klar und unverhohlen heraus – nämlich die Macht des Staates zu vergrößern. Hegte Friedrich bereits zu diesem Zeitpunkt die Absicht, seine über das Gebiet des Heiligen Römischen Reiches verstreuten Territorien beizeiten mit Hilfe von Neuerwerbungen abzurunden und in einem Staat zu vereinen? Noch war beispielsweise die Frage offen, ob beim Tod des Kurfürsten Karl III. von Pfalz-Neuburg die Herzogtümer Jülich und Berg als Erbschaft an Preußen fallen sollten. Eben diese Problematik brachte der König in der Geheimen Instruktion vom 11. Juni 1740 für den Oberst Paul Heinrich von Camas, den er als preußischen Sondergesandten an den französischen Hof schickte, zur Sprache. Darin hieß es unter anderem: „England sucht mein Bündnis, das ist gewiß, und es werden mir sicherlich vorteilhafte Vorschläge gemacht werden. Je mehr mir die Engländer bieten, einen desto höheren Ton werde ich Ihnen befehlen in betreff der großen Erbfolgefrage anzuschlagen. Sie müssen die Franzosen zu dem Glauben bringen, daß ich ihnen eine große Gnade erweise, wenn ich ihnen zuliebe auf das Herzogtum Jülich verzichte und mich mit Berg begnüge.“¹⁰⁹ An anderer Stelle dieser Weisung betonte Friedrich recht freimütig seine Kriegsbereitschaft, sollte man nicht geneigt sein, Bünd-

107 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 213

108 Wie Anm. 106, S. 11

109 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 105

nisse mit ihm zu schließen: „Die Vermehrung meiner Truppen, die während Ihres Aufenthaltes in Versailles ins Leben treten soll, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meinem lebhaften und hitzigen Charakter zu sprechen. Sie können dabei äußern, es sei zu besorgen, daß diese Maßregel eine Flamme anfache, die ganz Europa in Brand setze, daß Unternehmungsgeist in der Sinnesart der Jugend liege, und daß Träume von Heldentum die Ruhe unzähliger Völker getrübt hätten und noch trübten. Sie können hinzufügen, ich liebte Frankreich meiner ganzen Sinnesart nach, vernachlässigte man mich aber gegenwärtig, so sei die Sache für immer und hoffnungslos verloren; gewänne man mich dagegen jetzt, so würde ich imstande sein, der französischen Monarchie wichtigere Dienste zu leisten als jemals Gustav Adolf.“¹¹⁰

Ähnlich deutlich formuliert war die Geheiminstruktion des Königs vom 18. Juni 1740, die er dem Oberstleutnant Friedrich Ludwig Truchseß von Waldburg mit auf den Weg zu seinem Oheim, Georg II., König von Großbritannien und Kurfürst von Hannover, gab, wenngleich hier nicht von Krieg die Rede ist: „Den Ministern müssen Sie die Würmer aus der Nase ziehen, um hinter ihre wahren Absichten zu kommen. Spricht man Ihnen von dem Wohle Europas und vom Abschluss von Bündnissen, so sagen Sie, daß niemand Europas Wohl näher am Herzen liege als eben mir, und daß mein sehnlichster Wunsch sei, ein Bündnis abzuschließen; nur müsse die Vereinigung der beiden Häuser auf gute Bedingungen und sichere Grundlagen hin in die Erscheinung treten. Möglichst viel müssen Sie aus der Sendung Camas nach Frankreich machen. [...] Fangen Sie an zu verhandeln, so sagen Sie stets, Sie hofften zum Abschluss zu kommen, vorausgesetzt, daß Ihnen Vorschläge gemacht werden, die annehmbarer sind als die französischen, kurz, Sie müssen immer auf Tatsächliches kommen, Jülich, Berg, Friesland und Mecklenburg. Kommen Sie Ihnen mit der Vergrößerung Preußens, so erwidern Sie, ich würde deshalb nicht weniger gut mit meinen Nachbarn stehen, ich suche vielmehr meine Sicherheit als eine Verminderung ihrer Macht – mit einem Worte, suchen Sie ihre innersten Pläne und geheimsten Absichten zu ergründen ...“¹¹¹

110 Ebd., S. 106

111 Ebd., S. 107 f.

Je intensiver Friedrich die „geheimsten Absichten“ seiner europäischen Nachbarn herauszufinden suchte, desto mehr verbarg er selbst seine eigenen Intentionen vor Diplomaten ausländischer Staaten und übte sich in der Kunst der Verstellung. Der dänische Gesandte in Berlin, Jessen, beispielweise erstattete seiner Regierung besorgt Bericht über diese königliche Attitüde: „...verstellt sich [...] so tief und besitzt solche Selbstbeherrschung, daß man seine mutmaßlichen Absichten noch nicht mit Sicherheit hat ergründen können.“¹¹²

Es schien dem jungen Monarchen jedoch auch Vergnügen zu bereiten, sich im Privaten, fern aller Politik und Diplomatie, zu verstellen oder gar die Rolle eines anderen anzunehmen. Im Anschluss an eine Reise in die rheinischen Provinzen im August 1740 begab sich Friedrich inkognito, versehen mit der Identität eines Grafen Dufour, nach Straßburg. Lediglich begleitet von seinem Bruder, August Wilhelm, dem Grafen Alexander von Wartensleben und Algarotti, überquerte er den Rhein und konnte endlich Frankreich, frei von politischer Verpflichtung, besuchen. Voltaire erhielt über dieses königliche Abenteuer einen recht launigen Bericht in Gedichtform, in dem sich der König über „allerhand Fährlichkeiten“, die es zu bestehen galt, ausließ: „Bald hielt das Volk für Könige uns, bald für gewitzte Schufte gar, bald hieß es: Euch kennt man schon längst! Oft stand die ganze Straße still, und jeder freche Bursche sah zum Wagenschlage dreist herein.“¹¹³

Voltaire erwartete seit geraumer Zeit einen Besuch des „Philosophenkönigs“ in Brüssel, wo er sich zu jener Zeit aufhielt. Da Friedrich an Fieber litt und nicht reisen konnte, bemühte sich sein Dichterefreund zu ihm. Am 12. September 1740 fand die erste Zusammenkunft beider auf Schloss Moyland bei Kleve statt. Voll Begeisterung berichtete der Monarch am 24. September von seinem Gast an Jordan: „Ich habe Voltaire gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war; aber ich hatte gerade mein viertägiges Fieber, und mein Geist war ebenso ohne Spannung als mein Körper ohne Kraft. Wenn man Leute seiner Art spricht, so muß man nicht krank sein, sondern sich vielmehr sehr wohl und, womöglich, besser als gewöhnlich befinden. Er ist so beredt wie Cicero, so angenehm wie Plinius und so weise

112 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, Bd. 1, S. 80

113 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 14, S. 156

wie Agrippa; mit einem Worte: er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Altertums. Sein Geist arbeitet un-aufhörlich, und jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einer geistreichen Bemerkung. Er hat uns sein herrliches Trauerspiel Mahomet deklariert; wir waren entzückt davon: ich konnte es bloß bewundern und schweigen.“¹¹⁴

In jene Zeit fiel auch die erste Machtdemonstration des Preußenkönigs, die in Europa Aufsehen erregen sollte. Acht Jahre zuvor war die Baronie Herstal im Maasgebiet aus dem Erbe des mütterlicherseits verwandten Hauses Oranien an die Hohenzollern gefallen. Der Fürstbischof von Lüttich erhob ebenfalls Anspruch auf dieses Gebiet, wenn seine Rechte auch weitaus schwächer waren als jene Preußens. Friedrich Wilhelm I. hatte in dieser Angelegenheit keine Einigung erzielen können. Als Herstal nun, auf Veranlassung des Fürstbischofs, Friedrich den Huldigungseid verweigerte, ließ Preußens Monarch aus Kleve 1.600 Soldaten in Herstal einmarschieren. Nach Zahlung einer Entschädigung in Höhe von 200.000 Talern überließen die Preußen dem Bischof die Herrschaft Herstal und hoben die Besatzung auf. Friedrich hegte an diesem weit abgelegenen Territorium kein allzu großes Interesse.

Diese Vorgehensweise des Königs hatte in den Kanzleien Wiens und Berlins für einigen Wirbel gesorgt, da niemand mit einem so raschen und gewaltsamen Eingreifen gerechnet hatte. Der Kaiser forderte Friedrich in einer Note auf, die Sache vor die Reichsinstanzen zu bringen, anstatt sich derart eigenmächtig Recht zu verschaffen. Preußens König ließ verkünden, dass es sich um eine Angelegenheit zwischen zwei Reichsfürsten handle und zeigte somit deutlich, wie wenig Achtung er letztlich vor der Wiener Majestät und den altehrwürdigen Satzungen empfand.

114 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 119

Eroberung Schlesiens

Die Herstaler Affäre geriet schnell in Vergessenheit, denn am 20. Oktober 1740 erlag Kaiser Karl VI. im Alter von 55 Jahren völlig unerwartet den Folgen einer Pilzvergiftung. Die Todesnachricht traf am 26. Oktober in Rheinsberg ein. Friedrich lag mit Fieber zu Bett und ließ umgehend den Minister Heinrich Graf von Podewils, Grumbkows Nachfolger, sowie Feldmarschall Kurt Christoph Graf von Schwerin zu Beratungen aus Berlin kommen und schrieb am gleichen Tag an Voltaire: „...für diesmal hindert mich der unvermuteste Vorfall von der Welt, Ihnen mein Herz wie gewöhnlich zu öffnen und so zu plaudern, wie ich gern möchte. Der Kaiser ist tot. [...] Dieser Todesfall zerstört alle meine friedlichen Gedanken. [...] Jetzt ist die Zeit da, wo das alte politische System eine gänzliche Änderung erleiden muß; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von vier Metallen rollte und sie sämtlich zermalmte...“¹¹⁵

Dem Kaiser folgte seine älteste Tochter, die 23jährige Erzherzogin Maria Theresia, als Regentin Österreichs nach. Damit trat die „Pragmatische Sanktion“, die die Unteilbarkeit der österreichischen Erblande wie die Berechtigung der weiblichen Linie zur Thronfolge regeln sollte, in Kraft. Gegen beträchtliche Zugeständnisse hatte Karl VI. die eher unverbindliche Zustimmung von Preußen, Russland, Frankreich, Spanien, Holland, Großbritannien, Dänemark und des Reichstages einholen können. Nach seinem Tod erhoben nun Bayern, wenig später Frankreich Einspruch. Auch der König in Preußen wollte die Gunst der Stunde nicht ungenutzt lassen. Friedrich war entschlossen, wie er auf der ersten Beratung mit Schwerin und Podewils am 28. Oktober klar zum Ausdruck gebracht hatte, die Schwäche der Österreicher auszunutzen und sich Schlesiens, dieser reichen und bevölkerten Provinz, zu bemächtigen. Beide, der Minister und der Feldmarschall, äußerten Bedenken gegenüber diesem Vorhaben und rieten zu Verhandlungen

115 Ebd., S. 124 f.

mit dem Wiener Hof. Ausgehandelt werden sollte ihrer Meinung nach ein Subsidienvertrag, der Preußen für die Unterstützung der habsburgischen Interessen, die Abtretung Schlesiens zusichern sollte. Der König hielt jedoch an seinem Entschluss fest und teilte dies Podewils am 1. November mit: „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man ihn ausnutzen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen und allem bereit; wenn ich mich des Vorteils nicht bediene, halte ich ein Gut in Händen, dessen Gebrauch ich mißkenne; wenn ich den Vorteil benutze, so wird man sagen, daß ich so geschickt bin, mich der Überlegenheit zu bedienen, die ich über meine Nachbarn habe.“¹¹⁶

Der Minister hatte die königliche Entscheidung zu akzeptieren und seine heikle Aufgabe bestand nun darin, für den Einfall in Schlesien einen möglichst plausiblen Rechtsgrund zu finden, wie ihn Friedrich am 7. November wissen ließ: „Die Rechtsfrage ist Sache der Minister, also die Ihrige; es ist Zeit, im Geheimen daran zu arbeiten, denn die Befehle an die Truppe sind gegeben.“¹¹⁷

Podewils legte seinem Antwortschreiben an den König wenige Tage später die Denkschrift des Juristen und Kanzlers der Universität Halle, Johann Peter Ludewig, bei, in der die rund 200 Jahre alten, höchst unsicheren Ansprüche der Hohenzollern auf Teile Schlesiens, nämlich die Herzogtümer Brieg, Liegnitz und Wohlau, zumindest begründet schienen. „Bravo! Das ist die Arbeit eines tüchtigen Scharlants!“¹¹⁸ kommentierte Friedrich dieses Gutachten, das dem Wiener Hof jedoch erst nach bereits erfolgtem Einmarsch in Schlesien präsentiert werden sollte. Tatsächlich ging es dem Monarchen Preußens bei seinem geplanten Überfall nicht um die Durchsetzung eines begründeten Rechtsanspruchs. In der „Geschichte meiner Zeit“, die er 1746 niederschrieb, sollte der König ganz offen aussprechen „was ihn letztlich zu diesem militärischen Schlag bewogen hatte: „... das allzeit schlagfertige Heer, der vorhandene Kriegsschatz, vielleicht der Drang nach Ruhm: darum also erklärte der König der Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, den Krieg.“¹¹⁹

116 Wie Anm. 115, S. 125

117 Ebd., S. 126

118 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 121

119 Ritter (Hrsg.): Friedrich der Große, S. 76

Obgleich die preußischen Truppen marschbereit standen, ließ sich der König äußerlich nicht das Geringste anmerken. Dennoch kursierten Gerüchte innerhalb Europas und drangen ebenfalls nach Wien. Am 9. Dezember trat Friedrich, als wollte er allem Gerede zuvor kommen, mit dem gewagten Vorschlag an den österreichischen Hof heran, durchaus bereit zu sein, die „Pragmatische Sanktion“ anzuerkennen, falls sich das Haus Habsburg bereit erklären sollte, Schlesien an Preußen abzutreten. Über dieses Scheinangebot des Preußenkönigs, das er durch seinen Gesandten Gustav Adolf Reichsgraf von Gotter überbringen ließ, schien man in Wien, da die österreichischen Minister durch diverse Agenten am preußischen Hof über das dortige Geschehen wohlinformiert waren, nicht sonderlich überrascht zu sein. Friedrichs Entscheidung war zu diesem Zeitpunkt längst getroffen. In Berlin liefen die Aktivitäten auf Hochtouren. Der König saß die meiste Zeit des Tages mit seinen Generalen zusammen, Truppeneinheiten wurden in Bereitschaft versetzt und Waffen- sowie Versorgungsdepots nahe der schlesischen Grenze angelegt. Die Offiziere der Berliner Garnison hatte der Monarch mit eindringlichen Worten auf den Feldzug eingestimmt: „Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, für welchen ich keine andern Bundesgenossen habe als Ihre Tapferkeit, und keine andere Hilfsquelle als mein Glück. Erinnern sie sich stets des unsterblichen Ruhms, den Ihre Vorfahren auf den Gefilden von Warschau und Fehrbellin erworben haben, und verleugnen Sie nie den Ruf der brandenburgischen Truppen. Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhms, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde.“¹²⁰

Preußens Herrscher hatte mit dieser Rede endgültig jegliche Zurückhaltung fallen lassen.

Am 13. Dezember fand im Berliner Schloss ein Maskenball statt, den der König unbemerkt verließ, um am 14. Dezember in Crossen an der Oder einzutreffen, wo an eben jenem Tag ein Balken im Glockenturm der Hauptkirche geborsten und die Glocke zu Boden gestürzt war. Friedrich deutete dieses Ereignis als gutes Vorzeichen: „Das Hohe wird erniedrigt werden,“¹²¹ so stellte er lapidar fest und der Fall Habsburgs schien für ihn damit besiegelt zu sein. Die schlesische Grenze

120 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 129

121 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 234

überschritt der Monarch am Morgen des 16. Dezember. „Ich habe“, so schrieb er an Podewils, „mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel den Rubicon überschritten; meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale dürsten nach Ruhm. Alles wird nach unseren Wünschen gehen, und ich habe Ursache, alles mögliche Gute von diesem Unternehmen zu erwarten.“¹²²

Die 22.000 Mann starke preußische Armee stieß bei ihrem Vormarsch auf keinen nennenswerten Widerstand. Insbesondere die Protestanten, die unter den katholischen Bischöfen zu leiden hatten, bereiteten dem König einen freundlichen Empfang. Am 22. Dezember ließ er durch seine Truppen die Festung Glogau einschließen und stand am 31. Dezember 1740 vor Breslau. Schlesiens Hauptstadt besaß zu jener Zeit eine gewisse municipale Selbständigkeit, so dass Österreich nur mit Einwilligung der Bürgerschaft imstande war, die Stadt zu besetzen. Feldmarschalleutnant Graf Ulysses Browne, von Maria Theresia mit dem Kommando betraut, hatte vom Rat eine Einwilligung zum Einzug in die Stadt mit einigen hundert Mann erhalten, als ein Aufstand unter dem Schuhmacher Johann Christian Döblin ausbrach und damit die Rücknahme des Beschlusses erzwungen werden konnte. Als die Preußen vor den Wällen der Stadt erschienen, wurden sie von der Bevölkerung mit Bier, Brot und sonstigen Lebensmitteln bewirtet. Am 1. Januar 1741 erfolgte die Besetzung der Vorstädte durch preußische Truppen, und am 3. Januar hielt der Preußenkönig nach Unterzeichnung eines Sondervertrages begleitet vom Stadtrat feierlich Einzug in Breslau. Die Straßen waren trotz heftigen Schneetreibens erfüllt von einer neugierigen und ausgelassenen Menge, die nur mit Mühe vom Spalier der Bürgermiliz zurückgehalten werden konnte. Eröffnet wurde der Zug durch den Tross mit dem Gepäck des Königs und dem silbernen Tafelgeschirr, getragen von schellenklingenden Maultieren mit Schabracken aus blauem Samt. Im Anschluss daran folgten 30 berittene Gendarmen in gelber Uniform, dahinter der offene, aber unbesetzte königliche Wagen, in dem der mit Hermelin besetzte blausamte Staatsmantel auf dem Sitz drapiert lag. Endlich kam, von vier Läufern angekündigt, der König in goldbestickter Uniform auf seinem Pferd

122 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 130

sitzend. Hinter ihm ritten in einem langen Zug die Offiziere der Armee in Galauniform.

Die Honoratioren der Stadt lud Friedrich zur Tafel, sicherte den Katholiken freie Religionsausübung zu und erwies Adeligen, Klerus und Bürgern alle erdenkliche Aufmerksamkeit. Den protestantischen Geistlichen erteilte er Weisung, über die von ihm ausgewählte Bibelstelle 1 Makkabäer, Vers 33 zu predigen: „Das Land, das wir wieder erobert haben, ist unser väterliches Erbe und gehört sonst niemand. Unsere Feinde haben’s aber eine Zeitlang mit Gewalt und Unrecht innegehabt.“¹²³

Nach der Einnahme Breslaus und weiterer Städte, die zunächst noch Widerstand leisteten, sah Friedrich sich bereits als Sieger und schrieb nahezu übermütig am 14. Januar 1741 aus dem eroberten Ottmachau an Jordan: „Mein lieber Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan! Ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist und daß Neisse schon bombardiert wird; ich bereite Dich auf wichtige Projecte vor und kuendige Dir das größte Glueck an, das Fortunens Schoß jemals geborgen hat.“¹²⁴

Den Winter über begab sich der König zurück nach Berlin, wo er bei seiner Ankunft am 26. Januar 1741 unter großem Jubel begrüßt und gefeiert wurde. Feldmarschall Graf Schwerin blieb unterdessen in Schlesien zurück und hatte Befehl erhalten, alle noch Widerstand leistenden Orte einzunehmen, was sich wegen des schlechten Wetters hinauszögerte. Aufgrund des Dauerregens seit Dezember hatten sich Straßen und Wege allerorts in Sumpflandschaften verwandelt, die nur mühsam passierbar waren. In den Feldlazaretten mehrte sich die Zahl der Fieberkranken. Verwundete und Tote als Folge der Kampfhandlungen hatten die Preußen in diesen ersten Wochen des Feldzuges nur wenige zu beklagen. Dies lag vor allem auch an der mangelnden Kampfbereitschaft der vollkommen überraschten österreichischen Garnisonen, die an manchen Orten nahezu kampfflos überrannt wurden. Eine verhältnismäßig unproblematische Besetzung weiter Teile Schlesiens wurde durch die überwiegend protestantische Bevölkerung

123 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 121

124 Ebd.

zusätzlich erleichtert, die die preußischen Soldaten zumeist euphorisch begrüßte, sie als Glaubensgenossen ansah und eine Loslösung von der Herrschaft der katholischen Habsburger herbeisehnte.

Mit weitaus weniger Euphorie reagierte man an Europas Höfen auf den Einfall Friedrichs in Schlesien: „Der neue König in Preußen verdient in der Politik exkommuniziert zu werden,“¹²⁵ ließ der englische Gesandte in Berlin, Thomas Robinson, verlauten. Ludwig XV. von Frankreich befand: „Der Mensch ist toll!“¹²⁶ Damit gab er höchstwahrscheinlich die Meinung der meisten Zeitgenossen wieder. Maria Theresia ließ den Unterhändler des preußischen Königs, Reichsgraf Gotter, wissen, dass sie nicht gewillt sei, kampflos auf Schlesien zu verzichten. In Wien war man fortan darum bemüht, eine Koalition gegen den Unruhestifter und Störer des europäischen Gleichgewichts – der „balance of power“ – zusammenzubringen, welche vor allem die Seemächte Großbritannien und die Niederlande gefährdet sahen.

Der britische König Georg II. traute seinem Neffen, dem König in Preußen, durchaus weitere Eroberungszüge zu. Er begab sich unverzüglich in das Kurfürstentum Hannover, um gegebenenfalls seine kontinentalen Territorien entsprechend verteidigen zu können. In London hielt man es für denkbar, dass der Sohn der gebürtigen Hannoveranerin Sophie Dorothea auf hannoversches Gebiet Anspruch erheben könnte. Ebenso wie Großbritannien sollte sich auch Russland nach dem Tod der Zarin Anna auf die Seite Österreichs stellen. Immer deutlicher zeichnete sich zu diesem Zeitpunkt innerhalb des europäischen Mächtekanons eine gegen den Preußenkönig gerichtete Allianz ab, die letztlich aus Österreich, Großbritannien, Russland, Sachsen, Polen und den Niederlanden bestand. Friedrich selbst sah sich ohne jegliche Verbündete und reagierte, indem er die in Schlesien stehende Armee auf 32.000 Mann erhöhte und in der Mark Brandenburg eine zweite Armee von 20.000 Soldaten unter Oberbefehl des „Alten Dessauers“ zusammen zog. Bald erreichten den König alarmierende Meldungen seiner Agenten, dass sich nahe der schlesischen Grenze eine starke österreichische Armee sammelte. Am 19. Februar 1741 brach Friedrich wieder nach Schlesien auf und am 8. März wurde die Festung Glogau

125 Wie Anm. 124

126 Ebd.

durch die Armee des Erbprinzen Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau, des ältesten Sohnes des „Alten Dessauers“, erobert. Friedrich selbst entkam im Frühjahr 1741 auf Erkundungsritten zweimal nur knapp den Österreichern. Ganz unter dem Eindruck dieser Erlebnisse schrieb er Anfang März an Podewils: „Beiläufig bemerkt, bin ich zweimal den Anschlägen der österreichischen Husaren entwischt. Sollte mir das Unglück begegnen, lebend gefangengenommen zu werden, so erteile ich Ihnen den gemessenen Befehl, für dessen Befolgung Sie mir mit Ihrem Kopfe einstehen, meine Befehle in meiner Abwesenheit nicht zu beachten, meinem Bruder mit Rat beizustehen und den Staat nichts Unwürdiges zur Erlangung meiner Freiheit vornehmen zu lassen. Im Gegenteil will und befehle ich, daß in diesem Falle lebhafter als jemals vorgegangen werde. Ich bin nur König, solange ich frei bin. Falle ich, so soll meine Leiche nach römischer Art verbrannt und die Asche in einer Urne in Rheinsberg beigesetzt werden.

In diesem Falle soll ferner Knobelsdorff ein Denkmal errichten wie das des Horaz in Tusculum.“¹²⁷

Die Möglichkeit, in der Schlacht zu fallen, schien den König wohl mehr zu beschäftigen, als dies für Außenstehende den Anschein hatte. In der Nacht vor der ersten größeren Begegnung zwischen der österreichischen und preußischen Armee bei Mollwitz in Schlesien am 10. April 1741 überfielen den König Todesahnungen und er schrieb schwermütig an seinen Bruder August Wilhelm: „Der Ruhm der preußischen Waffen und die Ehre meines Hauses haben meine Handlungsweise bestimmt und sollen sie bis zu meinem Tode bestimmen. Sie sind mein einziger Erbe.“¹²⁸

Das Treffen der beiden Armeen begann um die Mittagsstunde, als die Österreicher, das Dorf Mollwitz im Rücken, ihren Aufmarsch noch nicht beendet hatten. Die Landschaft ringsum war von einer dichten, hartgefrorenen Schneedecke eingehüllt, auf der die Sonne gleißend lag. Der österreichische Feldmarschall Wilhelm Reinhard Graf Neipperg führte 18.000 und Friedrich 22.000 Mann ins Feld. Die preußischen Truppen gerieten durch einen unvermuteten Angriff der österreichischen Kavallerie in ihre rechte Flanke derartig in Verwirrung, dass das

127 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 132

128 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 26, S. 85

Fußvolk der zweiten Linie auf die eigene Kavallerie schoss, die sich im Handgemenge mit dem Feind befand. Der Preußenkönig kämpfte an exponierter Stelle, ritt ohne Rücksicht auf sein Leben in das Schlachtgetümmel hinein und bemühte sich verzweifelt, seine Soldaten zum Gegenangriff zu sammeln. Gegen vier Uhr nachmittags schien die Schlacht verloren. In diesem Moment größter Gefahr forderte Feldmarschall Schwerin Friedrich auf, wenigstens sein Leben zu retten und das Schlachtfeld zu verlassen. Der König floh in Begleitung seines Freundes Friedrich Rudolf von Rothenburg, Oberst der Kavallerie, zweier Adjutanten sowie eines Pagen über Umwege, wobei er beinahe in österreichische Gefangenschaft geriet, nach Löwen, wo er noch in der Nacht die Siegesnachricht überbracht bekam. Dem Feldmarschall war es während der Abwesenheit Friedrichs gelungen, die Truppen wieder zu formieren und die Schlacht zugunsten der Preußen zu entscheiden. Beschämt über sein Versagen ritt der König zurück zur Truppe, die er nach eigener Ansicht so leichtfertig im Stich gelassen hatte. In der „Geschichte meiner Zeit“ sollte er sich wenige Jahre später selbstkritisch hierzu äußern: „Mollwitz war eine Lehre für den König und für seine Truppen. Der König dachte über alle von ihm begangenen Fehler eingehend nach und versuchte, sie in Zukunft zu vermeiden.“¹²⁹

Mochte der Sieg bei Mollwitz auch knapp gewesen sein, so brachte er doch den Vorteil mit sich, dass die österreichische Armee für die nächsten Monate geschwächt und zu großangelegten Unternehmungen nicht imstande war. Der Schlacht folgte nun eine ruhigere Phase, in der zunächst das oberschlesische Brieg erobert wurde, und die preußische Armee anschließend ihr Lager bei Strehlen, unweit Mollwitz, aufschlug. Hier wurde die Kavallerie aufgestockt und einer intensiven Schulung unterzogen. Zeitgleich zeichnete sich eine politische Wende ab. Nun erschien auch den Franzosen, Bayern und Sachsen, die die „Pragmatische Sanktion“ nicht anerkannt hatten, der Krieg gegen Österreich opportun, da sie auch am habsburgischen Erbe teilhaben wollten. Der preußische Monarch, den französische Diplomaten des Öfteren geringschätzig als „Marquis de Brandebourg“ bezeichnet hatten, avancierte jetzt zu einem interessanten Bundesgenossen des Pari-

129 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 2, S. 86

ser Hofes. Noch im Feldlager von Mollwitz wurden daher die französisch-preußischen Verhandlungen aufgenommen. Ludwig XV. entsandte den Marschall Charles Louis Auguste Fouquet, Comte de Belle-Isle, einen hochgewachsenen schlanken Mann von 56 Jahren, den der Preußenkönig bei Schnee- und Regenwetter in seinem Zelt empfing, das der Sturm umzublasen schien. Am 5. Juni 1741 kam es in Breslau zum Abschluss des Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen.

In diesem Vertrag verpflichteten sich beide Staaten, die Ansprüche des bayerischen Kurfürsten Karl Albrecht auf die Kaiserkrone zu unterstützen. Zudem wurde Friedrich für den Verzicht auf seine jülich-bergischen Ansprüche der Besitz von Niederschlesien mit Breslau zugesichert. Von besonderer Bedeutung für den Berliner Monarchen war die Bestimmung, dass Frankreich sich verpflichtete, innerhalb von zwei Monaten mit einer Armee von 40.000 Mann den Rhein zu überschreiten. Auf Grundlage dieses Bündnisses wuchsen die „Schlesischen Kriege“ mit dem Österreichischen Erbfolgekrieg zusammen. Mitte August überquerten die Franzosen vereinbarungsgemäß den Fluss und vereinigten sich mit der bayerischen Armee. Unterstützt durch sächsische Truppen eroberten sie am 26. November 1741 gemeinsam Prag, wo sich Karl Albrecht als König von Böhmen huldigen lassen durfte. Dessen Wahl zum Kaiser erfolgte am 24. Januar 1742 und die Krönung als Karl VII. fand bald darauf am 12. Februar in Frankfurt statt. Der Kaiser selbst äußerte über diese Feierlichkeiten: „Alles ist darüber einig, daß keine Krönung jemals herrlicher und glänzender war als die meine; der Luxus und die Verschwendung, die sich an allem und jedem kundgaben, überstiegen alle Vorstellung. So konnte ich wähen, den höchsten Gipfel menschlicher Größe erklimmen zu haben, mußte aber unwillkürlich der allmächtigen Hand Gottes gedenken, der zur selben Zeit, da er uns so hoch steigen ließ, gar dringlich daran erinnert, daß wir nur seine Geschöpfe sind und stets im Auge behalten müssen: Wir sind nur Menschen!“¹³⁰

Der Wittelsbacher war jedoch eine eher tragische Figur, da ihm als Schattenkaiser von Gnaden der Könige von Frankreich, Preußen, Sachsen-Polen und einiger mit ihnen verbündeter Reichsfürsten nur

130 K. Heigel (Hrsg.): Das Tagebuch Karls VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, München 1883, S. 17 f.

wenige glücklose Jahre als Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches beschieden waren, die er hauptsächlich in Frankfurt verbrachte, da seine Residenzstadt München von den Österreichern besetzt war.

Unterdessen waren die Preußen in Mähren eingerückt, mussten diese Entlastungsoffensive aber aufgrund von Versorgungsschwierigkeiten sowie Widerstands seitens der Bevölkerung abbrechen und zogen sich nach Böhmen zurück. Während Friedrich kurzzeitig niedergeschlagen war und von Zweifeln geplagt wurde, ob das Abenteuer dieses Krieges nicht zu gewagt oder gar sinnlos war, näherte sich die österreichische Armee unter Befehl Karls von Lothringen, des Schwagers Maria Theresias. Bei Chotusitz, rund achtzig Kilometer südöstlich von Prag, erlitten die Österreicher am 17. Mai eine weitere Niederlage. Friedrich fasste die wesentlichen Ergebnisse dieser Schlacht folgendermaßen zusammen: „Diese Aktion, deren gloriöser Ausschlag vornehmlich der großen Tapferkeit unserer Kavallerie zuzuschreiben ist, hat allerdings in Ansehung ihrer viel Blut kosten müssen; denn wir haben darinnen bis 800 Reuter und Dragoner verloren, und zwar darum, weil sie mit ganz besonderem Heldenmut die feindliche Infanterie angegriffen haben. [...] Überhaupt von der Sache zu reden, so ist es ganz unmöglich die Unerschrockenheit und den Heldenmut unserer Truppen nachdrücklich zu beschreiben, maßen sie die österreichische Kavallerie als die allerbesten Truppen, die nur in Europa zu finden sind, und die österreichischen Grenadiers, welche sich selbigen Tages bei der Attacke des Dorfes Chotusitz durch ihre Tapferkeit distinguirter [hervorhoben], glücklich überwunden haben; mit einem Wort, man muß dem Feinde allerdings die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß diese Bataille nicht aus Ermangelung der Tapferkeit verlorengangen.“¹³¹

Noch am selben Tag informierte der König, der bei Chotusitz seine Feuerprobe als Feldherr bestanden hatte, voller Stolz seine Gemahlin über diesen Sieg: „Gnädige Frau, wir befinden uns Gott sei Dank alle außerordentlich wohl und haben die Österreicher ordentlich geschlagen. Der Sieg ist größer und vollständiger als der bei Mollwitz. Wir haben unsterblichen Ruhm für unsere Truppen erfochten. Wir haben nur

131 J.G. Droysen: Die preußischen Kriegsberichte der beiden schlesischen Kriege, in: Militärwochenblatt, Jg. 1876, S. 356

geringe Verluste, der Feind dagegen sehr bedeutende gehabt. Leben Sie wohl.“¹³²

Nach diesem Erfolg bemühte sich Friedrich, eine Einigung mit Österreich herbeizuführen, wobei Großbritannien hier, vertreten durch John Carmichael Earl of Hyndford, den Preußens König gerne als „Mylord Hundsfott“ bezeichnete, die Vermittlerrolle zukam. Da die österreichischen Diplomaten keinen anderen Ausweg sahen, schlossen sie am 11. Juni 1742 in Breslau mit dem Berliner Monarchen Frieden. Österreich musste Ober- und Niederschlesien, ohne Troppau, Teschen und Jägerndorf, sowie die Grafschaft Glatz an Preußen abtreten. Für Maria Theresia und ihre Minister stand jedoch fest, dass diese Regelung nur von vorübergehender Dauer sein konnte. Preußen begann am 19. Juni mit der Räumung Böhmens und schied damit aus dem Krieg aus. Dem Minister Podewils teilte Friedrich aus dem schlesischen Lager Kuttenberg am 20. Juni seine weiteren politischen Ideen mit: „Ich werde am 4. Juli in Breslau sein, wo ich Sie nach Herzenslust über unsere gegenwärtige Lage und meine Ideen unterhalten kann. Ein glücklicher Quietismus muß für einige Jahre die Grundlage unserer Politik sein; damit der Staat sich festige, bedarf er einiger Jahre Frieden; weshalb Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden müssen, uns in keine Bündnisse eintragen zu lassen, die unter welchem Vorwande auch immer, uns gegen meinen Willen in irgendeinen Krieg verwickeln könnten.“¹³³

Friedrich war es nach rund eineinhalb Jahren zähen Ringens gelungen, einen Vertrag mit Österreich auszuhandeln, der am 28. Juli 1742 in Berlin definitiv bestätigt wurde und ihn nun auch juristisch zum Herrn Schlesiens machte. Dem Preußenkönig war dieser politische Clou mit Sicherheit auch deshalb gelungen, weil er vollkommen illusionslos die machiavellistische Strategie der Gewalt und List zur Anwendung brachte. Da man Friedrich aufgrund seines Handelns in Europa größtenteils Mißtrauen entgegen brachte, reagierte dieser seinerseits ebenso verhalten. Seine tiefe Skepsis ausländischen Diplomaten gegenüber kommt in einem Schreiben an seinen Minister Podewils mehr als deutlich zum Ausdruck: „Unter Schuften ehrlich zu bleiben,

132 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 147

133 Ebd., S. 149

ist sehr gefährlich. Ist mit Ehrlichkeit etwas zu gewinnen, wollen wir ehrlich sein; müssen wir betrügen, nun, so wollen wir schlau sein.“¹³⁴

Die Situation Österreichs hatte sich durch den Friedensschluss mit Preußen erheblich verbessert. Im September 1742 kam es zum Frieden zwischen Österreich und Sachsen. Ende des Jahres wurde Böhmen von den Franzosen, bald darauf auch von den Bayern geräumt. Die österreichischen Truppen unter Befehl von Maria Theresias Gemahl Franz Stephan von Lothringen eroberten Bayern, und Karl VII. floh nach Frankfurt. Zeitgleich marschierte die aus Österreichern, Briten, Niederländern und deutschen Söldnertruppen gebildete sogenannte „Pragmatische Armee“ durch das Rheinland und besiegte am 27. Juni 1743 unter Führung des britischen Monarchen Georg II. die französische Armee unter Herzog Adrian Moritz von Noailles bei Dettingen. Friedrich liess seiner Entrüstung angesichts des Taktierens des zukünftigen französischen Bündnispartners dem Generalmajor Graf Rothenburg gegenüber, der in Paris die Geheimverhandlungen führte, freien Lauf. „Nein, ich will den französischen Namen nicht mehr hören, ich will nicht mehr von ihren Truppen, ihren Generalen sprechen. Noailles geschlagen! Von wem? Durch Leute, die keinen Schlachtplan zu entwerfen verstehen und keinen gemacht haben. Ich sage nichts mehr und kann nichts mehr sagen“¹³⁵

Bereits im Herbst 1743, als im Hauptquartier der „Pragmatischen Armee“ in Worms ein Bündnis zwischen Österreich, Großbritannien und Sardinien unterzeichnet wurde, wird Preußens König die Unvermeidbarkeit eines neuen Waffengangs klar geworden sein. Als dann noch ein Bündnisvertrag zwischen Österreich und Sachsen zustande kam, sah sich der Berliner Monarch bedroht und schloss am 22. Mai 1744 in Frankfurt mit dem Kaiser, der Pfalz und Hessen-Kassel eine „Union“, die Karl VII. seine bayerischen Erblande zusichern und Preußen den Besitz von Schlesien garantieren sollte.

Nach langwierigen Verhandlungen, in die auch Voltaire eingeschaltet worden war, folgte am 5. Juni eine Allianz mit Frankreich. Der König hatte sich zum Ziel gesetzt, Ende August wieder ins Feld zu ziehen. Als er jedoch erfuhr, dass die Österreicher unter Führung des

134 R. Koser (Hrsg.): Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, 47 Bde., Berlin 1879-1939, Bd. 1, S. 3

135 Ebd., Bd. 2, S. 381

Prinzen von Lothringen den Rhein überschritten hatten und ins Elsass eingedrungen waren, um Lothringen, das Stammland des Gemahls Maria Theresias, zurückzuerobern, beschleunigte Friedrich seine Operationen, da er den Abschluss eines österreichisch-französischen Sonderfriedens befürchtete. An Ludwig XV. schrieb er daher am 12. Juli 1744 mahndend: „Mein Herr Bruder. Ich höre, daß der Prinz Karl in das Elsaß eingefallen ist. Das genügt mir, um meine Operationen festzulegen; ich werde am 13. August an der Spitze meiner Armee auf dem Marsch sein und am Ende desselben Monats vor Prag stehen. Ich setze mich dabei über viele Erwägungen hinweg und wage damit vielleicht einen sehr gefährlichen Schritt; aber ich will Eurer Majestät Beweise der Liebe und Freundschaft geben, die ich für Sie hege. Ich betrachte von diesem Augenblick an Ihre Interessen als die meinigen, in der Überzeugung, daß Eure Majestät ebenso gegen mich verfahren wird, und vor allen Dingen, daß keine Erwägung des Eigeninteresses Euer Majestät veranlassen wird, mich in einem Kriege im Stich zu lassen, den ich zum großen Teil für Ihre Interessen und Ihren Ruhm unternehme.“¹³⁶

Am 17. August 1744 marschierte der Preußenkönig, versehen mit einem kaiserlichen Requisitorialschreiben*, durch sächsisches Gebiet nach Böhmen – der zweite Schlesische Krieg hatte begonnen. Mit einer Streitmacht von 80.000 Mann kam Friedrich am 2. September vor Prag an, das sich am 16. September ergab. Bereits am folgenden Tag zog er nach Süden gegen Tabor und Budweis vor, um an der bayerisch-österreichischen Grenze die Donau zu erreichen. Dies erwies sich als Fehler, denn die Österreicher hatten sich auf die Meldung hin, dass die Preußen in Böhmen einmarschiert seien, umgehend aus dem Elsass zurück gezogen. In Eilmärschen kehrte Karl von Lothringen mit seiner Armee nach Österreich zurück, um Böhmen gegen die Angreifer zu verteidigen. Preußens französische Bundesgenossen verfolgten die österreichische Armee nur zaghaft und begnügten sich mit einem An-

¹³⁶ Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 165

* Ein preußischer Generaladjutant brachte ein kaiserliches Schreiben, das sog. „Requisitorialschreiben“, nach Dresden, in dem Kurfürst August III. von Karl VII. aufgefordert wurde, den ihm zur Hilfe kommenden preußischen Truppen freien Durchzug durch Sachsen zu gewähren. Da die sächsischen Minister zunächst protestierten, verlief der Durchmarsch der preußischen Armee äußerst langsam.

griff auf das österreichische Freiburg im Breisgau. Wohl aufgrund einer schweren Erkrankung Ludwigs XV. beschränkten sich die französischen Truppen im Rheinland lediglich auf die Defensive. Friedrich seinerseits gelang es nicht, ein entscheidendes Treffen mit dem österreichischen Hauptheer zustande zu bringen, da das Gros der österreichischen Truppen dem Preußenkönig stets auswich und sich in schwer einnehmbare Stellungen inmitten der Berge, Wälder und Sümpfe Böhmens zurückzog. Otto Ferdinand Graf Traun, der als strategischer Berater des Prinzen Karl fungierte, war ein Meister der Ausweich- und Ermattungsstrategie. Hinzu kam, dass ungarische und kroatische Husaren die Preußen von jedwedem Nachschub und jeglichen Informationen abschnitten, weil es ihnen immer wieder gelang, die Kuriere abzufangen. Von Nachschubschwierigkeiten und Krankheiten geschwächt, zog sich die preußische Armee am 19. November über die Elbe zurück und wich nach Schlesien aus. Hunger und Kälte führten schließlich dazu, dass etwa 17.000 Soldaten der zum großen Teil aus ausländischen Söldnern bestehenden Armee Friedrichs desertierten.

„Wir haben keine Armee mehr“, stellte der Oberpräsident der Kriegs- und Domänenkammer in Schlesien, Ludwig Wilhelm von Münchow, resigniert fest. „Was wir haben, ist nichts als ein Haufen Menschen, noch beieinander gehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere; es bedarf nur der geringsten Schlappe oder der Fortsetzung des Krieges in dieser Jahreszeit, um es zu Meutereien unter den Soldaten zu bringen, wie wir sie bei der Disziplin unserer Armee für nicht mehr denkbar gehalten hätten.“¹³⁷

Kaum hatte der König sich für den Winter nach Berlin begeben, rückten österreichische Truppen in Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz ein – konnten aber durch den „Alten Dessauer“ abgewehrt werden. Die negativen Auswirkungen des Feldzugs von 1744 blieben den ganzen Winter über bis hinein in das folgende Frühjahr spürbar.

Im zweiten Teil der „Geschichte meiner Zeit“ sollte der König später Kritik an seiner eigenen Kriegsführung üben: „In diesem Feldzug beging wohl kein General mehr Fehler als der König. Der Hauptfehler war der, daß er nicht genug Magazine angelegt hatte, um sich wenig-

137 Wie Anm. 135, S. 469

stens sechs Monate in Böhmen halten zu können. Wenn man das Gebäude einer Armee aufführen will, darf man nicht vergessen, daß der Magen der Grundstein ist.“ Nach Kritik an den wenig eindrucksvollen Manövern der preußischen Armee in Böhmen erteilte Friedrich dem Marschall Traun große Komplimente: „Das Verhalten des Herrn von Traun ist ein vollkommenes Muster, und jeder, der die Kriegskunst studiert, sollte es sich zum Beispiel nehmen. Der König hat es selbst gestanden: daß er diesen Feldzug als seine Schule der Kriegskunst und Traun als seinen Lehrmeister ansieht.“¹³⁸

Das erste Halbjahr 1745 war für Preußens König zweifellos die schwierigste und kritischste Phase seit seinem Regierungsantritt. Am 8. Januar schlossen sich Österreich, Sachsen, Großbritannien und die Niederlande in Warschau zu einer gegen Preußen gerichteten Quadrupelallianz zusammen. Unterdessen war Friedrich eifrigst darum bemüht, seine stark dezimierte Armee aufzustocken, wobei er energische Maßnahmen zur Rekrutenanwerbung, auch im Ausland, vorantrieb, denn neue Feldzüge schienen unvermeidlich zu sein. Nach dem überraschenden Tod Karls VII. am 20. Januar und dem Verzicht seines Sohnes Max Joseph auf die Kaiserkrone im April 1745, hatte das Haus Habsburg wieder die besten Aussichten, den Kaiserthron für sich in Anspruch nehmen zu können. Seine große Besorgnis angesichts der Lage hatte der König Minister Podewils bereits Ende März mitgeteilt: „Wir sind hier in einer großen Krise; entweder werden wir durch die Vermittlung Englands Frieden bekommen, oder alle Streitkräfte unsrer Feinde werden von den verschiedenen Seiten auf mich eindringen. Ersteres kann ich nicht erzwingen; was das zweite betrifft, so werde ich entweder keinen einzigen Mann nach Berlin zurückführen, oder wir werden Sieger sein. Die Zeit wird alles aufklären.“¹³⁹

Der Minister legte dem König einen Kompromiss mit Österreich nahe – auch bei einem möglichen Verlust Schlesiens. Friedrichs Antwort fiel eindeutig aus: „Sollten aber alle meine Mittel, alle Verhandlungen, mit einem Worte, alle Möglichkeiten gegen mich sein, so will ich lieber ehrenvoll untergehen, als für mein ganzes Leben Ruhm und guten Namen verlieren. Ich habe es zu meiner Ehrenpflicht gemacht,

138 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 3, S. 85 f.

139 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 174

mehr als irgend ein anderer zur Erhebung meines Hauses beizutragen, ich habe unter den gekrönten Häuptern Europas eine hervorragende Rolle gespielt: damit habe ich denn auch persönliche Pflichten auf mich genommen, denen ich fest entschlossen bin, auch auf Kosten von Glück und Leben gerecht zu werden.“¹⁴⁰

Friedrich schien sein Schicksal mit dem seines Hauses gleichzusetzen. Aufgrund der politischen Konstellation drohte ihm nicht nur ein möglicher Verlust Schlesiens, sondern im schlimmsten Fall sogar eine Aufteilung Preußens. Die reorganisierten preußischen Truppen sollten letztlich eine glückliche Wendung herbeiführen.

Bei dem ersten großen Treffen mit der österreichischen Armee nahe des schlesischen Ortes Hohenfriedberg in den frühen Morgenstunden des 4. Juni 1745, erwies es sich für den Preußenkönig von Vorteil, dass ihm nicht der strategisch erfahrene Marschall Traun, sondern der Prinz von Lothringen gegenüberstand. Ihm traute Friedrich durchaus einige „Dummheiten“, wie er sagte, zu. Durch äußerst geschickte taktische Manöver gelang es dem preußischen Heer mit rund 60.000 Mann den um 10.000 Soldaten stärkeren Feind zu besiegen. Mit ganzer Kraft warfen sich die Preußen auf die überraschten Österreicher und die mit ihnen alliierten Sachsen, die gegen acht Uhr morgens geschlagen den Rückzug antraten. Der Lothringer hatte etwa 4.700 Mann verloren; in den Händen seiner Gegner ließ er an die 5.000 Gefangene zurück sowie 70 Kanonen und etliche Fahnen.

In dieser Schlacht, die neben Leuthen als der bedeutendste militärische Erfolg des Feldherrn Friedrich gilt, schonte der König weder seine Soldaten noch sich selbst, denn er stellte sich persönlich an die Spitze der Grenadierbataillone, die die österreichischen Batterien angriffen. Noch auf dem Schlachtfeld verfasste der Sieger einen kurzen Bericht an den Minister Podewils: „Ich berichte Ihnen in drei Worten, daß wir soeben einen vollständigen Sieg über den Feind davongetragen haben. Wir haben fünftausend Gefangene gemacht, darunter dreißig Offiziere, fünf oder sechs Generale, sechsundsechzig Fahnen, drei Standarten und acht Pauken erobert. Österreicher und Sachsen zusammen haben drei- bis viertausend Mann an Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde gelassen. Unsrer Kavallerie hat Wunder getan, eben-

140 Wie Anm. 139, S. 176 f.

so die Infanterie, alle Truppenteile haben sich ausgezeichnet. Sie waren alle im Feuer, kurz, nichts hat versagt.“¹⁴¹

Der britische König Georg II. schloss unter dem Eindruck des Sieges von Hohenfriedberg am 26. August 1745 in Hannover mit seinem Neffen Friedrich einen Vertrag, der ihm den Besitz Schlesiens zusicherte und Großherzog Franz Stephan von Lothringen die Kurstimme Brandenburgs versprach. Es gelang Georg freilich nicht, die Zustimmung Österreichs zu diesem Vertragswerk einzuholen. Maria Theresia war bis auf weiteres nicht willens, dem Preußenkönig ihr schlesisches Erbland kampflos zu überlassen und Frieden zu schließen, wie sie den britischen Gesandten Lord Thomas Robinson Anfang August unmissverständlich wissen ließ: „Müßte ich morgen mit ihm abschließen, so würde ich noch diesen Abend eine Schlacht liefern.“¹⁴²

Und doch kam die „Königin von Ungarn“, wie Friedrich sie meist abfällig nannte, allem Anschein nach nicht umhin, die außergewöhnlichen Eigenschaften ihres Gegners gegenüber dem venezianischen Gesandten in Österreich, Nicolò Erizzo, hervorzuheben, die dieser umgehend nach Venedig berichtete: „[Den König] nannte sie einen Fürsten, dem man trotz der Leichtigkeit, mit der er sein Wort breche – und dies müsse in der Tat kein geringer Fehler genannt werden – das Verdienst eines großen Scharfsinns, einer umfassenden Begabung und einer unausgesetzten Beschäftigung mit den ihm obliegenden Regentenpflichten nicht absprechen könne. Als Feldherr verbinde er hiermit jene stets rege Wachsamkeit, die für einen solchen ganz unerlässlich sei.“¹⁴³

Franz Stephan wurde am 13. September 1745 vom Kurkollegium in Frankfurt mit Ausnahme der Stimmen Brandenburgs und der Pfalz zum Kaiser gewählt. Zwischenzeitlich war Preußens König dem Gegner mit einem Teil seiner Armee in kurzem Abstand nach Böhmen gefolgt. Nach einer Reihe kleinerer Gefechte befanden sich Friedrichs Truppen Ende September bereits auf dem Rückzug, um in Schlesien Winterquartier zu beziehen.

Am 30. September griffen die Österreicher unter Führung des Prinzen Karl mit 40.000 Mann die zurückweichenden Preußen,

141 Ebd., S. 177 f.

142 A. Ritter von Arneth: Geschichte Maria Theresias, 10 Bde., Wien 1863-1879, Bd. 3, S. 111

143 Ebd., S. 89

rund 18.000 Soldaten, bei dem Dorf Soor an und unterlagen. Da das Gelände derart unwegsam war, konnte der Gegner seine zahlenmäßige Überlegenheit nicht ausnutzen und wurde durch die wiederholten Attacken der preußischen Kavallerie zermürbt. Wälder und Schluchten hinderten die österreichische Armee daran, sich in dieser Schlacht frei entfalten zu können. Der Kampf verlief äußerst blutig. Dem König wurde das Pferd unter dem Sattel weggeschossen und sein Schwager, Prinz Albert von Braunschweig, fiel an Friedrichs Seite. Mag dieser Tag dem preußischen Monarchen auch einen großen Erfolg beschert haben, so war der Sieg insgesamt doch teuer erkaufte worden. Die österreichischen Husaren hatten auf der Flucht die königliche Kriegskasse, des Königs Bücher, „Bagage“, Sekretär und Arzt mitgenommen. Seinem „Faktotum“, dem Kammerdiener bzw. „Geheimen Kammerier“¹⁴⁴ Michael Gabriel Fredersdorf, schrieb Friedrich einen kurzen Bericht in ungelenktem Deutsch, da dieser kein Französisch sprach. Zunächst erwähnt er hier den Tod seiner Pferde „Annemarie“ und „Champion“ sowie das Verschwinden seiner Hündin „Biche“. Erst im Anschluss daran kommt er auf die vermissten Offiziere, die schwere Verwundung des Grafen Rothenburg und den Tod des von ihm anscheinend wenig geschätzten Prinzen Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel zu sprechen: „Denke Dir, wie wir uns geschlagen haben, achtzehn gegen fünfzig! Meine ganze Equipage zum Teufel, Annemarie ist todt gehauen, der Champion und die Biche muß auch todt sein; Eichel, Müller, der Dechiffreur und Lesser sind auch noch nicht ausgefunden. Wann das Unglück einmal will, dem fället es allemal auf den Hals. [...] Nun ist die Campagne gewiß vorbei und werde ich sie endigen können, wann es mir gefällt. Sei Du nur ruhig! Rothenburg wäre bald gestorben. [...] Der gute brave Wedell ist todt; Albert auch, ist nicht viel verloren; [...] Helfe der Himmel weiter. In solcher großen Gefahr und Noth bin ich mein Tage nicht gewesen, als den 30., und bin doch herausgekommen!“¹⁴⁴

Biche war in die Hände der Österreicher gefallen, aber glücklicherweise nicht tot. Die Gemahlin des Generals Nadasdy hatte das Tier an sich genommen und musste mehrfach ermahnt werden, bevor sie es

* Verwalter der königlichen „Schatulle“

144 J. Richter: Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf, Berlin 1926, S. 53

schließlich, wohl schweren Herzens, zurückgab. Generalleutnant von Rothenburg nahm den Hund in Empfang und überbrachte ihn dem König. Biche wurde leise, so wird berichtet, in das Zimmer hinein gelassen, in dem Friedrich saß und schrieb. Unbemerkt sprang sie auf den Schreibtisch und legte beide Vorderbeine um den Hals des Monarchen. Friedrich soll sich so sehr gefreut haben, dass ihm Tränen in die Augen traten.

Seinem langjährigen Vertrauten Fredersdorf teilte Friedrich rund einen Monat nach der Schlacht von Soor auch manches Detail seines persönlichen Befindens während des Krieges mit: „Meine gesundheit habe sehr zugesetzt, ich schlafe keine nacht vohr Hertz-Klopfen und Krampffichte Coliquen und Kann fast nicht Essen. Nuhn, da ich in der Ruhe bin, So gebrauche ich Was, ich bin aber besorgt, dass ich den Winter mit vielen Incomoditéten zubringen werde; die Verkältungen, Sorgen und Cumer Ruinieren mir gäntzlich.“¹⁴⁵

Der Sieg der Preußen bei Soor hatte Maria Theresia keinesfalls nachgiebiger gestimmt. Ihr Plan bestand nun darin, den Krieg nach Preußen hinein zu tragen. Fortan trafen die verbündeten Österreicher und Sachsen Vorbereitungen, von sächsischem Gebiet aus in Brandenburg einzufallen. Um die Vereinigung der österreichischen und sächsischen Armeen zu verhindern, hatte der König beschlossen, sie getrennt zu schlagen. Während Friedrich mit einer Armee gegen die Österreicher zog, hatte der „Alte Dessauer“ den Befehl erhalten, Sachsen anzugreifen und Dresden zu erobern. Da der alte Fürst mit umständlicher Genauigkeit manövrierte und die militärischen Maßnahmen beider schlecht aufeinander abgestimmt waren, überhäufte ihn der König, der den Feldmarschall ohnehin nicht ausstehen konnte, geradezu mit Vorwürfen. In einem Brief vom 9. Dezember wird dies nur zu deutlich: „... Ich muß Eurer Liebden sagen, daß ich Dero bisherige Operationes nicht approbiren [zulassen] kann, weil solche so langsam gehen, und wo was im Stande wäre, Mich hier in Unglück zu bringen, so wäre es gewiß Eurer Liebden Saumseligkeit. [...] Alle meine Officiers verstehen meine Ordres, die Ich deutlich und positiv genug gebe. Ich kann also nicht begreifen, warum ich das Unglück habe, daß Euer Liebden Mich nicht verstehen. [...] Ich kann nicht leugnen, daß Ich

145 Ebd., S. 75

gar übel von Ihr Durchlaucht Manoeuvres zufrieden bin; Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich aus meiner Avantage [Vorteil] zu setzen, und weiln diese Sachen ernsthaft seind, so rate Ihnen als ein guter Freund, solche mit mehrer Vigueur [Kraft] zu tractiren, meine Ordres ponctueler zu executieren, sonstn sehe mir gezwungen, zu Extremitäten zu schreiten, die ich gerne evitiren [vermeiden] wollte. Ich weiß auch, daß ich mir alle Mal so deutlich explicire [ausdrücke], daß kein Tage kein Officier von meiner Armee geklaget hat, daß er mir nicht verstünde, und ist mein Feldmarschall der einzige, der meine deutliche Befehle nicht verstehen kann oder verstehen will. Ich kann es nicht begreifen und bin in dem großen Mißvergnügen, denn Sie bringen mir um Ehre und Reputation.“¹⁴⁶

Trotz seines bedächtigen Vormarsches besiegte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau am 15. Dezember 1745 die mit dem Wiener Hof verbündeten Sachsen bei Kesselsdorf, etwa acht Kilometer westlich von Dresden, während sich der König und der Prinz von Lothringen in nächster Nähe befanden. Der eine war am linken, der andere am rechten Ufer der Elbe herangerückt. Möglicherweise hätte ein rascheres Vorrücken das Schlachtenglück gewendet. Einen Tag nach dem Sieg beglückwünschte Preußens Herrscher den Marschall und lobte ihn in höchsten Tönen: „Durchlachtigster Fürst, freundlich geliebter Vetter, Eurer Liebden, heutiges Schreiben zu erhalten ist Mir um so angenehmer gewesen, als ich dadurch Gelegenheit habe, Deroselben Meine höchste Zufriedenheit über den glorieusen Sieg zu bezeigen, welchen Dieselben gestern unter göttlichem Beistand über die sächsische Armee gefochten haben. Euer Liebden können von Meinem aufrichtigen Dank, so Ich Deroselben deshalb habe, versichert sein und glauben, daß, da Ich weiß, wie großen Anteil Dieselben an diesem herrlichen Siege haben [...] Ich solches gegen Diesselbe lebenslang erkennen, und mir nichts angenehmeres sein wird, als Deroselben überzeugende Marques [Zeichen] von Meiner Dankbarkeit sowohl jetzo als vor die kommenden Zeiten zu geben.“¹⁴⁷

146 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 186 f.

147 Ebd., S. 188

Um seiner großen Dankbarkeit weiteren Ausdruck zu geben, machte Friedrich dem Fürsten eine mit Brillanten besetzte feuervergoldete Tabatière zum Geschenk.

Durch den Sieg von Kesselsdorf wurde der Krieg endgültig zugunsten Preußens entschieden und der Weg für einen Friedensschluss war geebnet. Angesichts der Ereignisse entschloss sich Maria Theresia zu einem Frieden mit Berlin. Am 25. Dezember 1745 unterzeichneten die Kriegsparteien in Dresden den Friedensvertrag – der Zweite Schlesische Krieg war damit beendet. Österreich erkannte darin die Abtretung Schlesiens an und Brandenburg-Preußen bestätigte nachträglich die Wahl Franz Stephans zum Kaiser. Die allgemeine Kriegsmüdigkeit hatte diesen Frieden letztlich mit Sicherheit beschleunigt.

Bei seinem Einzug in Berlin am 28. Dezember wurde der König von einer jubelnden Menschenmenge mit jenem Beinamen, den ihm die Geschichte geben sollte, begrüßt: „Es lebe Friedrich der Große!“ An mancher Hauswand prankte darüber hinaus die Inschrift: „Vivat Fridericus Magnus“.

War der Krieg auch gewonnen und Preußen zur Großmacht aufgestiegen, so schien Friedrich dennoch nachdenklich zu sein. Innerhalb weniger Monate waren im Jahre 1745 seine engen Freunde Keyserlingk und Jordan gestorben. „Ich bin mehr tot als lebendig beim Empfang Ihrer Anzeige“, schrieb der Monarch an Podewils, nachdem ihm dieser den Tod seiner beiden Freunde im August mitgeteilt hatte. „In drei Monaten verliere ich meine beiden nächsten Freunde, die Männer, die mir von allen, die ich kenne, am meisten ergeben waren. Nun bin ich fremd in Berlin, ohne Verbindungen, Bekannte und wahre Freunde. Ich gestehe Ihnen, daß dieser Schlag mich niederschmettert, und daß mir die Kraft fehlt, ihm Widerstand entgegenzusetzen.“¹⁴⁸

Das Gemüt des Königs schien zu diesem Zeitpunkt nach Ruhe und Frieden zu streben. Er wollte sein Land zukünftig nicht mehr den „Launen des Glücks“, wie er selbst sagte, aussetzen. „Künftig“, so äußerte Friedrich gegenüber seinem Sekretär und Vorleser, Claude Étienne Darget, im Dezember 1745, „greife ich keine Katze mehr an, außer um mich zu verteidigen. Das Verlangen nach Ruhm und mein Vorteil haben mich zu meinem ersten Kriege, die Würde des verstorbenen Kai-

148 Ebd., S. 184

sers und mein Eifer für Frankreich zu dem zweiten bewogen. Künftig kämpfe ich nur noch für mein eignes Haus. [...] Ich will endlich mein Leben genießen. Sind wir armen Menschen dazu da, Pläne zu schmieden, die so viel Blut kosten? Wir wollen leben, indem wir andre leben lassen.“¹⁴⁹

Im Schlusswort der „Geschichte meiner Zeit“ sollte der König ernüchtert feststellen, „daß Preußen durch eine Kette von Siegen nichts erreichte als die Bestätigung des Besitzes von Schlesien.“¹⁵⁰

149 Wie Anm. 148, S. 192

150 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 3, S. 198

Jahre des Friedens

Nach den Entbehrungen der Schlesischen Kriege sehnte sich Preußens Monarch geradezu nach einer Ruhepause, sowohl für sein Land, als auch für sich selbst. Mag der Krieg auch nahezu Preußens gesamte finanzielle Reserven aufgebraucht haben, so wollte der König dennoch nicht auf die Errichtung eines für seinen Musenhof bestimmten Refugiums verzichten.

Bereits am 13. Januar 1745 war mit dem Bau eines kleineren Sommerschlusses auf dem „Wüsten Berg“ bei Potsdam nach Entwürfen des Königs durch Knobelsdorff begonnen worden. Schon im August 1743 hatte Friedrich der Königin Mutter begeistert berichtet: „Wir haben gestern auf dem Hügel gespeist, von dem aus die Sicht reizend ist.“¹⁵¹

Hierbei kann es sich wohl nur um eben jenen Hügel handeln, den der König in den folgenden Jahren auf so erhabene Weise gestalten ließ. Sechs mit Reben und Feigenbäumen bepflanzte Erdterrassen an der Promenade hatte Friedrich ab August 1744 anlegen lassen und sollte Order geben, oben auf dem Plateau dieses Terrassenhanges sein „Sans,souci“, einen 97 Meter langen und 12 Meter hohen eingeschossigen Bau zu errichten. Weshalb der König die eigenwillige Schreibweise mit einem Komma zwischen beiden Worten wählte, blieb sein Geheimnis.

Wurde er selbst auf den Namen angesprochen, deutete er meist auf die Gruft in unmittelbarer Nähe des Schlosses, die er zu seiner Begräbnisstätte bestimmt hatte, und fügte hinzu: „Quand je serai là, je serai sans souci“ (Wenn ich dort sein werde, werde ich ohne Sorge sein). Der Name „Sanssouci“ sollte dann die Bezeichnung für die gesamte Schlossanlage werden. Entsprach es doch dem Geist des Barock, trotz aller Freude am Diesseits sich stets die Allgegenwart des Todes, das

151 H.J. Giersberg, H. Müller (Hrsg.): 250 Jahre Sanssouci. Texte und Bilder, Berlin 1994, S. 8

„memento mori“, vor Augen zu halten. Grabstätte und Lustschloss fanden so in dem Namen „Sanssouci“ einen gemeinsamen Oberbegriff.

An der Einweihung des „Lusthauses auf dem Weinberg“ am 1. Mai 1747 nahmen 200 Gäste teil. Der Königin war es allerdings nicht gestattet, den Festlichkeiten beizuwohnen. Friedrich hatte verkündet, dass ihr Anblick ausreiche, um die heiterste Gesellschaft missmutig zu stimmen. Die Jahre der Abwesenheit des Königs im Krieg hatten das Paar darüberhinaus völlig entfremdet. Elisabeth Christine sollte das Schloss nur ein einziges Mal während des Siebenjährigen Krieges in Abwesenheit ihres Mannes besuchen.

Die „Spenersche Zeitung“ schrieb am 2. Mai 1747 über die Einweihung: „Gestern haben Seine Majestät, der König, dero bey Potsdam ganz neu erbautes, ungemein prächtiges Sommer Palais, Sans Souci, bezogen, und allda des Mittags an einer Tafel von 200 Couverts gespeiset, worauf gegen Abend von der Königlichen Kapelle ein Concert ist gehalten worden.“¹⁵²

Für die Ausstattung der weitläufigen und kunstvoll gegliederten Gartenanlagen investierte Preußens sonst eher sparsamer Monarch große Summen. Einige der rund 5.000 antiken und zeitgenössischen Skulpturen, die Friedrich im Laufe seiner Regierungszeit zusammentrug, schmückten auch die Gärten. Caroline Landgräfin von Hessen-Darmstadt beschrieb die ungeheuere Pracht der Anlagen im Sommer 1750: „Die berühmten Terrassen tragen Weinstöcke aus allen bekannten Ländern. Zwischen den Taxushecken erblickt man nichts als Orangenbäume, die immer kleiner werden, je mehr man sich der obersten Terrasse nähert. Am Fuße der Orangerie liegt ein Gärtchen mit den feinsten Kirscharten; da der König sehr gern Kirschen isst, ist diese Stätte heilig. Von dort gelangt man in hohe Gebüsche. Die einzelnen Bäume sind aus Sträuchern langsam aufgezogen und dann hierher verpflanzt. Zahlreiche Wasserbecken, umsäumt von Statuen aus Marmor, Bronze und vergoldetem Blei, umgeben sie. Am Ende dieser Gebüsche liegt ein heiliger Hain. An dem Durchgangswege stehen wieder vergoldete Statuen. Lenkt man die Schritte zurück, so gelangt man zu dem großen Weg, in dessen Mitte das Hauptwasserbecken liegt, von vier prachtvollen Skulpturen aus Frankreich, Merkur, Venus, Jagd und

¹⁵² Giersberg, Müller (Hrsg.): Sanssouci, S. 33

Fischfang, umsäumt. Die Wasserkünste springen noch nicht, aber durch ein Pumpwerk, das gegenüber auf einer Anhöhe liegt, hofft man Wasser genug zu erhalten.“¹⁵³

Ebenso ließ der König das Innere seines Sehnsuchtsortes Sanssouci kostbar ausgestalten. An den Dekorationen haben Antoine Pesne und Augustin Dubuisson gearbeitet, aber auch der in Frankreich ausgebildete Berliner Bildhauer Johann August Nahl, dem im Jahre 1746 Michael und Christian Hoppenhaupt, Vater und Sohn, folgten. Das friderizianische Rokoko zeigt eine besondere Prägung, die in einer phantasiereichen Üppigkeit ihren Ausdruck findet. Im Vergleich dazu ist die Ornamentik des französischen Vorbildes wesentlich einfacher und klassischer gehalten. Die königlichen Appartements des Schlosses zeichneten sich durch raffinierten Luxus und erlesene Kostbarkeit aus. Friedrich war direkt in den Planungsprozess involviert und entwarf selbst Skizzen zum Grundriss seiner Residenz, die er mit handgeschriebenen Anmerkungen versah. Zur Bibliothek bemerkte er: „Wie in Rheinsberg.“¹⁵⁴ Hierbei dachte er sicherlich an den alten Turm, in dem er sich als Kronprinz ganz dem Schreiben und Lesen hingeeben hatte. In Erinnerung an jene glücklichen Tage waren alle Bibliotheksräume in Berlin, Potsdam und Sanssouci kleine Rundbauten.

Die Bibliothek in Sanssouci, die bei seinem Tod 2.288 Bände umfasste, ist in Zedernholz mit Goldbronzeornamenten gefasst. Hier waren des Königs Lieblingsschriftsteller, französische Autoren, Dichter sowie Historiker und Philosophen der Antike in französischen Übersetzungen vertreten. Von seinem Schreibtisch aus konnte er am Ende eines Buchenganges im Park die Skulptur des „Betenden Knaben“ erblicken, der ihm die Arme entgegenstreckte. Diese antike griechische Bronze, die es ihm angetan hatte und die vor ihm bereits der Marschall Belle-Isle, Prinz Eugen und Prinz Joseph Wenzel von Lichtenstein besessen hatten, erstand er 1747 für rund 5.000 Taler.

Ernst Ahasverus Graf von Lehndorff, Kammerherr der Königin Elisabeth Christine von Preußen, berichtete im Juni 1755 über die, wie er es nennt, „Merkwürdigkeiten“ Sanssoucis folgendes: „Den ganzen Tag laufe ich umher, um mir die Merkwürdigkeiten anzusehen. Sans-

153 Ebd., S. 37

154 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 275

souci ist das Schönste von der Welt. Es fesselt mich mehr als vier Stunden, indem ich die Pflanzungen und Anlagen besichtige und das Palais, die innere Einrichtung und die Statuen bewundere. Ich besuche auch den Prinzen Friedrich, der mir wie eine Orange im Treibhause vorkommt, so sehr ist sein Wohnzimmer der Sonne ausgesetzt.“¹⁵⁵

Sanssouci war, im Ganzen betrachtet, auch die Erfüllung eines Jugendtraumes Friedrichs. War es ihm doch hier vergönnt, sich in seine eigene Welt zu flüchten, um so Linderung für seine Leiden und Kraft zur Überwindung seines Lebensüberdresses zu finden. Der König selbst wusste dieses Ansinnen passend in Reimform zu setzen: „Im Laufe meiner Jahre- trügliche Spanne / will ich auf meinem Wege wenigstens Blumen streuen / indem ich alles schön male, mein Leben reizend mache. / Die unangenehme Wahrheit / reicht nicht an meine süßen Irrtümer heran.“¹⁵⁶

Sein Leben „reizend“ machte vor allem auch die Tafelrunde, die den Mittelpunkt des geistigen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens des Königs in Sanssouci bildete. In ihr kamen etliche gebildete und geistreiche Persönlichkeiten zusammen, die allesamt viel zu intelligenten und witzigen Gesprächen über Philosophie, Kunst, Wissenschaft oder Politik beitrugen. Zu dieser Runde zählten insbesondere Friedrichs Vorleser Claude Étienne Darget, Francesco Algarotti, den er liebevoll seinen singenden oder süßen Schwan von Padua nannte. Weiter gehörte zu diesem illustren Kreis Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, ein renommierter Schriftsteller, dessen Memoiren und Briefe ein informativer Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhundert sind. Ihn hatte der König zum Kammerherrn und Direktor der Literaturklasse der Berliner Akademie ernannt. Ein anderer Stammgast war der wohlhabende Karl Ludwig Freiherr von Pöllnitz. Er wurde im Jahre 1740 Oberzeremonienmeister am Berliner Hof und trat als witziger Beobachter, intelligenter Plauderer, manches Mal auch als Clown, hervor. Ebenso fanden Militärs an der Tafel ihren Platz. Zu ihnen zählten neben dem schottischen Brüderpaar George und James Keith, die als Anhänger der Stuarts nach Preußen emigriert waren, der Generaladjutant Hans Karl von Winterfeldt und Graf Rothenburg, mit dem Fried-

155 Giersberg, Müller (Hrsg.): Sanssouci, S. 39

156 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 276 f.

rich eine innige Freundschaft verband. Als dieser Freund, der in Sanssouci ein eigenes Zimmer bewohnte, im Dezember 1751 völlig unerwartet starb, schrieb Friedrich schwer getroffen an seine Schwester Wilhelmine: „Gestern ist Rothenburg in meinen Armen gestorben. Ich bin unfähig, auf Deinen Brief zu antworten. Ich sehe nichts als meinen Schmerz, alle meine Gedanken haften an dem Verlust eines Freundes, mit dem ich zwölf Jahre lang in einer vollendeten Freundschaft gelebt habe.“¹⁵⁷

Zum engeren Kreis kann man darüber hinaus noch den Präsidenten der „Preußischen Akademie der Wissenschaften,“ Pierre Louis Maupertuis, sowie den mittelmäßigen Arzt, aber überaus beliebten Unterhalter, Julien Offray de La Mettrie, rechnen. Dieser war insbesondere durch sein vieldiskutiertes Werk „Der Mensch eine Maschine“ bekannt geworden und gehört zu den prominentesten Vertretern des radikalen Materialismus.

Von einem dieser Soupers, die dem König soviel Gefallen bereiteten und an dem auch La Mettrie teilnahm, berichtete d’Argens: „Zu Ende einer Abendtafel, als der König besonders aufgeräumt war, schraubte er La Mettrie auf mancherlei Art, und dieser antwortete allerlei, was dem König vielleicht weniger gefiel, als er sich’s anmerken ließ. [...] La Mettrie hatte etwas von Königen, Staat und Politik fallen lassen, der König ergriff ihn dabei und rief: «Hört, La Mettrie, Ihr seid ein Arzt und ein gewaltig gelehrter Mann dazu, aber bleibt weg von der Politik, das ist nicht Euer Fach; bleibt bei dem, was Eure Sache ist. Da seht», sagte er halblaut und neigte sich vertraulich zu La Mettrie, «wir haben jetzt eben von so vielen feinen Ragouts und schönen Frikassees gegessen. Ihr wißt ja als ein erfahrener Arzt, was aus allen den Ragouts in wenigen Stunden wird. Nun sagt uns einmal, wie sich das alles verwandeln kann und welchen Teil jedes Ragout an der Masse haben wird? Nun sagt hurtig her, Doktor!» La Mettrie, mit angemessener ernsthafter Miene, antwortete schnell: «Potztausend, Sire, das ist auch ein politisches Geschäft! Ich behaupte also, es schlägt ins Fach Eurer Majestät!» «Wie!» rief der König aus. «Ihr seid ein Narr! Ein politisches Geschäft? Es ist ein Geschäft des ... Ich behaupte, es schlägt in Euer Fach, und Ihr sollt es uns erklären. Redet also!» «Gut», sagte La

157 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth, Bd. 2, S. 213

Mettrie, «weil Euer Majestät es befehlen, so sage ich denn, unsere ganze Maschine ist ein Staat, wohlgeordnet oder übelgeordnet, nachdem es kommt. Zuerst: der Magen ist der König.» Der König unterbrach ihn: «Da seht nun einmal den Narren an! Warum soll der Magen der König sein?» «Ich bitte um Verzeihung! Weil er alles bekommt und weil er als ein guter König das wenigste für sich braucht, sondern das meiste weiter ausspendet, und wenn er nun dies gehörig tut und sonst ist, wie er sein soll, so befindet sich der Staat vortrefflich. Die Arme und Füße sind der Militärstand, die verteidigen den Staat, indem sie entweder auf die Feinde schlagen oder sich zurückziehen. Im Gehirne sitzen die Gelehrten und die Philosophen. Das Gehirn denkt, aber das Gehirn wagt nur so weit zu denken, wie Seine Allergnädigste Majestät der Magen es ihm erlaubt. Denn geht es dieser Majestät schlecht, dann Lebewohl Denken! Im Gekröse sitzen die Handwerker und Manufakturisten, da wird der Nahrungssaft bereitet, wovon alle Glieder leben.» «Nun», unterbrach der König, «und die Därme? Kommt doch zur Sache, Doktor, was ist jene Masse?» «Das ist der Schatz des Königs», sagte La Mettrie und suchte seinen Blick so ernsthaft zu machen als möglich. «Nun», rief der König aus, «sieht man den Erznarren? Sagt doch, Doktor, ob ein Sinn in Eurem Geschwätze ist.» «O ja», rief La Mettrie, «und ein sehr richtiger Sinn! Der Schatz ist der Überschuss dessen, wovon sich alle Bürger des Staates genährt haben. Ist die Verdauung nicht gut geschehen, zirkulieren die Säfte nicht so, wie sie sollen, so wird kein Teil gehörig ernährt. Alsdann kommt entweder nicht genug in den Schatz – dann leidet der Staat an Verstopfung. Oder es kommt zuviel zu demselben, was die arbeitende Klasse im Gekröse eigentlich hätte haben sollen – dann leidet der Staat an Durchfall. Endlich: der Schatz wird angewendet, um die fruchttragenden Felder zu düngen, damit eine wohltätige Ernte entstehen möge, von welcher der Magen und sein ganzer Staat weiter leben können.»¹⁵⁸

Neben solchen scherzhaften Abendunterhaltungen waren es vor allem die geistreichen und philosophischen Gespräche, die die Zeitgenossen rühmten.

158 F. Nicolai: Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, 6 Hefte, Berlin-Stettin 1788-1792, Heft 3, S. 247 ff.

Der beeindruckendste Gast an Friedrichs Tafelrunde war zweifellos Voltaire, der im September 1749 auf besonderen Wunsch des Königs an den Potsdamer Hof kam. Ende Juli 1750 schrieb der französische Dichterkönig an seinen Bekannten Charles Augustin Comte d'Argental: „Endlich bin ich an diesem ehemals gar wilden Orte, der jetzt durch die Künste nicht minder verschönt als durch den Ruhm geadelt ist. 150.000 siegreiche Soldaten, keine Prokuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, ein Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmut, Grenadiere und Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle und Gesellschaft und Freiheit. Wer sollte es glauben? Und doch ist alles ganz wahr.“¹⁵⁹

Voltaire war fortan der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bei Hofe. Es wurden Bälle, Festmähler und Konzerte gegeben, auf denen er mit großer Brillanz hervortrat. Die königlichen Prinzen und Prinzessinnen führten im Potsdamer Theater die Werke des Meisters auf, die dieser mit ihnen zuvor einstudiert hatte. Jeden Tag widmete Voltaire sich seinem Gastgeber und königlichem Schüler mehrere Stunden. Bis zur Mittagstafel ging er mit ihm oftmals in den Gärten spazieren. In den Nachmittagsstunden sprach er mit ihm über Literatur, Poesie, Rhetorik und verbesserte die dichterischen Versuche Friedrichs. Abgerundet wurde der Tag durch ein opulentes Souper, das einige Zeit in Anspruch nahm. Friedrich schätzte trotz seines empfindlichen Magens stark gewürzte Speisen – Wildpasteten, Kaviar von der Seebarbe, Trüffel, Wild in stark abgelegenen Zustand, Ochsenzunge in Pfeffer sowie sauren und grünen Kohl. Da er der Ansicht war, dass die Rheinweine zu sauer waren und seine Gicht eher noch beförderten, trank er meist Champagner, Bergerac oder Ungarwein mit Wasser verdünnt. Auf kleinen runden Tischchen standen mit Obst gefüllte Körbe bereit, die der König und seine Gäste im Anschluss an das ausgedehnte Mahl leerten während sie redeten. Voltaire fand diese Soupers, wie er später berichten sollte, sehr unterhaltsam und bemerkte dazu: „Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, doch scheint mir, daß viel Geist versprüht wurde, der König besaß Geist und regte die anderen an, sich geistreich zu zeigen.“¹⁶⁰

159 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 233

160 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 293

Voll Überraschung und Begeisterung über seinen Gastgeber schrieb der Dichterkönig aus Potsdam an seinen langjährigen Bekannten, den Herzog von Richelieu: „... die großen blauen Augen des Königs, sein holdseliges Lächeln, seine Sirenenstimme [...], sein ausgesprochenes Gefallen an der Zurückgezogenheit und an der Arbeit, an Versen und an Prosa, endlich an Freundlichkeiten um den Kopf schwindeln zu lassen, eine entzückende Unterhaltungsgabe [...], das alles hat mir den Verstand verrückt...“¹⁶¹

Doch das gute Verhältnis zwischen dem König und seinem Gast wurde bereits nach wenigen Monaten getrübt, denn Voltaire verstrickte sich in ein anrüchiges Geschäft. Im letzten Friedensvertrag hatte Sachsen sich dazu verpflichtet, sächsische Steuerkassenscheine preussischen Besitzern, aber nur ausschließlich ihnen, zum vollen Wert einzulösen. Da diese Scheine in Sachsen um 16 Prozent eingebüßt hatten, erwarben Schieber in Dresden diese entwerteten Papiere, um sie in Berlin mit erheblichem Gewinn zu verkaufen. Friedrich hatte diese Geschäfte bald verbieten lassen. Voltaire störte dies jedoch keineswegs, und er beauftragte einen jüdischen Händler, Abraham Hirschel, damit, für ihn Steuerkassenscheine im Wert von 40.000 Talern zu besorgen. Zur Deckung übergab der Dichter ihm aus Paris beziehbare Wechsel, wofür Hirschel ihm als Sicherheit einige Juwelen überließ. Wenig später kündigte Voltaire die Wechsel auf, da ihm das Risiko wohl zu hoch schien. Das Geschäft kam nicht zustande. Hirschel forderte nun neben einer Provision noch 500 Taler Entschädigung und weigerte sich, die Juwelen zurückzunehmen, da Voltaire angeblich einen Stein ausgetauscht hatte. Daraufhin verklagte der Dichter den jüdischen Händler, der am 18. Februar 1751 vor Gericht unterlag. Mag Voltaire zwar auch freigesprochen worden sein, so hatte dieser Prozess, in dem Gotthold Ephraim Lessing für ihn als Dolmetscher fungierte, seinem Ansehen erheblich geschadet. Der König war über die Maßen verärgert und schrieb am 24. Februar 1751 an seinen Dichterkönig: „Ich habe mich sehr darüber gefreut, Sie bei mir aufnehmen zu können. Ich schätzte Ihren Geist, Ihre Gaben und Ihre Kenntnisse und mußte annehmen, daß ein Mann von Ihrem Alter genug literarische Streitigkeiten gehabt haben würde und zu mir komme, um sich in einen ruhigen Hafen zu

161 Wie Anm. 160

flüchten. Aber zuerst verlangten Sie in recht sonderbarer Weise von mir, ich solle Fréron* nicht damit beauftragen, mir Neuigkeiten zu schreiben. Ich war schwach oder gefällig genug, Ihre Bitte zu gewähren, obschon es Ihnen nicht zukam, Bestimmungen darüber zu treffen, wen ich in meinen Dienst nehmen sollte [...]. Sie haben den russischen Gesandten besucht und sich mit ihm über Fragen unterhalten, die Sie nichts angehen, und zwar in einer Weise, die den Glauben erweckte, als hätte ich Ihnen Aufträge erteilt [...]. Außerdem haben sie die niederträchtigste Geschichte von der Welt mit dem Juden gehabt. In der ganzen Stadt haben Sie den größten Lärm darüber verursacht. Die Sache mit den Steuerscheinen ist so bekannt in Sachsen, daß ich die bittersten Beschwerden darüber entgegennehmen mußte. Bis zu Ihrer Ankunft habe ich in meinem Hause Frieden gehabt [...]. Können Sie sich dazu entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich mich lebhaft freuen, Sie zu sehen, überlassen Sie sich aber wiederum allen Ihren ungezügelter Leidenschaften [...], so wird es mir nicht unangenehm sein, Sie hierher kommen zu sehen...“¹⁶²

Wenige Tage später wandte sich Friedrich nochmals an Voltaire, wobei er ihn dieses Mal ausdrücklich einlud, nach Potsdam zu kommen. „Wenn Sie herkommen wollen, so können Sie es tun. Ich höre von keinem Prozeß sprechen, auch nicht von dem Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, so wünsche ich Ihnen Glück dazu und freue mich, daß diese häßliche Sache zu Ende ist. Ich hoffe, Sie werden keine weiteren Streitigkeiten mit dem Alten oder dem Neuen Testament haben. Derartige Dinge hinterlassen ihre Flecken ...“¹⁶³

Durch Neider wurde die Spannung zwischen dem König und Voltaire immer wieder von neuem entfacht. La Mettrie etwa berichtete Voltaire, Friedrich habe gesagt, er benötige den Dichter vielleicht noch ein Jahr, dann werfe er ihn weg wie eine ausgepresste Orange. Dem König wiederum wurde zugetragen, Voltaire habe sich über seine Verse lustig gemacht. Bei allen Boshafigkeiten, die sich Friedrich und der Franzose gegenseitig an den Kopf warfen, konnten sie doch nicht voneinander lassen. Preußens Monarch nahm immer wieder des Dichters Reue sowie dessen Schmeicheleien wohlwollend auf und schrieb an

* Französischer Schriftsteller und Gegner Voltaires

162 Wie Anm. 161, S. 235 f.

163 Ebd., S. 236

seinen Bruder August Wilhelm: „Voltaire ist sanft wie ein Schaf und komisch wie ein Harlekin.“¹⁶⁴

Dennoch hatte die Beziehung beider einen Bruch erlitten und war nicht mehr so freundschaftlich wie zuvor. Am 1. Januar 1753 bat Voltaire offiziell um seinen Abschied. Zwar gelang es dem König, ihn noch einmal umzustimmen, doch nicht mehr für lange Zeit. Bald nachdem er das letzte Viertel seines Gehalts empfangen hatte, verließ der Dichter am 26. März Berlin. Friedrich blieb ihm jedoch bis zu seinem Tod im Jahre 1778 verbunden, obgleich Voltaire ein Jahr nach Verlassen Berlins anonym in Paris eine Schrift veröffentlichen ließ, die auf verletzende Weise das Privatleben des Königs schilderte und von angeblichen Beziehungen Friedrichs zu Offizieren und Pagen zu berichten wusste. So schrieb der Franzose hier voll Bosheit, dass auch Fredersdorf „dem König auf mehr als eine Weise gedient hatte“¹⁶⁵, wofür es allerdings keinerlei Nachweise gibt.

Michael Gabriel Fredersdorf nahm unter den Bediensteten des Monarchen eine Sonderstellung ein, da er seit der Küstriner Zeit in Diensten Friedrichs stand. Nach der Thronbesteigung hatte der König seinem Geheimen Kämmerer das Rittergut Zernikow bei Rheinsberg geschenkt, das Fredersdorf zu einem wohlhabenden Mann machte. Das „große Faktotum des Königs“, wie Voltaire ihn zu nennen pflegte, hatte sich um mehrere Dinge gleichzeitig zu kümmern – die Garderobe, die Mahlzeiten, die Flöten und Schnupftabakdosen „Seiner Majestät“. Darüber hinaus war es seine Aufgabe, den Ankauf von Kunstwerken in die Wege zu leiten sowie Einladungen zu Festlichkeiten zu versenden. Friedrich sorgte sich mitfühlend um das Wohlbefinden seines „Faktotums“ wie bei keinem zweiten in seiner engsten Umgebung. Die Briefe des Königs an Fredersdorf schlossen fast immer mit: „gottbewahredih!“

Fredersdorf litt an ähnlichen Krankheiten wie der König und so erteilte ihm dieser immer wieder Ratschläge oder schickte ihm den eigenen Leibarzt, Christian Andreas Cothenius, der den preußischen Monarchen vor allem erfolgreich gegen dessen Gichtleiden behandelte. Die zahlreichen Briefe, die Friedrich seinem Vertrauten schrieb, zeigen

164 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 299

165 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 269

eine herzliche Zuneigung und tiefe Anteilnahme: „... ich habe gemeinet, du häst mihr lieb und wirst mir nicht den chagrin [Kummer] machen, Diehr umbs leben zu bringen. nun weis ich nicht, was ich davon glauben sol! glaube, daß ich es recht gut mit dihr meine, und daß dihr in der Diet und gebrauch der Mittel nichts vorgeschrieben wirdt, als was zur erlangung deiner gesundheit nothwendich ist. ich bite Dihr, folge doch hübsch und erinnre Dihr, daß du mir heilich versprochen hast [...] Du könst Dihr auf mihr verlassen, daß ich nicht mehr Sorge vohr mihr haben könte, wann ich krank wäre als vor Dihr!“¹⁶⁶

Da Fredersdorf dem König täglich über sein Befinden berichten sollte, tat er dies bald so ausgiebig, dass Friedrich ihm mitteilte, er könne unmöglich auf „al das tzeuch“ antworten. An anderer Stelle bittet er Fredersdorf, er möge ihm zwei- bis dreimal die Woche schreiben, wie es ihm ginge. Friedrichs Fürsorglichkeit kommt in folgendem Brief auf besondere Weise zum Ausdruck: „Woher [Wenn] heute Mittag die Sonne scheint, so werde ich ausreiten. Kome doch am fenster! ich wolte Dihr gerne sehen; aber das fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark feuer seindt! gestern habe ich Deine besserung Celebriert mit 2 butteilen ungerischen wein.“¹⁶⁷

Wird dem König doch meist Gefühlskälte und Zynismus nachgesagt, so tritt hier ein ganz anderer Wesenszug hervor. Ebenso erlebt man ihn mitfühlend, liebenswert und zuweilen beinahe sentimental. Oft betonte Friedrich, wie sehr „die Schwäche eines fühlenden Herzens der unmenschlichen Härte der Stoiker vorzuziehen ist.“¹⁶⁸

Eine vergleichbare zärtliche Zuneigung verband den König wohl sonst nur mit seinen Hunden, die ihn überall hin begleiteten – auf Ausritten, bei Manövern oder sogar auf Feldzügen. In ihnen fand er Wesen, die nicht enttäuschen konnten, von denen weder Missgunst noch Unaufrichtigkeit ausgingen, die ihm Zuneigung und Anhänglichkeit entgegen brachten. Er hielt sich ausschließlich italienische Windspiele aufgrund ihres sensiblen, liebevollen Charakters. Diese Rasse galt damals als nicht besonders exklusiv, da man die Zwergform des großen Greyhounds als „Windhund des kleinen Mannes“ ansah.

166 J. Richter (Hrsg.): Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf, S. 186

167 Ebd., S. 281

168 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 315

Friedrich hatte stets einen Lieblingshund, wie etwa Biche oder Alkme-
ne, den er, eingeschlagen in seinen Rock, auf dem Arm trug, wenn er
ausritt, und der bei ihm im Bett schlief und allgemein „Madame Pom-
padour“ genannt wurde. Zu dessen Gesellschaft wurden einige weitere
Hunde gehalten. Überall in den Räumen des Schlosses lagen kleine Le-
derbälle, die der Monarch für seine Windspiele anfertigen ließ. Ein
Zeitgenosse, Anton Friedrich Büsching, bemerkte im Jahre 1788 rück-
blickend: „Aus Hunden machte Er [sich] unsäglich viel, und hatte be-
ständig drey oder vier Stücke um sich, von denen einer sein Favorit,
und die anderen desselben Gesellschafter waren. Jener lag bey Tage al-
lezeit da, wo der König saß, an der Seite desselben, auf einem besonde-
ren Stuhl, den zwey Küssen bedeckten, und schlief des Nachts bey Ihm
im Bette. Die andern wurden des Abends weg, und am folgenden Mor-
gen, wenn man Ihn weckte, wieder gebracht, da denn die kleine Ge-
sellschaft durch ihre große Munterkeit und Zärtlichkeit dem Könige
Vergnügen machte. Sie saßen neben Ihm auf den Canapés, die da-
durch beschmutzet und zerrissen wurden, und der König erlaubte ih-
nen alles. Er sorgte aufs zärtlichste für ihre Erhaltung, Gesundheit und
Verpflegung; der Favorit empfang auch bey der Tafel etwas aus der
Hand des Königs; überhaupt aber wurden die Hunde von einem Be-
dienten versorget, der sie auch nach ihrer Mahlzeit bey guter Witte-
rung spazieren führete, damit sie der frischen Luft genießen könnten.
Ein Bedienter, der aus Unvorsichtigkeit einem Hund auf den Fuß trat,
konnte dem Zorn des Königs nicht wohl entgehen.“¹⁶⁹

Seine Windspiele waren für Friedrich seelenverwandte Wesen, die
er in einer eigenen Begräbnisstätte auf der Terrasse von Sanssouci, un-
weit seiner eigenen Gruft, in kleinen Särgen bestatten ließ. Über dem
Grab eines jeden Tieres befand und befindet sich noch heute ein Qua-
derstein, in den der Name des betreffenden Tieres eingemeißelt wurde.

Insbesondere in den ersten Regierungsjahren hatte Preußens Mon-
arch neben seiner Leidenschaft für Windhunde eine Vorliebe für Affen,
von denen er stets einige in seinen Räumen hielt, sie in speziell ange-
fertigte Kostüme kleiden ließ und ihnen kuriose Namen wie „Herr
Hofrat“ gab. Meist gehorchten sie ihm gut, nicht aber ihren Wärtern

169 A.F. Büsching: Character Friedrichs des zweyten, Königs von Preussen, 2. Ausg.,
Halle 1788, S. 179

und den Dienern, die die Haustiere ihres Herrn trotz Ungehorsam immer mit Respekt zu behandeln hatten.

Was lässt sich über das Äußere und das Wesen dieses Mannes, Preußens König, zu jener Zeit berichten? Der französische Gesandte in Berlin, Marquis Guy Louis Henri de Valory, charakterisierte den Monarchen im Jahre 1753 folgendermaßen: „...Sein Gesicht ist einnehmend. Er ist klein und von edlem Betragen. Sein Wuchs ist nicht regelmäßig; seine Hüften sitzen zu hoch, und seine Beine sind zu stark. Er hat schöne blaue Augen, die nur etwas zu sehr vorspringen, aber leicht seine Seelenstimmungen verraten, so daß ihr Ausdruck bei seinen verschiedenen Gemütszuständen wechselt. Ist er unzufrieden, so ist sein Blick drohend; nichts aber ist sanfter, leutseliger und fesselnder, als wenn er gefallen will. Sein Haar ist dicht, Mund und Nase einnehmend, sein Lächeln liebenswürdig und geistvoll, aber oft bitter und höhnisch. Die Sanftheit seines Blickes vermag jedermann zu bestriicken, wenn seine Seele ruhig ist. [...] Seine Gesundheit ist schwankend, sein Temperament kochend, und seine gewöhnliche Lebensweise trägt nicht wenig dazu bei, sein Blut zu erhitzen. Er hat früher unmäßig viel Kaffee getrunken. Eines Tages erlaubte ich mir, ihm zu sagen, er tränke zuviel Kaffee; er gab es zu und sagte, er gewöhne es sich ab. «Ich trinke morgens nur noch sechs bis sieben Tassen», sagte er, «und nach Tisch nur eine einzige Kanne Kaffee.» Der König geht bei allem, was er tut, ins Extrem. Der Hauptfehler seines Charakters ist seine Menschenverachtung. [...] Der König spricht viel und sehr gut, hört aber wenig zu und zieht jedweden Einwand ins Lächerliche. [...] Nie ist er bestrickender, als wenn er gefallen will, und das will er stets, wenn die Eigenliebe ins Spiel kommt. Hat er dich einmal bestrickt, so vernachlässigt er dich und betrachtet dich schließlich als seinen Sklaven, der dazu da ist, ihm knechtisch zu gehorchen und seine Launen zu ertragen.“¹⁷⁰

Friedrichs Tagesablauf war entsprechend der jeweiligen Jahreszeit nahezu gleichbleibend. Während der Wintermonate, von November bis Februar, stand er morgens zwischen fünf oder sechs Uhr auf und ging abends zwischen neun und zehn Uhr zu Bett. Im Frühjahr, Sommer und Herbst wurde seine Tagesplanung oftmals durch Manöver

170 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, Bd. 1, S. 258 ff.

oder Reisen bestimmt und war von daher mitunter variabel. In diesen Monaten stand er im Normalfall um vier Uhr auf und begab sich gegen acht oder neun Uhr zu Bett.

Friedrich verabscheute zwar das frühe Aufstehen, zwang sich aber bis zum Tage seines Todes dazu. Rund eine Viertelstunde vor dem Aufstehen wurde durch den Kammerlakaien, der anschließend auch den König wecken musste, das Kaminfeuer angezündet, vor dem dieser sich dann anzukleiden pflegte. An seine Kleidung stellte der Monarch nur sehr geringe Ansprüche. Gewöhnlich trug er die schlichte Uniform seines Garderegiments, geziert mit einem Achselband und dem Stern des Schwarzen Adlerordens. Zu offiziellen Anlässen pflegte er die Galauniform dieses Regiments anzulegen. Die Stiefel, die er sich anzog, waren ungeputzt und nahmen mit der Zeit eine eigenartig rötliche Farbe an. Friedrich trug, im Gegensatz zu anderen Herren seines Hofes, keine Sporen, da er deren Gebrauch als Quälerei für die Pferde empfand.

Anschließend setzte er sich an seinen Tisch und sah, während er frisiert und rasiert wurde, was nicht viel länger als sechs Minuten dauern durfte, die in der Nacht eingegangene Post durch. Da der König über eine ungeheure Wappenkenntnis verfügte, prüfte er zunächst die Siegel und warf jene, die von für ihn uninteressanten Leuten kamen, ungeöffnet ins Feuer. Die wichtigen Briefe, insbesondere auch die von Freunden, las und beantwortete er selbst, während die übrigen dem Geheimen Kabinettsrat zuzingen, um von jedem Exemplar einen Auszug zu erstellen. Daraufhin erhob Friedrich sich, wusch Hände und Gesicht mit einer feuchten Serviette, setzte seine „Haartour“ – seine Perücke – auf und frisierete sich selbst noch einmal, wobei er hier äußerst nachlässig war. An den Seiten war die Perücke wenig sorgfältig in Locken gerollt und meist ungleichmäßig gepudert. Dann setzte er seinen Hut auf, den er zumeist nur an der Tafel oder in Gegenwart hoher Besucher ablegte, ging in das Vorzimmer des Adjutanten des 1. Bataillons der Garde und ließ sich Meldung erstatten. Bevor der König sich im Anschluss daran von den Kabinettsräten vortragen ließ, Bittschriften durchsah und Antworten diktierte, trank er kaltes Wasser und danach Kaffee mit einem Teelöffel weißen Senfs, um der Gefahr eines Schlaganfalls vorzubeugen. Sodann empfing er Generale sowie Stabsoffiziere zu Lagebesprechungen und begab sich gegen zehn Uhr zu

Truppenparaden oder Manövern oder aber unternahm einen Ausritt. Um zwölf Uhr mittags, manchmal auch schon etwas eher, begab er sich zur Tafel, die gewöhnlich bis etwa vier Uhr nachmittags dauerte. Oft benutzte Friedrich bei Tisch allerdings lieber die Finger statt des Bestecks und bekleckerte sich und seine Kleidung. Hinzu kamen die Spuren, die der übermäßige Genuss von Schnupftabak auf seiner Uniform und im Gesicht hinterließ. Er hatte die Angewohnheit, Fleischstücke für seinen Lieblingshund neben seinen Teller zu legen, um sie kühl werden zu lassen. Diese Flecken sowie die von vergossenem Wein und verstreutem Schnupftabak ließen am Ende der Tafel deutlich erkennen, wo der Monarch gesessen hatte. Die Nachmittagsstunden verbrachte Preußens König in der Regel mit Kabinettsgeschäften, Erledigung von Korrespondenz, Lektüre durch den Vorleser, oder aber er widmete sich dem Schreiben.

Im Jahre 1753 konnte der Literat Friedrich auf ein schaffensreiches Jahrzehnt zurückblicken. Neben Lyrik, Prosa und Episteln, einem komischen Heldenepos, „Palladion“, und einer nach französischen Vorbildern verfassten Studentenkomödie, „Die Schule der Welt“, hatte er drei größere politisch-historische Werke abgeschlossen. Die „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“, eine kritische Würdigung jener Hohenzollern-Fürsten, die vor ihm regiert hatten, sowie seine Darstellung der Schlesischen Kriege, die später unter dem Titel „Geschichte meiner Zeit“ erschien, beendete er in jenen Jahren. In Anlehnung an eines seiner historischen Vorbilder, Cäsar, spricht Friedrich hierbei in der Schilderung seiner Feldzüge und der jeweiligen politischen Hintergründe von sich selbst ausschließlich in der dritten Person als „der König“. Es ging ihm hierbei nicht nur um eine Rechtfertigung seines Handelns vor Zeitgenossen und der Nachwelt, sondern auch um eine selbstkritische Rückschau auf die Ereignisse. Die dritte Schrift aus der Zeit nach dem Dresdner Frieden, zugleich sein Vermächtnis an den Nachfolger, seinen Bruder August Wilhelm, und eine Rechtfertigung seines Wirkens als Staatsmann, war das „Politische Testament von 1752“. Fortan entstanden immer wieder kleinere Abhandlungen, politische Denkschriften, Instruktionen für die Akademie der Wissenschaften. Eine Auswahl dieser Schriften wurde in den drei Bänden der „Oeuvres du Philosophe de Sanssouci“ abgedruckt,

die bis 1752 erschienen und in der Hofdruckerei im Berliner Schloss hergestellt wurden.

Friedrich verfasste alle seine Werke in französischer Sprache und zog stets „literarische Berater“ – etwa Jordan, Voltaire oder Darget – heran, deren Verbesserungsvorschläge er gerne annahm, da sie in ihrer Muttersprache mehr Sicherheit besaßen als er. Eine gewisse Tragik von Preußens König bestand darin, dass er weder das Deutsche, noch das Französische vollkommen beherrschte. In einem Brief an Voltaire aus späteren Jahren bekannte er freimütig: „Sie müssen wissen, daß ich geborener Deutscher bin und daß Französisch nicht meine Muttersprache ist. Soviel Mühe Sie auch anwandten, mich französische Feinheit zu lehren, so bin ich doch nicht so weit gekommen, wie ich gewünscht hätte.“¹⁷¹

Auf das literarische Schaffen oder sonstige Tätigkeiten am Nachmittag folgte am frühen Abend, gegen sechs Uhr, das Konzert. Meist spielte der König drei Werke von Quantz oder eigene Kompositionen auf der Flöte. Friedrich soll ein guter Flötenspieler gewesen sein, jedoch nicht ganz taktfest, so dass es zuweilen etwas schwierig war, ihn zu begleiten. Carl Philipp Emanuel Bach, seit den Rheinsberger Tagen als Cembalospieler in Diensten Friedrichs, erklärte daher, er sei von dessen Spiel immer wieder „litéralement torturé“ [buchstäblich gefoltert] gewesen. Quantz pflegte zu husten, wenn der Monarch einen falschen Ton traf. Einmal soll er so häufig gehustet haben, dass Friedrich ärgerlich ausrief: „Was machen wir nur mit Quantzens Erkältung?“¹⁷² Über die Flötenkonzerte des Königs berichtete der Schriftsteller und Buchhändler Friedrich Nicolai folgendes: „Der König spielt bekanntermaßen die Flöte meisterhaft. Ich wenigstens habe niemand auf diesem Instrumente das Adagio schöner vortragen hören. Quantz richtete sich überhaupt in seinen Konzerten, die bloß für den König gemacht waren, mehr oder weniger nach demselben. Die herzerwühlenden Sätze, von welchen sich in den Quantzschen Konzerten mehrere vortreffliche finden, spielt der König vorzüglich mit einer Simplizität und innern Empfindung, welches selbst wenige Virtuosen haben. Im Allegro hatte er einen brillanten Vortrag, aber seine Kammermusik verzog ihn, in-

171 Preuß (Hrsg.): Oeuvres, Bd. 23, 273

172 Mitford : Friedrich der Große, S. 153

dem sie ihm beständig im Takte nachgab. Der König war gewöhnlich äußerlich bei guter Laune, wenn er zum Konzerte kam; denn wenn er entweder äußerst dringende Geschäfte hatte, oder krank war, so ward das Konzert ausgesetzt. Indessen, Quantz versicherte mich, er könne an des Königs jedesmaligen Vortrage bei den letzten Allegrosätzen seiner Konzerte sehr gut abnehmen, ob der König bei heiterm und ruhigem Geiste sei oder nicht.“¹⁷³

Nach dem Konzert empfing der König gewöhnlich noch einen Gelehrten oder einen seiner engeren Bekannten, wie lange Zeit den Marquis d'Argens. Oftmals las Friedrich selbst vor und disputierte anschließend mit seinem Gast über das Gelesene. Der Altertumsforscher und Archäologe, Johann Joachim Winckelmann, der während eines nahezu dreiwöchigen Aufenthalts in Potsdam mehrmals in den Abendstunden zum Monarchen bestellt wurde, teilte seinem Jugendfreund Dietrich Berendis voll Begeisterung am 27. März 1752 mit: „Ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllt.“¹⁷⁴

Sobald Friedrich anschließend allein war, legte ihm einer der Köche den Speiseplan für den folgenden Tag vor, und er ersetzte Speisen, die ihm nicht zusagten durch andere. Bevor der König zu Bett ging, entkleidete er sich vor dem Kamin, legte die „Haartour“ ab, zog seine Nachtbekleidung, ein Kittelhemd (Casaquin) an, band sich mit einem Tuch ein Kissen um seinen Kopf. Danach trat er ans Bett, ließ die Hose bis auf die Knie fallen, setzte sich auf den Bettrand, wo ihm der Kammerdiener Stiefel und Hose auszog. Dann legte er sich auf seinem einfachen Gurtbett nieder. Lediglich sein Lieblingshund schlief bei ihm, aber außer dem Monarchen befand sich keine weitere Person im Raum. Im Vorzimmer wachten zwei Bediente, die er mit einer Klingel jederzeit herbeirufen konnte. In Sanssouci hielt stattdessen ein Unteroffizier mit sechs Grenadiere Wache, die um sechs Uhr abends an- und am anderen Morgen zwischen vier und fünf Uhr wieder abrückten.

Diese Regelung des Tagesablauf blieb im großen und ganzen so von Anfang bis Ende seiner Regierungszeit bestehen – außer in

173 Wie Anm. 158

174 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, Bd. 3, S. 33

Kriegszeiten, bei Manövern oder während Inspektionsreisen, die ihm dazu dienten, sich einen persönlichen Eindruck von der Wirtschaftskraft seines Königreiches zu verschaffen.

Die in den ersten Regierungsmonaten begonnenen Maßnahmen zur Belebung der Wirtschaft und des Handels, zur Reformierung der Justiz waren über die ersten Ansätze infolge der Kriegshandlungen nicht hinausgekommen. So begann Friedrich unmittelbar nach dem Dresdner Friedensschluss im Jahre 1745 sein Land zu konsolidieren, indem er eine aktive Wirtschaftspolitik betrieb, die ihm zur Gewinnung weiterer Mittel für den Aufbau von Heer und Staat verhalf. Im Testament von 1752 brachte er sein Ansinnen auf den Punkt: „Wir besitzen nicht ein Peru noch reiche Handelsgesellschaften, Banken oder eine der anderen Hilfsquellen, über welche die Franzosen, Spanier und Engländer verfügen; nur durch angestrengten Gewerbefleiß können wir uns ihnen zur Seite stellen.“¹⁷⁵

Im Wesentlichen behielt Preußens Monarch den Verwaltungsapparat des Vaters bei. Ausgeprägter als unter seinem Vorgänger war die Zentrierung auf den König – alle Fäden liefen in seiner Hand zusammen, alle Entscheidungen wurden fortan von ihm persönlich getroffen. In seinem politischen Testament betont Friedrich: „In einem Staate wie Preußen ist es dringend nötig, daß der Fürst seine Geschäfte selbst führt. Ist er klug, so wird er nur das öffentliche Interesse zum Leitstern nehmen, weil es auch das seine ist.“¹⁷⁶

Generell war es für ihn oberstes Prinzip, die Dinge selbst zu ergründen, „alles“, wie er bemerkte, „mit eigenen Augen sehen, selbständig urteilen und schließlich nur das einführen, dessen Änderung oder Verbesserung die Vernunft fordert.“¹⁷⁷

Eine solche „Änderung oder Verbesserung“ wäre sicherlich die vom König angestrebte Justizreform in Preußen gewesen, die jedoch, wie ähnliche Bestrebungen in anderen europäischen Ländern, nicht wirklich vorankam. Der energische und von besten Absichten geleitete Justizminister und Großkanzler Preußens, Samuel Freiherr von Cocceji, starb im Jahre 1755, so dass nur zwei der vorgesehenen drei Bände

175 Ritter (Hrsg.): Friedrich der Große, s. 904

176 Ebd., S. 934

177 R. Koser, Geschichte Friedrichs des Großen, 4 Bde., Stuttgart-Berlin 1914, Bd. 2, S. 36

seines Projekts „Corpus Juris Fridericiani“ in deutscher Sprache erschienen. Gesetzeskraft erhielten hier lediglich die sich auf das Ehe-recht und die Vormundschaft beziehenden Paragraphen. Erst nach dem Siebenjährigen Krieg sollte die Reformierung des Gerichtswesens wieder intensiv aufgenommen werden. Friedrichs Absicht, die Ideale der Aufklärung – Toleranz, Humanität und Brüderlichkeit – in die Gesetzgebung oder andere Bereiche einfließen zu lassen, nahm meist keinen allzu glücklichen Verlauf, abgesehen von seinem Verdienst, die Folter allmählich aus der Rechtspflege verbannt zu haben.

Der Staatsmann und Feldherr Friedrich sollte in den folgenden Jahren wenig Gelegenheit finden, seine hehren Ideen in die Tat umzusetzen. Der Mensch Friedrich war äußerst vieldeutig, ja widerspruchsvoll, sein Schaffen erschöpfte sich auf den unterschiedlichsten Gebieten. Richard Franz Talbot Lord Tyrconell, der französische Gesandte in Berlin, zeichnete jenes Porträt des Königs, das in der Folgezeit für die Entschlüsse des französischen Hofes maßgeblich sein würde: „Der König von Preußen besteht aus lauter Gegensätzen. Er liebt die Größe, den Ruhm und namentlich alles, was seinen Ruhm im Ausland vermehren kann. Trotzdem ist er der schüchternste, unentschlossenste Mensch, ohne einen Funken von Mut und Nerv. Er sieht die Ereignisse im Voraus stets schwarz und fürchtet sie gewaltig. Er ist von Natur träge und verabscheut alles, was Kriegskunst heißt. Trotzdem überwindet er seine Anlage, und er muß schon ernstlich krank sein, wenn er nicht persönlich die Wachparade kommandiert, die er täglich abhalten läßt, und sich nicht mit den Einzelheiten des Dienstes befaßt. Er ist überzeugt, daß er Europa damit imponiert und daß er damit die straffe Zucht in seinem Heer und die Pünktlichkeit in allen Dienstgraden bis zu seinen Brüdern, den Prinzen, aufrechterhält. Mit Recht betrachtet der König dies als notwendig für seinen Ruf in Europa und als Grundlage seiner Macht. Ohne so starke Gründe überließe er sich vielleicht seinem natürlichen Hange zur Einsamkeit und widmete sich völlig der Literatur, Poesie und Musik. Der König ist von Natur mißtrauisch und denkt von allen Menschen im Allgemeinen schlecht. [...] Sein Herz ist nicht aufrichtig. Seine erste Regung ist stets die, zu täuschen oder wenigstens sich ein Hinterpförtchen offenzuhalten, um seinen Verpflichtungen nicht nachzukommen. Da er aber sehr klug ist, merkt er oft, daß man ihn erraten kann, und da er seinen nur allzu begründeten

schlechten Ruf zu bestätigen fürchtet, bemeistert er sich und geht aufrecht zu Werke, namentlich den Mächten gegenüber, deren schonende Behandlung nach seiner Meinung in seinem Interesse liegt. Gegenwärtig trifft dies nur für Frankreich zu. Se. Majestät fühlt wohl, daß er sich nur auf Frankreich stützen kann und daß er in dem Augenblicke, wo diese Macht ihn im Stiche ließe, auch von allen übrigen mit ihr verbündeten Mächten aufgeben und auf der Stelle vom Hause Österreich, von Rußland, England und selbst vom Dresdener Hofe überwältigt würde. Diese Wahrheit erscheint dem Könige von Preußen so handgreiflich, daß man glaubt, sie müsse die Wirkung haben, ihn aufs festeste an Frankreich zu ketten. Immerhin muß man gerechterweise sagen, daß er, wenn überhaupt, Zuneigung und Anhänglichkeit nur für Frankreich besitzt.“¹⁷⁸

Friedrich, der sich seit geraumer Zeit den Franzosen angenähert hatte, verfügte um 1755 nur über diese als einzige Bundesgenossen. Zahlreiche Briefe und Erlasse des Königs vor 1756 spiegeln dieses Dilemma preußischer Politik und der daraus resultierenden Isolation wieder. So auch ein Brief Friedrichs an den preußischen Gesandten in Paris, Dodo Heinrich von Knyphausen, vom Dezember 1755: „Ich will Ihnen [...] zu Ihrer Nachachtung mitteilen, daß England mir neue Eröffnungen gemacht hat, die, soweit ich verstehe, nur auf die Aufrechterhaltung der Neutralität in Deutschland hinauslaufen. Außerdem müssen Sie noch wissen, daß Rußland ununterbrochen fortfährt, Truppen in Livland und Kurland zusammenzuziehen [...]. In größere Verlegenheit setzen mich aus guter Quelle stammende Nachrichten, wonach Österreich [...] Einrichtungen trifft, den Krieg [...] zu eröffnen.“¹⁷⁹

Maria Theresia war weiterhin nicht Willens, den Verlust Schlesiens hinzunehmen und suchte nach Möglichkeiten, es zurückzugewinnen. Hierzu war es jedoch notwendig, die Bündniskonstellationen in Europa zu ändern. Die Kaiserin bemühte sich fortan, neue Verbündete gegen ihren Erzfeind zu finden, während ihr Gemahl sich seinen Handelsgeschäften widmete und zu Beginn des Siebenjährigen Krieges sogar den Gegner Preußen belieferte. Der in Finanzdingen kundige

178 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, Bd. 1, S. 262 f.

179 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 277

Franz Stephan besaß hingegen in innen- und außenpolitischen Fragen keinerlei Einfluss am Wiener Hof. Hier hatte Maria Theresia ihre Berater, die sie zu Rate zog, wie den Juristen Johann Christoph von Bartenstein und die in absolutistischer Kabinettpolitik erfahrenen Aristokraten Friedrich Wilhelm Graf Haugwitz und Wenzel Anton Graf Kaunitz-Rietberg. Friedrich, der die Habsburgerin lange unterschätzt hatte, war fälschlicherweise davon ausgegangen, seine Beauftragten würden bei Verhandlungen vorrangig mit dem Kaiser zu tun haben. Auf Grundlage vertraulicher diplomatischer Berichte ging man in Berlin davon aus, der Lothringer werde letztendlich bereit sein, sich mit dem Verlust Schlesiens abzufinden, da er doch selbst das Land seiner Vorfahren an Frankreich verloren hatte.

Für Maria Theresia hingegen stand die Rückeroberung Schlesiens an erster Stelle. Mit Russland gab es bereits seit 1746 ein Defensivbündnis, das sich ohne weiteres in eine Offensivallianz gegen Preußen umwandeln ließe. Zarin Elisabeth zeigte durchaus Interesse an Gebietsgewinn an der Ostsee, an einer Ausschaltung Preußens und Schwedens in Nordosteuropa. Bereits im März 1749 hatte Friedrich seiner Schwester Ulrike, die mit dem schwedischen Kronprinzen verheiratet war, nach Stockholm berichtet: „Allem Anschein nach werde ich gleichzeitig mit Schweden angegriffen. Dies geht aus den Rüstungen der Österreicher und Russen hervor. Wir sind gezwungen worden zu rüsten, weil alle unsere Nachbarn noch zehnmal mehr rüsten. Alle meine Grenzen sind von Lagern umgeben. Wir selber rücken jedoch erst ins Feld, wenn wir uns schlagen müssen.“¹⁸⁰

Wenige Wochen später äußerte er in einem weiteren Brief an die Schwester: „...daß das Schicksal des Nordens augenblicklich von England abhängt. Tritt es dem Bund der beiden Kaiserinnen bei, so ist der Krieg unvermeidlich.“¹⁸¹

Die im Jahre 1754 neu auflebenden Konflikte zwischen Großbritannien und Frankreich um die nordamerikanischen Kolonien – deren Ursache insbesondere der Kaperkrieg Britanniens gegen die französische Flotte war – begannen nun auch auf die europäische Politik einzuwirken. Ein Schweizer Blatt, der „Auszug der neuesten Welt-Ge-

180 Koser (Hrsg.): Politische Korrespondenz, Bd. 6, S. 425

181 Ebd., S. 461

schichten durch das Jahr 1755“, blickt besorgt in die Zukunft: „Das finstere und fürchterliche Gewölke, womit uns der Staatshimmel schon seit etlichen Jahren bedrohet, schwebet noch immer ganz unbeweglich über dem Horizont, die Wolken ziehen aneinander vorbei, ohne mit Krachen aufeinanderzustoßen; indessen stiegen hier und da Dünste auf, die sich an die Vorigen anhängen, so daß die bange Luft die über ihr schwebende Last nicht mehr ertragen kann und also das Wetter an mehr als einem Orte mit Gewalt losbrechen dürfte, es seie dann, daß noch in Zeit ein starker Nordwind sich erhebe, der dieses fürchterliche Gewitter zerstreue. Denn der Kriegsplatz öffnet sich zusehends, und die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England haben nunmehr ihren Anfang genommen, und will sich alles zu einem nahen und blutigen Krieg anschicken, nit nur in Amerika, sondern, Gott verhöte es, auch in Europa.“¹⁸²

Zu Beginn dieses „French and Indian War“, der parallel zum europäischen Siebenjährigen Krieg verlief und 1763 im Frieden von Paris mit der Etablierung Großbritanniens als führende Kolonialmacht in Nordamerika endete, fürchtete Georg II. eine von Frankreich betriebene Gefährdung seiner Territorien auf dem europäischen Kontinent – dem mit ihm in Personalunion verbundenen Kurfürstentum Hannover. Um Hannover vor einem möglichen Einfall zu schützen, schloss der britische König am 30. September 1755 ein Abkommen mit Russland, in dem die Zarin ihm im Falle eines Angriffes auf seine Besitzungen in Deutschland zusicherte, gegen englische Subsidien 50.000 Mann Hilfstruppen zur Verfügung zu stellen. Als der britische Gesandte Andrew Mitchell den Preußenkönig über den Inhalt dieses Abkommens in Kenntnis setzte, erkannte dieser umgehend die Gefahr, da er davon ausgehen musste, dass Elisabeth womöglich auch ein Bündnis mit Maria Theresia anstreben würde und so eine für ihn bedrohliche Konstellation entstünde. In den letzten Wochen des Jahres 1755 häuften sich die alarmierenden Nachrichten. Am 23. Dezember informierte der König in einer geheimen Depesche seinen Gesandten Knyphausen in Paris, „... daß Rußland ununterbrochen fortfährt, Truppen in Livland und Kurland zusammenzuziehen, und daß der Befehl erteilt ist, die

182 E. Bonjour, W. Kaegi (Hrsg.) : Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Basel-Stuttgart 1955, Bd. 53, S. 16

Galeeren in Reval und den andern Häfen Livlands in Dienst zu stellen, damit sie, sowie der Befehl anlangt, gegen mich auslaufen können.“ Noch bedrohlicher war für Friedrich die Nachricht, „... wonach Österreich heimlich seine Einrichtungen trifft, den Krieg, sobald es ihm passend erscheint, zu eröffnen, und Magazine in Böhmen und Mähren anlegt, um die Verpflegung eines erheblichen Truppenkorps zu sichern und in jedem Augenblick des Befehls zum Losschlagen gewärtig zu sein.“¹⁸³

Um der Übermacht einer Dreierkoalition aus Österreich – Russland – Großbritannien zuvorzukommen und das Zarenreich zu neutralisieren, schloss Preußens König seinerseits einen Vertrag mit Großbritannien, die Westminster Konvention, die am 16. Januar 1756 durch Vertreter beider Staaten unterzeichnet wurde. Zeitgleich verhandelte Friedrich mit Großbritanniens größtem Gegner – Frankreich – über die Erneuerung des bisherigen preußisch-französischen Bündnisses, was man ihm in Paris als Verletzung der diplomatischen Formen verübelte.

Die Konvention von Westminster verfolgte das Ziel, den Frieden in Europa und im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zu bewahren. Zudem war dieser Vertrag ein Nichtangriffspakt der Vertragspartner sowie ein Verteidigungsbündnis für das Reich. In einer gesonderten Erklärung sagte Georg II. seinem Neffen, dem König in Preußen, die Zahlung von 20.000 Livres Sterling zu. Erleichtert und triumphierend teilte Friedrich am 19. Februar seinem Bruder August Wilhelm mit, dass es ihm gelungen sei, die besagte antipreußische Koalition verhindert zu haben: „Ich versichere Sie, daß ich es dabei nicht an mir fehlen lasse und keine Mühe spare, um die Schrecken drohende Liga zur Auflösung zu bringen, welcher der Staat früher oder später erlegen wäre. [...] Dieses Jahr, das ich gewonnen zu haben gedenke, ist ebensoviel wert für mich als die fünf vorhergehenden. Kann ich in der Folge als Vermittler zwischen den kriegführenden Mächten auftreten, so habe ich es bewirkt, daß Preußen die größte Rolle spielt, die es in Friedenszeiten überhaupt spielen kann.“¹⁸⁴

183 Wie Anm. 180

184 Koser (Hrsg.): Politische Korrespondenz, Bd. 12, S. 125

Wie folgenschwer sich der Westminster Vertrag für Preußen auswirken sollte, zeigte sich bereits in den nächsten Monaten. Friedrich war davon ausgegangen, dass sein französischer Verbündeter, der sich mit Großbritannien in einem aufreibenden See- und Kolonialkrieg befand, wohl kein Interesse daran haben würde, auch auf deutschem Territorium in einen Krieg mit Georg II. verwickelt zu werden. So war er fest davon überzeugt, dass man in Paris die Westminster Konvention hinnehmen werde, was sich jedoch als Irrtum erwies.

Da die Minister in Paris ihrem preußischen Verbündeten ebenso wenig trauten wie Preußens Monarch den Franzosen, sah man nach Abschluss der Konvention von Westminster keinen Grund mehr, eine Offerte des Wiener Hofes abzulehnen, die bereits seit Sommer 1755 in Geheimverhandlungen diskutiert wurde. Wien war sogar bereit, endgültig auf Rückgewinnung des Lothringer Stammlandes von Kaiser Franz I. Stephan zu verzichten, sollte Frankreich willens sein, das Bündnis mit Preußen aufzugeben und Österreich bei der Rückeroberung Schlesiens mit Truppen und Devisen zu unterstützen.

Es gelang dem Grafen Kaunitz, seit 1753 österreichischer Staatskanzler und engster Berater Maria Theresias, den Versailler Hof zu überzeugen, dass ein Abkommen mit dem Haus Habsburg wesentlich vorteilhafter für Frankreich wäre als der Fortbestand des Bündnisses mit dem Berliner Monarchen. So erreichte er schließlich das „Renversement des alliances“, den Umsturz der Bündnisse, der sowohl die jahrhundertelange Gegnerschaft der Häuser Bourbon und Habsburg beendete, als auch einen wichtigen Wendepunkt der europäischen Politik bedeutete.

Der preußische Gesandte am österreichischen Hof, Christoph Heinrich von Ammon, beschrieb Kaunitz folgendermaßen: „Graf Kaunitz ist ungefähr 46 Jahre alt. Sein Wuchs ist über Mittelgröße, von guten Verhältnissen. Er ist eher mager als fett, die Züge seines Gesichts haben, ohne schön oder hässlich zu sein, etwas Eigenartiges, und sein Gesichtsausdruck ist nicht leicht zu entziffern. [...] Das erste Auftreten des Grafen Kaunitz kündigt einen kalten Mann an, der nur mit seinem Aussehen und der Sorge für seine Gesundheit beschäftigt ist, und sie beschäftigen ihn auch am meisten: der geringste Zugwind läßt ihn schauern, etwas zuviel Hitze macht ihm nervöse Zufälle. [...] Er hat die Schwäche, nicht an einem Spiegel vorbeigehen zu können, ohne

davor stehenzubleiben, und wenn er es wagte, würde er wahrscheinlich Rouge und Schönheitspflästerchen benutzen. Er ist in seinem Aufputz gesucht bis zum Übermaß und zieht sich an wie ein junger Mann von zwanzig Jahren. [...] Man bezichtigte ihn in Paris, er lasse in einem Zimmer zwanzig Pfund Puder in die Luft verstäuben und gehe eine Stunde lang darin auf und ab, damit jedes Haar seiner Perücke gleichmäßig gepudert werde und keines mehr abbekomme als das andere.“¹⁸⁵

Graf Kaunitz hatte mit Abschluss des Vertrages von Versailles, einem Freundschafts- und Verteidigungsabkommen zwischen Erzherzogin Maria Theresia und König Ludwig XV. am 1. Mai 1756 sein wichtigstes außenpolitisches Ziel erreicht. Der Versailler Bündnisvertrag wird in seiner Präambel als Neutralitätsabkommen bezeichnet, dessen defensiver Charakter hervorgehoben wird. In diesem Vertragswerk garantierten sich Österreich und Frankreich gegenseitig ihren europäischen Besitz und versprachen einander im Falle eines Angriffs 24.000 Mann Hilfstruppen oder entsprechende Hilfsgelder zu stellen. Bald darauf schloss sich auch das Zarenreich dem gegen Preußen gerichteten Bündnis an. Friedrich sah sich nun einer Koalition der Großmächte Österreich, Frankreich und Russland gegenüber. Hinzu kam, dass diese Dreierallianz mit der Unterstützung durch Schweden, Polen, Sachsen und weiterer Reichsfürsten rechnen konnte. Von seinem neuen Verbündeten Großbritannien-Hannover konnte Preußens König im Kriegsfall nicht viel mehr als finanzielle Unterstützung erwarten. Ihm war klar, dass das Inselreich kaum bereit sein würde, mit einer größeren Armee in Kämpfe auf dem europäischen Festland einzugreifen.

Im Laufe des Sommers 1756 wurden die Meldungen der preußischen Auslandsvertreter über Geheimvereinbarungen und Rüstungen der Partner jener von Kaunitz geschaffenen Koalition immer düsterer. Aus diesem Grund erging am 23. Juni 1756 an Feldmarschall Keith in Karlsbad folgende Order des Königs: „Ich schreibe Ihnen diesen Brief nur, um Ihnen zu sagen, daß es mir angenehm sein würde, wenn Sie, jedoch nur unter der Hand und ohne Aufsehen, meinen zum Kurgebrauche nach Karlsbad beurlaubten Offizieren die Weisung zugehen

185 C. Hinrichs (Hrsg.): Friedrich der Grosse und Maria Theresia – Diplomatische Berichte, Berlin 1937, S. 142

lassen wollten, ihre Kur so bald als möglich zu beendigen, um Anfang Juli zurück sein zu können [...]. Die Karlsbader Luft ist für die Preußen nicht mehr gesund. Sie werden sämtlich wohl tun, am 10. kommenden Monats zurück zu sein.“¹⁸⁶

Als Friedrichs Gesandter in Wien, Joachim Wilhelm von Klinggräffen, auf seine Anfrage hin, welchen Zweck die österreichischen Rüstungen hätten und ob man plane, den preußischen König anzugreifen, eine ausweichende Antwort erhielt, berichtete Preußens Monarch dies am 26. August 1756 verärgert seinem Bruder August Wilhelm: „Die Wiener Antwort besagt, sie hätten durch Abschluß einer Offensivallianz mit Rußland nichts gegen mich Feindliches getan. Die Antwort ist unverschämt, hochmütig und verächtlich, kein Wort darin von der Zusicherung, die ich verlange, so daß allein das Schwert diesen gordischen Knoten durchhauen kann. Ich bin unschuldig an diesem Kriege. Ich habe alles getan, um ihn zu vermeiden. Wie groß auch die Friedensliebe sein mag, Ehre und Sicherheit dürfen ihr nicht geopfert werden.“¹⁸⁷

Des Königs Entschluss war damit gefasst. Für ihn hieß es nun nur noch „Besser praevenire als praeveniri“¹⁸⁸ (Besser zuvorkommen als zuvorgekommen werden) – wie er selbst unmittelbar vor Kriegsbeginn gesagt haben soll.

186 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 282

187 Ebd., S. 287

188 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 164

Siebenjähriger Krieg

Am 28. August 1756, gegen vier Uhr morgens, verließ der Monarch mit seiner Armee Berlin, um am 29. August in Sachsen einzumarschieren und damit, zur Überraschung aller, den Krieg zu eröffnen. Kurz nach Überschreiten der sächsischen Grenze erfuhr Friedrich, dass sich August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, mit seinem Premierminister Heinrich Graf Brühl sowie seiner Armee in die Berge bei Pirna, südöstlich von Dresden, zurückgezogen hatte. Der zahlenmäßig weit unterlegene Gegner bot den Preußen keinen Widerstand. Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden innerhalb kurzer Zeit besetzt; am 9. September rückte Friedrich in Dresden ein. Anschließend schloss er die sächsische Armee bei Pirna ein und beabsichtigte, sie auszuhungern.

Um seine Invasion in Sachsen zu rechtfertigen, wurde am 12. September die Denkschrift mit dem sperrigen Titel „Darlegung der Ursachen welche seine Majestät den König von Preußen bewogen haben, den Anschlägen des Hofes zu Wien zuvorzukommen“ veröffentlicht. Die Stellungnahme des Königs lautete: „Unter Angriff versteht man jeden Akt, der dem Sinn eines Friedensvertrages diametral entgegengesetzt ist. Eine Offensivliga, das Aufreizen und Drängen zum Kriege gegen eine andere Macht, Pläne zur Überziehung der Staaten eines andern Fürsten, ein plötzlicher Einbruch, alle diese verschiedenen Dinge sind ebensoviel Angriffe [...]. Wer diesen Angriffen zuvorkommt, kann offene Feindseligkeiten begehen, aber er ist nicht der Angreifer.“¹⁸⁹

Preußens Monarch musste jedoch bald zur Kenntnis nehmen, dass er, trotz dieser Denkschrift, wieder, wie im Jahre 1740, als Störer des Friedens, als „agressör“ galt. Sein Einmarsch wurde in ganz Europa als Neutralitätsbruch angesehen. In seiner „Geschichte des Siebenjährigen

189 O. Krauske (Hrsg.): Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II., 3. Bde., Berlin 1877-1892, Bd. 3, S. 133 f.

Krieges“ sollte er dereinst schreiben: „Der Einfall der Preußen in Sachsen verursachte in Europa lebhaftere Aufregung. Mehrere Höfe kannten die Gründe nicht, wollten sie auch nicht kennen lernen und mißbilligten tadelnd das Verhalten des Königs. Der Polenkönig jammerte über die Gewalttaten der Preußen; seine Gesandten lieferten den ausländischen Höfen übertriebene Berichte von den Leiden der Sachsen und entstellten durch giftige Verleumdungen die unschuldigsten Schritte des Königs. Solch Klagegeschrei tönte nach Versailles, Petersburg, ganz Europa.“¹⁹⁰

Friedrich wollte durch die überraschende Besetzung Sachsens verhindern, dass dieses Gebiet zum Aufmarschplatz einer österreichischen Armee würde, die dann ohne größere Probleme einem in Böhmen und Mähren operierenden preußischen Heer in den Rücken fallen könnte. Aus Böhmen kam schließlich zum Entsatz Pirnas eine österreichische Armee unter dem aus Irland stammenden Feldmarschall Maximilian Ulysses Graf Browne, die am 1. Oktober 1756 bei Lobositz, etwa auf halben Weg zwischen Dresden und Prag, durch die Preußen zurückgeschlagen werden konnte. Am 16. Oktober kapitulierten die Sachsen. König August III. und sein Premier Graf Brühl erhielten vom preußischen Monarchen die Erlaubnis, sich nach Warschau zu begeben. Die sächsischen Unteroffiziere und Soldaten wurden in die preußischen Verbände eingegliedert und gezwungen, ihren Eid auf die preußische Fahne zu schwören. Die meisten desertierten bald darauf und fanden Aufnahme in der österreichischen Armee, wo sie in den noch folgenden Kampfhandlungen gegen Preußen eingesetzt werden sollten. Sachsen kam für die nächsten Jahre unter preußische Verwaltung und Besteuerung.

Die vorgerückte Jahreszeit erlaubte es Friedrich nicht mehr, den Krieg noch im Jahre 1756 nach Böhmen zu tragen. Im November wurde seine Armee auf verschiedene Winterquartiere in Sachsen verteilt, er selbst etablierte sich im Palais des Grafen Brühl in Dresden. Hier stellte er erstaunt fest, dass der sächsische Premier in seiner Kleiderkammer rund 300 Perücken zurückgelassen hatte, was ihm den Ausruf entlockt haben soll: „Wieviele Perücken für einen Mann ohne Kopf.“¹⁹¹

190 Ritter (Hrsg.): Friedrich der Große, S. 261 f.

191 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 295

Bei abendlichen Konzerten spielte er den Flötenpart und verbrachte manch entspannende Stunde in Oratorienkonzerten unter Leitung des Komponisten Johann Adolf Hasse oder bei feierlichen, musikalisch umrahmten Messen in katholischen Kirchen.

Friedrich war sich bewusst, dass wohl noch schwere Zeiten auf ihn zukommen würden, wie aus einem Brief an Feldmarschall Graf Schwerin vom Dezember 1756 hervorgeht: „Der nächste Feldzug wird sehr hart sein, und es wird ein Meisterstück sein, wenn wir uns gut aus der Affäre ziehen. Aber man muß sich durchschlagen oder untergehen.“¹⁹²

Den Diplomaten Österreichs und Frankreichs gelang es, den Preußenkönig an den deutschen Höfen als Friedensbrecher darzustellen, so dass der Reichstag am 25. Januar 1757 den Reichskrieg gegen Preußen beschloss und eine Reichsarmee mobilisierte. Am 2. Februar ging Maria Theresia ein Bündnis mit Russland ein, das ihr rund 80.000 Mann für den Kampf gegen Preußen zusicherte. Im März stieß Schweden zur antipreußischen Allianz und am 1. Mai 1757 wurde der Vertrag von Versailles in ein Offensivbündnis umgewandelt, in dem sich Frankreich gegenüber Wien zur Stellung von 105.000 Mann verpflichtete.

Die Zahl der Verbündeten Preußens nahm sich demgegenüber eher bescheiden aus. Neben Großbritannien und Hannover standen nur noch Braunschweig, Hessen-Kassel, Schaumburg-Lippe und Sachsen-Gotha auf Friedrichs Seite. Somit standen seinen, etwa 200.000 Mann, rund 500.000 feindliche Soldaten gegenüber. Der König fasste für den kommenden Feldzug den Plan, die Österreicher zu schlagen, bevor die Heere ihrer Verbündeten zu ihnen stoßen konnten. Ende April ließ Preußens Monarch seine Truppen in zwei Armeen in Böhmen einmarschieren und vereinigte beide Verbände vor Prag, wo die österreichische Armee sich sammelte. Am 6. Mai kam es zur Schlacht, wobei der erste Angriff der Preußen unglücklich verlief und scheiterte. Die Soldaten blieben im Sumpf stecken, Friedrichs Generaladjutant Hans Karl von Winterfeldt wurde am Hals verwundet und der 72jährige Feldmarschall Graf Schwerin brach, seinem Bataillon mit der Regimentsfahne in der Hand vorausstürmend, tödlich getroffen zusammen. In einer zweiten Attacke gelang es Generalleutnant Hans Joachim von Zieten, die österreichische Kavallerie zurückzuschlagen. Da der öster-

192 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 299

reichische Marschall Browne mit einem zerschmetterten Bein vom Feld getragen werden musste, der Befehlshaber Karl von Lothringen einen Krampf in der Brust erlitt und bis zum Abend ausfiel, fehlte den Österreichern vorübergehend die Führung. Der König nutzte diese Gelegenheit sofort und ließ den bisher in Reserve gehaltenen rechten Flügel überraschend in eine feindliche Lücke vorstoßen. Die Regimenter des Prinzen Heinrich, des Prinzen Ferdinand von Braunschweig-Bevern und des Generalleutnants von Winterfeldt marschierten unter schwerstem Beschuss und hohen Verlusten gegen den Feind, der bald darauf die Flucht ergriff. Der Großteil der Österreicher floh in die Stadt, der übrige Teil Richtung Süden zu Feldmarschall Daun. In dieser „blutigen Schlacht“, wie sie später genannt wurde, fielen 16.000 Österreicher und 13.000 Preußen. „Wir haben soeben die österreichische Armee völlig geschlagen“, schrieb Friedrich aus dem Lager vor Prag an seine Schwester Wilhelmine. „Sie haben sich geteilt; ein großer Teil hat sich nach Prag gerettet, und ich hoffe dort alle ihre Generale und fast ihre ganze Infanterie zu Kriegsgefangenen zu machen.“¹⁹³

Dieser überschwängliche Optimismus stellte sich jedoch als zu verfrüht heraus, wie Preußens Monarch bald einsehen musste. Während Friedrich das von österreichischen Truppen besetzte Prag belagerte, aber letztlich nicht einnehmen konnte, sammelte der österreichische Marschall Graf Daun ein neues Heer zum Entsatz der Stadt. Der im Süden stehende General der Infanterie, Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, der die zurückweichenden Österreicher verfolgt hatte, geriet in zunehmendem Maße unter Bedrängnis Dauns. Der König kam dem Braunschweiger mit 34.000 Mann, einem den Österreichern zahlenmäßig unterlegenen Heer, zur Hilfe und wurde, obwohl bei den Preußen zunächst alles nach Plan verlief – eine Stellung Dauns nach der anderen fiel in ihre Hand – am 18. Juni bei Kolin geschlagen. Die preußische Niederlage war durch eine Attacke der österreichischen Kavallerie vollends besiegelt worden. Von 18.000 Mann Fußvolk verlor Friedrich 12.000. Die Verluste Dauns betragen nur etwa ein Drittel. Noch am gleichen Tag schrieb der König an Lord Keith: „Fortune hat mir den Rücken gekehrt. Ich hätte es wissen müssen: Sie ist ein Weib, und ich bin nicht sehr galant. [...] Was sagt Ihr zu

193 Wie Anm. 192, S. 305

dieser Liga gegen den Marquis de Brandebourg? Der Große Kurfürst wäre überrascht, seinen Großvater gegen Russen, Österreicher, fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen kämpfen zu sehen. Es bringt ihnen wenig Ruhm ein, mich zu besiegen.“¹⁹⁴

Friedrich war somit unmittelbar nach Kriegsbeginn praktisch bereits geschlagen, und in den folgenden sieben Jahren gab es kaum einen Zeitpunkt, an dem er und seine Generale zu hoffen wagten, noch einmal die Oberhand gewinnen zu können.

Wie sehr die Niederlage von Kolin dem König zugesetzt hatte, geht auch aus einem Brief vom Juni 1757 an den Marquis d'Argens, mit dem er während des ganzen Krieges sehr freimütig korrespondierte, hervor: „Das Mittel, meinen Schmerz zu bekämpfen, liegt in der täglichen, mir auferlegten Anstrengung und in der immerwährenden Zerstreuung, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt. Wäre ich bei Kolin gefallen, so befände ich mich jetzt in einem Hafen, in dem ich keine weiteren Stürme zu fürchten hätte. Aber ich muß auf dem bewegten Meere weiter fahren, bis mir ein kleiner Fleck Erde das Glück gewährt, das ich in dieser Welt nicht habe finden können...“¹⁹⁵

Der Monarch war nach diesem Debakel gezwungen, die Belagerung Prags aufzuheben und ordnete den Rückzug in zwei Heeresabteilungen an: Die eine wurde von ihm selbst, die andere von seinem Bruder, dem Kronprinzen August Wilhelm, befehligt. Das österreichische Heer unter Feldmarschall Daun verfolgte nun August Wilhelm, zwang ihn zu einer Reihe sinnloser wie auch verlustreicher Gewaltmärsche und Manöver, bei denen der Prinz seinen Fuhrpark, seine Artillerie sowie mehrere tausend Mann durch Desertation einbüßte. Hierüber entzweiten sich die beiden Brüder. Empört und niedergeschlagen über die erniedrigende Behandlung, die ihm durch Friedrich zuteil wurde, schreibt August Wilhelm an die Gemahlin seines Bruders Heinrich – die „Prinzessin Heinrich“: „Wie die Dinge nun liegen, will man mir die ganze Schuld aufbürden. Man schreibt mir entehrende Briefe, schmolzt mit mir bei der ersten Begegnung und läßt mir und allen Generalen,

194 Mitford: Friedrich der Große, S. 207

195 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 307

die mir unterstanden haben, das Kompliment machen, wir verdienen von Rechts wegen alle, den Kopf zu verlieren.“¹⁹⁶

Der Kronprinz legte tief verletzt sein Kommando nieder, nahm seinen Abschied und starb, krank und verbittert, bereits 1758 an einer Gehirnblutung im Alter von 36 Jahren.

Die Lage für Preußens König schien in den nächsten Monaten immer hoffnungsloser zu werden. Nachdem die Österreicher ihn aus Böhmen vertrieben hatten, bedrohten sie nun Schlesien. Bei Groß-Jägersdorf hatten die über die Memel in Ostpreußen eingedrungenen Russen am 30. August 1757 eine preußische Armee unter Feldmarschall Johann von Lehwaldt geschlagen. Während eines Überfalls der Österreicher auf ein preußisches Korps am 7. September bei Moys wurde General von Winterfeldt tödlich verwundet, und die Lausitz sowie Niederschlesien gingen durch diese Niederlage vorübergehend verloren. Im Westen hatte die französische Nordarmee unter dem Grafen Louis Charles Estrées und dem Herzog Louis François Richelieu preußische Gebiete am Rhein besetzt sowie am 26. Juli bei Hastenbeck das hannoversche Heer unter Herzog August Wilhelm von Cumberland zur Kapitulation gezwungen. In der Konvention von Kloster Zeven vereinbarte der Herzog daraufhin am 8. September mit den Franzosen die Einstellung jeglicher Feindseligkeiten und gab damit Hannover preis. Zwischenzeitlich waren die Schweden in Pommern eingefallen und konnten sich des Landes bis an die Oder bemächtigen. Die Reichsarmee vereinigte sich in Thüringen unter dem Feldmarschall des Heiligen Römischen Reiches, Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, mit der französischen Südarkmee unter dem Prinzen Charles de Soubise, um Sachsen zu entsetzen. Schließlich gelang es Generalmajor Andreas Graf Hadik von Futak sogar, mit einem österreichischen Korps am 16. Oktober nach Berlin vorzustoßen und eine Kriegskontribution in Höhe von 180.000 Talern zu fordern, bevor er einen Tag später vor anrückenden preußischen Truppen wieder eiligst abzog.

Der König sah sich in einer schier aussichtslosen politischen und militärischen Lage. Hinzu kam, dass Ende Juni seine Mutter gestorben

196 E. Berner; G.B. Volz (Hrsg.): Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Tagebuchblätter und Briefe der Prinzessin Heinrich und des Königlichen Hauses, Berlin 1908, S. 305

war, an der er mehr als an jedem anderen Menschen, abgesehen von seiner Schwester Wilhelmine, hing. Ihr teilte er sich in seinem Kummer und seiner Sorge am 13. Juli 1757 mit: „Ihr Brief ist richtig eingegangen. Sie geben darin Ihrem Schmerze über den unersetzlichen Verlust der achtbarsten und würdigsten Mutter auf Erden Ausdruck. Ich selbst bin von so vielen Schlägen getroffen worden, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde. [...] Ich bin fest dazu entschlossen, die äußersten Anstrengungen zur Rettung des Vaterlandes zu machen, und muß abwarten, ob das Glück sich wendet oder mir gänzlich den Rücken zukehrt. [...] Die Freiheit Deutschlands und die Sache des Protestantismus, für die soviel Blut vergossen ist, steht auf dem Spiele. Die Krisis ist so gefährlich, daß eine unglückliche Viertelstunde die tyrannische Herrschaft des Hauses Österreich für alle Zeiten im Reiche befestigen kann. Ich bin in der Lage eines Reisenden, der sich von einem Haufen Schurken umringt und im Begriffe sieht, ermordet zu werden, weil die Räuber seine Habe unter sich verteilen wollen. [...] Hat die Welt jemals gesehen, wie drei mächtige Fürsten einen Komplott schmieden, um einen vierten zu vernichten, der ihnen nichts getan hat? Ich habe weder mit Frankreich noch mit Rußland und am allerwenigsten mit Schweden Differenzen gehabt. [...] Es ist eine Verschwörung gegen mich angezettelt worden, und der Wiener Hof ließ es sich einfallen, mich zu beleidigen: das zu erdulden war gegen meine Ehre. Nun beginnt der Krieg, und die Schurkenbande fällt über mich her: das ist meine Geschichte.“¹⁹⁷

Friedrich entschloss sich dazu, mit aller Kraft gegen die Übermacht seiner Feinde vorzugehen und eine Wende herbeizuführen. Der geeigneteste Weg hierzu schien ihm ein Kampf gegen die Reichsarmee zu sein, die sich aus über hundert Kontingenten rekrutierte, also ein ziemlich unübersichtlicher Zusammenschluss von oftmals schlecht ausgebildeten Soldaten aus allen Regionen des Reiches. Insgesamt besaß die Reichsarmee, zusammen mit den 24.000 Franzosen unter Soubise, eine Stärke von rund 60.000 Mann. Ihnen sah Preußens Monarch sich am 4. November 1757 in der Nähe des Dorfes Roßbach westlich der Saale mit 21.000 Mann gegenüber. Der König zog sich, da die Geg-

197 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 309 ff.

ner auf einer leicht zu verteidigenden Anhöhe Stellung bezogen hatten, hinter einen durch sumpfiges Gelände führenden Bach zurück.

Die Prinzen Soubise und Sachsen-Hildburghausen, von denen der eine dem anderen an Unfähigkeit wohl in nichts nachstand, glaubten, durch diese scheinbare Zaghaftigkeit Friedrichs getäuscht, die Preußen kampfflos umgehen zu können. Einen weiten Bogen um Roßbach ziehend setzten sich die Kolonnen der Kaiserlichen und Franzosen am Morgen des 5. November 1757 ungedeckt, ohne Vortrab und Flankenschutz, schwerfällig in Bewegung. Der Preußenkönig griff die „kombinierte Armee“ in den Nachmittagsstunden überraschend von vorn und von der Flanke an, so dass sie keine Zeit fand, sich in Schlachtordnung zu formieren. Ein Großteil der kaiserlichen Soldaten ergriff sofort die Flucht, wohingegen die Franzosen und Wallonen sich tapfer hielten. In der Abenddämmerung war das Schlachtfeld voll von zahllosen Flüchtigen, die von den Reitern des Generalmajors Friedrich Wilhelm von Seydlitz niedergemacht wurden. Die verbündeten Armeen der Gegner verloren durch Desertation, Verwundung und Gefangennahme etwa 8.000 Mann, von denen 500 bis 600 zu Tode kamen. Auf Seiten der Preußen hatte man 165 Tote und 376 Verwundete zu beklagen. Dieser triumphale Sieg Friedrichs über eine dreifache Übermacht löste im In- und Ausland Begeisterung aus. Sogar in Frankreich brachte man dem Sieger von Roßbach große Sympathien entgegen, da die Niederlage von manchen als eine verdiente Demütigung des Wiener Hofes angesehen wurde. Zudem begegnete der frankophile Preußenkönig den gefangengenommenen Franzosen äußerst zuvorkommend und war, ebenso wie Prinz Heinrich, aufrichtig bekümmert über das Leid, das er über seine Brüder im Geiste im französischen Offizierskorps gebracht hatte: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde zu betrachten.“¹⁹⁸

Noch überschwänglicher aber als in Frankreich und sogar in Deutschland war der Jubel in Großbritannien. Hier wurde Friedrich vom Volk geradezu vergöttert; auf den Straßen wurde sein Bild feil geboten und fand großen Absatz. Alle seine Siege während des Siebenjährigen Krieges wurden begeistert gefeiert. Auch politisch hatte sich

198 J.W. Archenholtz: Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, 2. Bde., Berlin 1840, Bd. 1, S. 116

die Lage in London wieder gänzlich zu Gunsten des Preußenkönigs gewandelt. Der neue Premierminister William Pitt der Ältere, ein großer Bewunderer Friedrichs, verwarf das Abkommen von Kloster Zeven und beschloss, den Krieg auf Seiten Preußens, wie in der Westminster Konvention vereinbart, fortzusetzen. Der Herzog von Cumberland, ein Sohn Georgs II., war als Heerführer untauglich und wurde, auf Anraten Friedrichs, durch seinen Schwager, Herzog Ferdinand von Braunschweig, ersetzt.

Über seinen Sieg von Roßbach schrieb der König später nüchtern: „Die Schlacht von Roßbach verschaffte genaugenommen dem König lediglich die Freiheit sich auf die Suche nach neuen Gefahren in Schlesien zu begeben.“¹⁹⁹

In Schlesien befanden sich die wichtigsten Stützpunkte des Landes in den Händen der Feinde. Feldmarschall Daun und Prinz Karl hatten am 12. November 1757 Schweidnitz besetzt sowie am 22. November Breslau in ihre Gewalt gebracht und Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern gefangen genommen. Friedrich kam der Provinz mit 12.000 Mann zu Hilfe, die er mit dem Rest der besiegten preußischen Armee bei Parchwitz vereinigte. Die Lage schien wenig erfolgversprechend, Offiziere und Mannschaften blickten mutlos dem weiteren Kriegsverlauf entgegen. Um die Zuversicht und die Moral der Truppe zu heben, ließ der Monarch am 4. Dezember, dem Vorabend der Schlacht bei Leuthen, zusätzliche Rationen und Wein an die Soldaten verteilen. Dann wandte er sich in einer Ansprache an seine Generale und Stabsoffiziere: „Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. [...] Lassen Sie es sich also gesagt sein, ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal

199 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 4, S. 156

stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. [...] Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen.“²⁰⁰

Die Worte des Königs verfehlten ihre Wirkung nicht. Friedrich war es gelungen, seinen Offizieren neuen Mut zu machen, der sich schließlich auch auf das ganze Heer übertrug.

Am Morgen des 5. Dezember 1757 zog der Preußenkönig mit einer 35.000 Mann starken Armee, die aus gebürtigen Brandenburgern, Pommern und Magdeburgern bestand, gegen eine 70.000 Mann starke Armee der Österreicher, die zwischen Leuthen und Lissa Stellung bezogen hatte. Die Sonne stieg beim Vormarsch der Preußen aus dem Frühnebel an einem wolkenlosen Himmel empor und enthüllte das weite, flache Land ringsum. Der Boden lag unter einer leichten Schneedecke, doch Friedrich und der Mehrzahl seiner Generale war das Gelände wohl vertraut, da es Schauplatz der alljährlichen großen Herbstmanöver in Friedenszeiten war. Karl von Lothringen, der die herannahenden preußischen Truppen nicht sonderlich ernst zu nehmen schien, verließ seine Stellung und rückte ihnen entgegen. Die Schlacht begann um ein Uhr mittags und endete in den frühen Abendstunden siegreich für Preußen mit der Erstürmung des Dorfes Leuthen, in dem sich die Österreicher verschanzt hatten. Die preußischen Verluste beliefen sich auf etwa 6.400 Mann an Toten und Verwundeten; die der Österreicher betragen rund 10.000 Mann. Da die österreichische Armee aber mit einem Fluss im Rücken kämpfte, gestaltete sich ihr Rückzug schwierig, und sie mussten den Preußen noch 12.000 Gefangene überlassen. Während die Soldaten am Abend erschöpft im Lager den Choral „Nun danket alle Gott“ sangen, war der König bereits zur Verfolgung der flüchtenden Feinde aufgebrochen. An der Spitze der Grenadier-Bataillone von Manteuffel und von Wedel ritt er dann in Lissa ein, wo es zu einem Schusswechsel mit feindlichen Einheiten kam. Friedrich begab sich sofort zum Schloss und bekam vom Schlossherrn, Baron von Mudrach, mitgeteilt, dass noch bis vor kurzem ein österreichischer Divisionsstab in seinem Anwesen gelegen habe, dann aber fluchtartig abgezogen sei. Aus Lissa berichtete der König seiner Schwester Wilhelmine: „Wir haben soeben die Österreicher voll-

200 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 321 f.

ständig geschlagen. Ich marschiere morgen nach Breslau, um die Stadt zurückzuerobern. Wir haben eine wundervolle Menge von Fahnen und Kanonen und viele Gefangene. Wir haben im ganzen nur zweitausend Mann Tote und Verwundete; ich schätze den Verlust der Feinde auf über zehntausend Mann.“²⁰¹

Bis auf Schweidnitz räumten die Österreicher ganz Schlesien. Am 21. Dezember zog Friedrich nach heftigen Gefechten mit der österreichischen Besatzung in Breslau ein und verbrachte hier mit einem Teil der Generalität den Winter. Die Armee bezog nun ihre Winterquartiere, die über den mittleren Teil Niederschlesiens und das südliche Sachsen verteilt lagen. In den Winterunterkünften brach jedoch eine Epidemie aus, die mehr Todesopfer forderte, als diejenigen durch die Kugeln der Franzosen und Österreicher.

Der Sieg von Leuthen hatte erneut eine Wende zu Gunsten Friedrichs in Schlesien gebracht. Insgeheim hoffte der König, Maria Theresia für einen Friedensschluss gewinnen zu können. Durch den Kriegsgefangenen Ferdinand Philipp Fürst von Lobkowitz übersandte Friedrich folgenden Brief vom Dezember 1757 nach Wien: „Ohne die Schlacht vom 18. Juni [Kolin], wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kann sein, daß wider meine Natur Dero Schönheit und Großmut den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. Eure Majestät hatten zwar einigen Vorteil in Schlesien, er war aber nicht von langer Dauer und die letzte Schlacht ist mir wegen des dabei vergossenen vielen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau eingenommen, ich hoffe auch Schweidnitz wieder in meine Gewalt zu bekommen, sodaß ich im Stande sein werde, in Böhmen und Mähren einzurücken. Überlegen Sie dieses, meine Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an Vergeißung so vielen Blutes Ursache sind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen hätte Europa zittern machen können. [...] Wollen Sie aber die Sache aufs Äußerste

²⁰¹ Ebd., S. 327

treiben, so werde ich alles versuchen, was mir meine Kräfte verstat-
ten.“²⁰²

Friedrich musste bald einsehen, dass sich diese Hoffnung nicht erfüllen würde. Mitte Januar des kommenden Jahres sollte die Zarin, Verbündete Maria Theresias, ihre Truppen unter Feldmarschall Wilhelm Graf von Fermor wieder in Ostpreußen einrücken lassen. Ihr Beispiel bestärkte wohl auch Österreich und Frankreich zur Fortsetzung des Krieges.

Johann Wolfgang von Goethe hielt in „Dichtung und Wahrheit“ über das ereignisreiche Jahr 1757 fest: „Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde dessen ungeachtet in großer Gemütsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großtaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer und die Verschiedenheit der Ansichten, welche selbst Familien zerspaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin schon auf mancherlei Weise von einander getrennten Bürger noch mehr zu isolieren.“²⁰³

Finanziell war Preußens Monarch für den Feldzug des Jahres 1758 gut gerüstet. In Sachsen und Mecklenburg, die sich in besonderem Maße feindlich gegenüber Friedrich suggeriert hatten, erhob er sieben Millionen Taler Kontribution, in Schlesien ließ er sich, vor allem von der katholischen Kirche, eine weitere Million auszahlen. Durch den am 11. April abgeschlossenen Subsidienvvertrag mit Großbritannien kamen weitere 670.000 Pfund hinzu, so dass ihm mit dem verfügbaren Rest des Kriegsschatzes rund 15 Millionen Taler zur Verfügung standen. Diese Rücklagen erlaubten ihm, wieder etwa 140.000 Soldaten ins Feld zu führen. Im Westen sorgte Herzog Ferdinand von Braunschweig-Bevern für Entlastung, indem er mit seinem Heer im Februar aus dem Winterquartier aufbrach, die zahlenmäßig weit überlegenen französischen Truppen bis an den Rhein zurücktrieb und hier bis zum kommenden Winter binden konnte. Friedrich war es nun möglich, sich

202 Wie Anm. 201, S. 328

203 Ebd., S. 302

ganz auf den Kampf gegen die Österreicher zu konzentrieren. Im März 1758 hatte der König seine Armee wieder auf die notwendige Stärke gebracht und verließ am 14. desselben Monats mit Feldmarschall Keith Breslau, um Schweidnitz zu belagern, den letzten von den Österreichern in Schlesien gehaltenen Ort, den er am 16. April zurückerobern konnte. Die daraufhin bis nach Mähren vorgestoßene preußische Hauptmacht unter Führung des Königs musste am 1. Juli die Belagerung von Olmütz abbrechen, nachdem der nachrückende Versorgungstransport mit 3.000 Wagen Ende Juni in die Hände der Österreicher gefallen war. Kaum hatte sich Preußens Monarch aus Mähren zurückgezogen, erforderte das preußische Heer im Osten seine Hilfe. Anfang August drang die russische Armee unter Feldmarschall Fermor, aus Ostpreußen kommend, mit rund 44.000 Mann in die Mark Brandenburg ein. Am 15. August wurde nach einem Bombardement die Stadt Küstrin, nicht aber die Festung, durch die Russen eingenommen. Der mit der schlesischen Armee, etwa 36.000 Mann, zum Entsatz angelangte König lieferte den Russen am 25. August 1758 bei dem nördlich von Küstrin gelegenen Zorndorf eine der blutigsten Schlachten des Siebenjährigen Krieges. Das zehnstündige Gemetzel, das Friedrich sich letztlich als Sieg anrechnete, endete unentschieden.

Die Russen zogen sich aufgrund von Versorgungsschwierigkeiten im September 1758 an die Ostseeküste und Ende Oktober hinter die Weichsel zurück. An Wilhelmine schrieb der königliche Bruder am gleichen Tag aus dem Lager bei Küstrin: „Meine liebste Schwester. Ich habe die Freude, Ihnen mitzuteilen, daß wir die Russen geschlagen haben; wir haben nicht viel dabei verloren, der Feind aber hat sehr beträchtliche Verluste an Menschen und Artillerie gehabt. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Mir ist nichts zugestoßen, aber ich schmeichle mir, daß diese Nachricht zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit und zu Ihrer völligen Heilung beitragen wird...“²⁰⁴

Seit September bedrohten die Reichsarmee und die österreichische Armee das von Preußen besetzte Sachsen. In Gewaltmärschen eilte der König dem preußischen Heer unter Befehl seines Bruders, des Prinzen Heinrich, zur Hilfe. Der Befehlshaber der österreichischen Armee, Marschall Daun, wich, obwohl an Zahl überlegen, jeder Schlacht aus.

204 Ebd., S. 332

Wohl aus diesem Grund brach Friedrich nach Schlesien auf, um einige dort bedrohte Festungen zu entsetzen. Unterwegs schlug er am 10. Oktober bei Hochkirch ein Lager auf, das jedoch äußerst ungünstig gelegen war. Vergeblich warnten die Offiziere den Monarchen. Trotz seiner vorteilhaften Lage schien Daun zunächst zu zögern, einen Angriff auf die Preußen zu starten. Seine Untergebenen, Gideon Ernst Freiherr von Laudon und Franz Moritz Graf Lacy, konnten ihn letztlich zu einem Überfall auf das preußische Lager überreden. Vor dem Morgengrauen des 14. Oktobers 1758 griffen die Österreicher an und fügten ihren Gegnern schwere Verluste zu. Im Laufe der Schlacht wurden Feldmarschall Keith, Prinz Franz von Braunschweig und Prinz Moritz von Anhalt-Dessau tödlich verwundet, doch gelang es dem König, dank der Disziplin seiner Truppen, einen geordneten Rückzug anzutreten. Der Stabsfeldprediger Daniel Küster berichtete über den Verlauf der Schlacht folgendes: „Es war den 14. Oktober, des Morgens um drei Uhr, als ich durch das Feuer des kleinen Gewehrs aus meinem sanften Schlafe geweckt wurde. Ich hielt es erst für einen Traum; als ich mich aber ermunterte und deutlicher hörte, [...] so glaubte ich, daß es eine Pandurenattacke sei, deren wir fast alle Nächte gewohnt waren. [...] Ich fuhr mit Eile aus dem Bette und hatte nur eine Minute nötig, mich anzuziehen. [...] Indessen bebte die Erde von dem Krachen des schweren Geschützes und der feindlichen Mordschlünde. Die pechdunkle Nacht wurde durch ein unaufhörliches, blitzähnliches Licht so erleuchtet, daß man das Gemenge der feindlichen weißen Röcke und Bärenmützen von den freundlichen blauen Röcken und blanken Grenadiermützen unterscheiden konnte. Plötzlich aber hörte das Feuer auf [...], der Rest der über dem Dorfe gestandenen übermannen und zum Weichen gebrachten preußischen Bataillone stürzte in die Dorfstraße. [...] Das geschah in dem Zeitpunkte, wo der brave General Zieten hinter dem Dorfe auf den aus dem Walde kommenden Feind eingehauen und einen großen Teil der feindlichen Sieger zu Gefangenen gemacht. [...] Schon waren wir unsrer Batterie wieder nahe und, wie es schien, der Sieg über diese Nachtgeister gewiß. [...] Aber diese kurze Stille und die Freude wandten sich plötzlich. Denn da die Zietensche Kavallerie [...] doch zu schwach gewesen war, die nun vordringende ganze feindliche Macht zurückzuerhalten, so wurde die Batterie uns entrissen, und der Feind avancierte wieder auf der Dorfstraße,

teils mit Feuer, teils mit dem Säbel in der Hand. [...] Das feindliche Feuer vervielfachte sich, die Erde bebte, als ob eine Erderschütterung ihren Anfang nähme, und wo man hinter uns sah, da fielen Helden, die auch zum Wiedereinnehmen des Dorfes zu Fuß und zu Pferde anrückten. [...] Eben war der Feldmarschall von Keith wieder zu Pferde angekommen, den Fortgang der Attacke des Regiments Prinz von Preußen auf das Dorf zu sehen. [...] Da sah ich ihn im Sattel wanken und dann vom Pferde stürzen. [...] Von den Unsrigen hatten nur wenige Gemeine ihren Tornister und fast kein Offizier des rechten Flügels seine Bagage gerettet. [...] Wie hoch wurde aber mein Herz erfreut, als ich unter einem Trupp von Offizieren ganz unvermutet unsern Heldenkönig erblickte, so leutselig mit den ihre Regimenter suchenden Offizieren und Gemeinen sprechend, daß ich erstaunte. Hier traf ich auch [...] den General Zieten unverwundet und gesund. Es kam eben eines von den zusammengeschmolzenen Grenadierbataillonen vorbei, das kaum 80 oder 100 Mann stark sein mochte. Man konnte die Wehmut des Königs bei diesem Anblick in seinen Augen lesen [...]. Er fragte die vor dem Bataillon hergehenden Kanoniere mit lauter, aber nicht ungnädiger Stimme: «Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?» Einer von ihnen antwortete: «Der Teufel hat sie bei Nachtzeit durch Deserteurs geholt.» – «So wollen wir», erwiderte der König, «sie ihm bei Tage wieder abnehmen! Nicht wahr, Grenadiers?» – «Ja», sagten diese im Vorbeigehen, «das ist recht, sie sollen uns auch Zinsen dazu geben.» Der König lächelte und sagte: «Ich werde auch dabei sein.»²⁰⁵

Großen Schmerz bereitete dem König der Verlust Keiths. Der schwerste Schlag für Friedrich aber war der Tod seiner Schwester Wilhelmine, die am Tag der Schlacht von Hochkirch starb. Am 17. Oktober 1758, um zwei Uhr nachts, ließ der König seinen Vorleser und Sekretär, den Schweizer Henri de Catt, kommen: „Als ich ankam, fand ich ihn schluchzend. Ich war einige Minuten bei ihm, ohne daß er mir ein Wort sagen konnte. Endlich rief er: «Meine Schwester ist verloren für mich, ohne Wiederkehr, mein Lieber; ich werde sie niemals wiedersehen. Das ist der entsetzlichste Schlag, der mich treffen konnte. So

205 D. Küster: Des preußischen Staatsprediger Küster Bruchstück seines Campaignelebens im siebenjährigen Krieg, Berlin 1790, S. 29 ff.

verliere ich Mutter, Bruder, Schwester, alles, was mir teuer ist. Meine Verluste erfolgen Schlag auf Schlag; ein Verlust fällt stets mit einem anderen zusammen. Ach, wie bald werde ich weder Freunde noch Verwandte mehr haben; der Tod nimmt mir alles. Mein Leben ist sehr unglücklich.»²⁰⁶

Friedrich konnte sich nicht lange seinem Schmerz hingeben, sondern zog Anfang November zum Entsatz der Festung Neiße nach Schlesien, vertrieb die Österreicher aus Schlesien und Sachsen, so dass sie sich Richtung Böhmen zurückziehen mussten. Nachdem auch die Schweden aus der Mark und die Russen aus Pommern abgezogen waren, schien die Lage Ende des Jahres 1758 wider Erwarten stabil zu sein, bevor der König sich ins Winterquartier nach Breslau begab. Während dieser dreimonatigen Ruhepause in der schlesischen Hauptstadt gönnte sich Friedrich eine Zeit lang Entspannung, musizierte abends mit seinem Flötenlehrer Quantz, verfasste Gedichte und philosophische Schriften, unterhielt eine umfangreiche Korrespondenz, sprach mit seinem Vorleser de Catt über die Feldzüge, staatspolitische Fragen und schöngestige Dinge.

Diese vermeintliche stabile Situation sollte sich bald als Trugschluss herausstellen, denn das Jahr 1759 schien den endgültigen Untergang Preußens zu besiegeln. Der Krieg hatte enorme Opfer an Menschen und Material gekostet, die Friedrich nicht ohne weiteres ausgleichen konnte. Seine Armee bestand nun nahezu gänzlich aus Rekruten. Manche der Offiziere waren nicht älter als 15 Jahre und es fehlte ihnen oftmals an Disziplin. Auch verhielten sie sich vielfach grausamer gegenüber der Bevölkerung als ihre älteren Kameraden. Die Bauern und die Landbevölkerung hatten sehr zu leiden unter der heimischen und feindlichen Soldateska. Die Ernten wurden ihnen je nach Bedarf weggenommen, das Getreide auf dem Feld von durchziehenden Truppen niedergetreten. Am schlimmsten aber war, dass man ihre Häuser mitunter als Biwakfeuer niederbrannte. Rund 1.000 Gebäude wurden wohl durch preußische Truppen auf diese Weise zerstört, weitaus mehr – etwa 15.000 – sind jedoch durch russische Verbände in Brand gesteckt worden. In vielen Teilen Preußens und Sachsens herrschten bald Zustände wie während des Dreißigjährigen Krieges. Neben Brand-

206 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 184

schatzung waren es vor allem Plünderung, Teuerung und Hungersnot, die als Folge der Feldzüge die Bevölkerung der heimgesuchten Gebiete schwer in Mitleidenschaft zogen. Auch Friedrichs Armee wurde in zunehmendem Maße durch diverse Widrigkeiten beeinträchtigt. Mangelhaft gekleidet, ungenügend ernährt, hatten seine Soldaten die ärgsten Leiden zu ertragen.

Preußens König war nicht mehr in der Lage, einen ausdauernden Angriffskrieg zu führen, sondern musste sich damit abfinden, lediglich auf den Gegner zu reagieren. Da Marschall Daun sich, wie bereits zuvor, abwartend verhielt, bezog Friedrich ein festes Lager im schlesischen Schmotzseifen. Am 28. Mai 1759 schrieb er an den Marquis d'Argens: „Ich habe den Feind nicht geschlagen, weil ich keine Gelegenheit dazu fand. Es wird mir sehr schwer werden, meine Geschäfte zu besorgen. Der Feind, der Schlesien bedroht, ist 90.000 Mann stark, und ich habe nur ungefähr 50.000, um ihm zu widerstehen. Die Verlegenheit wird sich erst fühlbar machen, wenn die Armeen den Feldzug eröffnen. Viel Geschicklichkeit, Kunst und Tapferkeit wird dazu gehören, um der uns drohenden Gefahr zu entgehen. [...] Noch ist es nicht Zeit, Viktoria zu rufen oder zu sagen, wie es kommen wird. Die Hauptsache, den schwersten Knoten, haben wir vor uns und müssen abwarten, was das Schicksal beschließt; meine Philosophie wird jedoch dadurch nicht gestört werden, es komme, wie es wolle. [...] In der Ferne mag meine Lage einen gewissen Glanz haben; kommen Sie näher, so finden Sie nichts als undurchdringlichen Dunst. [...] Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig und verdrießlich. [...] Ich rede aufrichtig mit Ihnen: sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann sehen, der zu ergrauen anfängt, die Hälfte seiner Zähne verloren hat, ohne Frohsinn, Feuer und Lebhaftigkeit [...].²⁰⁷

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz drangen seit April die beiden französischen Armeen ungehindert über den Rhein vor und konnten erst am 1. August 1759 durch Ferdinand von Braunschweig bei Minden geschlagen werden, was ihren weiteren Vormarsch stoppte. Das russische Heer war seit Ende April wieder vorgerückt und vereinigte sich, ohne dass es durch ein pommersches Armeekorps unter

207 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 19, S. 73

dem General Christoph Graf zu Dohna daran gehindert werden konnte, in Posen mit den Schweden. Da Dohna dieser Aufgabe nicht gewachsen war, entsandte der König als neuen Befehlshaber den nach römischer Sitte zum „Diktator“ ernannten Generalmajor Carl Heinrich von Wedel, der jedoch auch nicht standzuhalten vermochte und am 23. Juli bei Kay der Übermacht seiner Gegner unterlag. Nach diesem Sieg rückten die Russen unter General Graf Soltikow nach Frankfurt an der Oder vor und schlossen sich mit einem von Laudon befehligten österreichischen Kontingent von 20.000 Mann zusammen. Inzwischen hatte Friedrich dem Prinzen Heinrich den Oberbefehl in Schlesien übergeben und war selbst mit der preußischen Hauptmacht nach Frankfurt an der Oder aufgebrochen. Vereint mit den Resten des Korps Wedel traf er am 12. August 1759 bei Kunersdorf, östlich Frankfurts, mit gut 40.000 Mann auf den 70.000 Mann starken Feind. Die Preußen eröffneten um 11 Uhr 30 Uhr eine länger anhaltende Beschießung der russischen Stellung mit einem Aufgebot von mindestens 60 schweren Kanonen. „Die Hitze war gräßlich. Die Sonnenstrahlen brannten wie Flammenschlünde, und Staubwolken und sengender Sand ließen die Quaten vollends unerträglich werden“²⁰⁸, beschrieb der Husarenoberst von Lojewsky die Situation. Rund 40 schwere Geschütze der Russen konnten auf diese Weise ausgeschaltet werden. Ein weiteres Zurückschlagen der russischen Einheiten ließ sich zunächst auch noch meistern. Doch Friedrich wollte sich damit nicht zufrieden geben, sondern den Russen eine vollkommene Niederlage bereiten. Vergebens warnten ihn die Generale, seinen erschöpften und kampfmüden Soldaten mehr zuzumuten. Der erneute Angriff schlug fehl, und als die österreichische Kavallerie in den Kampf eingriff, wurden die Preußen vernichtend geschlagen und mussten den Rückzug antreten. Preußens König schonte sich nicht, warf sich immer wieder selbst in den Kampf, doch vergeblich. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leib weggeschossen, eine russische Flintenkugel durchschlug seinen Uniformrock und prallte an einem goldenen Etui in seiner Rocktasche ab. Die geschlagene preußische Armee setzte sich in wildem Durcheinander vom Feind ab. Als Friedrich das Schlachtfeld verließ, konnte er

208 J.G. von Lojewsky: Selbstbiographie des Husaren-Obersten von Lojewsky, 2 Bde., Leipzig 1843, Bd. 2, S. 259

lediglich 3.000 Mann seinem Befehl unterstellen. Auf dem linken Ufer der Oder, im Damnhaus von Reitwein, konnte sich der König in Sicherheit bringen.

Hier übergab der Monarch angesichts der Katastrophe vorübergehend, bis er sich wieder einigermaßen von diesem Schlag erholt hatte, den Oberbefehl über das preußische Heer an Generalleutnant Friedrich August von Finck. An seinen Vertrauten und Minister für auswärtige Angelegenheiten, Karl Wilhelm Graf Finck von Finckenstein, schrieb er resigniert nach Berlin: „Ich war gezwungen, das Schlachtfeld zu räumen. Mein Rock ist von Schüssen durchlöchert, zwei Pferde wurden mir getötet; mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr beträchtlich [...]. In dem Augenblicke, in dem ich schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr über meine Leute. Man wird gut tun, in Berlin an seine Sicherheit zu denken. [...] Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube, daß alles verloren ist; ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben.“²⁰⁹

Es war nicht das erste Mal, dass Friedrich an Selbstmord dachte. Seit Kriegsbeginn trug er unter seinem Hemd, an einem Band befestigt, eine kleine goldene Dose, die Opiumpillen enthielt. „Diese Menge reicht völlig hin, um einen zu jenen düsteren Gestade zu befördern, woher man nicht mehr zurückkehrt,“²¹⁰ ließ der Monarch seinen Vorleser de Catt eines Abends während der Feldzüge im Heerlager wissen. Der Gemütszustand des Königs besserte sich jedoch rasch, und bereits am 16. August 1759 übernahm er wieder den Oberbefehl über die Armee. Seinem Bruder Heinrich teilte er an diesem Tag mit: „In dem Augenblicke, da ich Ihnen unser Unglück mitteilte, schien alles verzweifelt; nicht daß die Gefahr nicht auch jetzt noch sehr groß wäre, aber rechnen Sie darauf, daß ich, solange ich die Augen offen habe, den Staat aufrecht erhalten werde, wie es meine Pflicht ist.“²¹¹

Der völligen Vernichtung entging Preußen dank der Uneinigkeit der verbündeten gegnerischen Feldherren. Das „Mirakel des Hauses Brandenburg“, wie Friedrich es nannte, rettete ihn. Die Russen unter General Soltikow zogen sich nach Polen zurück, die Österreicher

209 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 349

210 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 183

211 Mendelssohn-Bartholdy (Hrsg.): Der König, S. 350

wandten sich gegen Prinz Heinrich, der in Sachsen stand, wo Reichsarmee und Österreicher die Städte Leipzig, Torgau, Wittenberg und, am 3. September, Dresden eroberten. Es gelang dem Prinzen aber in der Folgezeit, den Feind durch geschickte Manöver zumindest teilweise aus Sachsen zu drängen. Der König erholte sich unterdessen für kurze Zeit in Köben, südlich von Glogau an der Oder. Wie stets las und schrieb er viel – Briefe und vor allem Verse. Auch eine Abhandlung über Karl XII. entstand in jenen Wochen. Im November begab sich der Monarch in einer Sänfte, da unerträgliche Gichtbeschwerden ihn am Reiten hinderten, zu seinem Bruder Heinrich, der über ein Vierteljahr das Heer Dauns in Sachsen in Schach gehalten hatte. Friedrich übernahm das Kommando und setzte die von Heinrich begonnene Vertreibung der Österreicher und Reichstruppen aus Sachsen ungestüm fort. Hierbei musste sich ein Korps von 14.000 Soldaten unter General von Finck bei Maxen nahe Pirna, am 21. November ergeben und geriet in österreichische Gefangenschaft. Aufgebracht schreibt der Monarch an den General: „Es ist bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein preußisches Corps das Gewehr vor seinem Feind niederleget; von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt.“²¹²

Ende des Jahres 1759 war Preußens König wieder Herr in Sachsen, mit Ausnahme Dresdens. Im Dezember bezogen sowohl Preußen, als auch Österreicher ihre Winterquartiere im Kurfürstentum Sachsen. Friedrich war zu diesem Zeitpunkt, wie sein Land, vollkommen erschöpft und des Kriegführens überdrüssig. Nachdem Großbritannien im Kolonialkrieg gegen Frankreich weiterhin erfolgreich war, schloss es sich der preußischen Friedensbereitschaft an. Ein entsprechendes Angebot wurde jedoch seitens Österreichs und Russlands angesichts der Erschöpfung Preußens abgelehnt. Man glaubte, hier bereits kurz vor Niederrichtung des Gegners zu stehen.

Die Stimmung des Königs war zu Beginn des neuen Jahres sehr gedrückt, wie auch aus einem Brief vom 15. Januar 1760 an den Marquis d'Argens hervorgeht: „Der Friede ist nichts weniger als gewiß: man erhofft ihn, man schmeichelt sich mit dieser Erwartung; aber das ist auch alles. Ich kann nichts weiter als standhaft gegen die Widerwärtigkeiten kämpfen; aber ich vermag weder das Glück zurückzubringen

212 Wie Anm. 211, S. 354 f.

noch die Menge meiner Feinde zu vermindern. In solchen Umständen bleibt meine Lage gleich: trifft mich noch ein Unglück, so ist es der Gnadenstoß...“²¹³

Militärisch trat keine entscheidende Veränderung der Lage im Verlauf jenes Jahres ein. Die Österreicher unter Laudon besiegten am 23. Juli 1760 bei Landeshut in Niederschlesien die Preußen unter Friedrichs Jugendfreund, General Heinrich August de la Motte Fouqué, der verwundet mit 11.500 Soldaten in Gefangenschaft geriet. Die am 14. Juli eingeleitete Belagerung Dresdens durch den preußischen König wurde von einer massiven Beschießung begleitet, die beträchtlichen Schaden in der sächsischen Residenzstadt anrichtete. Als am 26. Juli die Festung Glatz fiel, brach der König die Belagerung ab und marschierte, gefolgt von den Österreichern unter Daun, nach Schlesien, wo er am 15. August bei Liegnitz Laudons Armee besiegte. Dies gelang ihm wohl auch deshalb, weil er zu einer List griff. Da er mit 30.000 Mann einer dreifach so starken Armee gegenüberstand, verlegte er am Vorabend der Schlacht seine Truppen unter größter Vorsicht an einen anderen Ort, ließ aber die Feuer weiterhin brennen, so dass die Österreicher nichts von dieser Aktion bemerkten. Die Hälfte seiner Truppen für einen Einsatz gegen Marschall Daun hielt der König in Reserve, stürmte am nächsten Morgen um drei Uhr gegen Laudon und konnte ihn in einer heftigen zweistündigen Schlacht bezwingen. Währenddessen war Daun mit seinen Truppen zu dem am Abend zuvor von den Preußen verlassenen Lager marschiert, ohne von der Schlacht etwas mitbekommen zu haben. Wohl erst der Qualm der Artillerie und das Siegesgebrüll der Preußen setzten ihn in Kenntnis über das Geschehen und veranlassten ihn zum schnellen Rückzug. Ebenso setzte sich die nicht weit entfernt stehende russische Armee eiligst ab. Auf diese Weise war es Friedrich gelungen, eine Vereinigung der gegnerischen Heere zu verhindern. Während der König sich noch auf dem Weg nach Norden befand, gelang es österreichischen und russischen Truppen Anfang Oktober für kurze Zeit Berlin zu besetzen sowie mancherorts zu plündern und zu brandschatzen, wobei erheblicher Schaden an königlichen Einrichtungen und Schlössern entstand. Die Nachricht vom Na-

213 Ebd., S. 357

hen des Preußenkönigs vertrieb den Gegner aber nach vier Tagen wieder aus der Residenzstadt.

Vollkommen desillusioniert beschrieb Friedrich seine Lage in einem Brief vom 28. Oktober 1760 an den Marquis d'Argens: "Nie werde ich den Augenblick überleben, der mich nötigt, einen nachteiligen Frieden zu schließen; kein Beweggrund, keine Beredsamkeit wird imstande sein, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem Geschicke, das mich verfolgt, auch dieser Trost als zu schön erscheinen sollte, so werde ich mein Unglück zu beenden wissen, wenn es nicht mehr möglich ist, es zu ertragen."²¹⁴

Um ungestört sein Winterquartier beziehen zu können, benötigte der König vor Einbruch des Winters einen Sieg über Daun. Da der österreichische Marschall aber bei Torgau eine durch Hügel und Gräben geschützte, nahezu uneinnehmbare Stellung bezogen hatte, beabsichtigte Friedrich, ihn mit der Hälfte seiner Armee zu umgehen, während die andere unter Führung Zietens frontal angreifen sollte. Der Umgehungsmarsch zog sich aber zu lange hin, so dass Daun das Manöver unschwer erkennen musste. So entschied sich Preußens Monarch, die Österreicher anzugreifen. Unter hohen eigenen Verlusten gelang es ihm, Dauns Armee zu besiegen, ohne sie jedoch aus Sachsen verdrängen zu können. Wieder warf sich der König selbst in das Gefecht, drei Pferde wurden ihm unter dem Leib weggeschossen. Auch er selbst wurde von einer Kugel getroffen und fiel ohnmächtig aus dem Sattel.

Seine Begleiter waren zutiefst erschrocken, doch retteten ihm der dicke Pelz und sein Samtrock das Leben. Sobald er wieder zu sich gekommen war, bestieg er erneut sein Pferd und setzte den Kampf fort, bis er bei Anbruch der Dunkelheit Befehl zum Rückzug gab, ohne zu wissen, wie die Schlacht ausgegangen war. Zieten begann seinen Angriff erst jetzt und überrannte die bereits siegesfrohen Österreicher, so dass die Preußen die schon verloren geglaubte Schlacht für sich entschieden. Dem Marquis d'Argens teilte Friedrich noch am gleichen Tag freudig mit: „Eben haben wir die Österreicher geschlagen; sie und wir haben eine außerordentlich große Menge Leute verloren. Dieser Sieg

214 Wie Anm. 213, S. 358

wird uns vielleicht den Winter über einige Ruhe verschaffen, und das ist alles.“²¹⁵

Den Winter 1760/61 verbrachte der König in Leipzig. Die Franzosen hatten im Laufe des Jahres 1760 ihre Kolonien in Nordamerika und Indien weitgehend verloren. Ihnen wurde der Krieg zu teuer, aber eine von Frankreich ausgehende Friedensinitiative scheiterte. Auch Friedrich hatte Kriegsmüdigkeit ebenso erfasst wie seine Gegner in Paris und Wien, doch ein bereits angesetzter Friedenskongress in Augsburg kam nicht zustande. Preußen war finanziell völlig erschöpft, neue Soldaten konnten fortan fast nur noch im Ausland angeworben werden. All jene, die die Werber auftrieben, waren nach Friedrichs Worten „...ein Kehrlicht von Spitzbuben, Dieben, Schuhputzern und Schornsteinfegern.“²¹⁶

Mit äußerster Mühe gelang es dem König, sein Heer auf knapp 100.000 Mann zu bringen, denen zu Beginn des Jahres 1761 rund 230.000 Österreicher und Russen gegenüberstanden. Friedrich war bis auf weiteres militärisch zu schwach, als dass er seine Gegner hätte angreifen können. Das ganze Jahr 1761 hindurch sollte es Friedrich gelingen, den feindlichen Armeen auszuweichen. Im preußischen Lager in Bunzelwitz unweit von Schweidnitz musste er machtlos zusehen, wie Österreicher und Russen im August ihre Armeen in Schlesien vereinigten. Nach Versorgungsschwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten mit ihren Verbündeten zogen die Russen mit einem Großteil ihrer Armee am 10. September wieder kampflös ab. Laudon gelang es jedoch, auch ohne die russischen Kontingente Schweidnitz am 1. Oktober zu erobern. Große Teile Schlesiens und Sachsens verblieben weiterhin in österreichischer Hand.

Preußens Monarch bezog nun ein Lager in Strehlen, südlich von Breslau. Hier empfing er Abgesandte der Krimtataren und Türken, um sie zu einem Einfall in Russland im Frühjahr kommenden Jahres zu bewegen, auf diese Weise Truppen seiner Gegner zu binden und sich selbst zu entlasten. Dieser Plan sollte sich jedoch nicht erfüllen. Zudem wurde der Subsidienvvertrag mit Großbritannien, der am 12. Dezember auslief, nach dem Sturz des Preußen wohlgesinnten Premierministers

215 Ebd., S. 360

216 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 191

William Pitt nicht mehr verlängert und Friedrich verlor damit einen außerordentlich wichtigen finanziellen Rückhalt. Am 16. Dezember kapitulierte die Festung Kolberg nach sechsmonatiger Belagerung und fiel in die Hände der Russen, die sich nun den Winter über vor den Toren Brandenburgs aufhalten konnten. Ende des Jahres 1761 war die Lage für den preußischen König vollkommen hoffnungslos geworden. Friedrich sah sich ohne Verbündete und war auf die Mark Brandenburg, Magdeburg sowie Reste Schlesiens zurückgeworfen worden. Die Österreicher überwinterten in den von ihnen besetzten schlesischen Landesteilen. Wieder spielte der Monarch mit dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen: „Alles Unglück stürzt auf mich herab. Was soll im nächsten Jahr aus uns werden! Was soll aus meinem Volk werden, was aus meiner Armee? Ich habe keinen Schimmer von Hoffnung, mich zu retten. Trotzdem werde ich alles aufbieten; hier heißt es siegen oder untergehen. Sicherlich werde ich nicht als Feigling sterben, und wenn ich [...] sehe, daß alles vergebens war, werde ich mich an meine Stoiker und meine Dose halten.“²¹⁷

Aus dieser ausweglosen Situation rettete den König erneut ein „Mirakel“. Am 5. Januar 1762 starb seine ärgste Widersacherin, Zarin Elisabeth. Ihr Neffe und Nachfolger, der Herzog von Holstein-Gottorf, bestieg als Peter III. den russischen Thron. Da dieser ein glühender Verehrer des Preußenkönigs war, ließ er alle militärischen Operationen einstellen, und bereits am 5. Mai wurde ein Friedensvertrag zwischen Russland und Preußen unterzeichnet, der auch die Rückgabe Pommerns sowie Ostpreußens an Friedrich zum Gegenstand hatte. Schweden, das infolge des Krieges am Rande eines Staatsbankrotts stand, war am 22. Mai dem Vertrag beigetreten. Am 9. Juni folgte darüber hinaus ein militärisches Bündnis des Zaren mit dem Preußenkönig, dessen Ziel die möglichst rasche Rückeroberung Schlesiens war.

Kaum hatte Friedrich sein Heer mit einem 20.000 Mann starken russischen Korps vereinigt, um gegen Daun zu marschieren, als die Nachricht vom Sturz und der Ermordung des Zaren Mitte Juli aus Sankt Petersburg eintraf. Peters Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, folgte ihm als Katharina II. auf dem Thron nach. An den Minister von Finckenstein schrieb der König am 18. Juli: „Ich

217 Wie Anm. 216, S. 193

teile Ihnen die sehr traurige Neuigkeit von der Entthronung des Kaisers von Rußland mit. Die Kaiserin ist zur Regentin ernannt worden, und der General Graf Tschernischew hat soeben den Befehl erhalten, sich von meiner Armee zu trennen. Er beabsichtigt, noch bis zum 22. dieses Monats hier zu bleiben. Man muß sehen, was die Folgen dieses ernstesten Ereignisses sein werden. Urteilen Sie über die Verlegenheit, in der ich mich befinde, jetzt mitten in dem schönen Verlauf unserer Operationen, die uns die größten Hoffnungen gaben.“²¹⁸

Der Friede mit Russland blieb bestehen, aber das militärische Bündnis mit Preußen wurde durch die Zarin umgehend aufgekündigt. Es gelang Friedrich jedoch, den russischen General Zachar Grigorjewitsch Tschernyschew zu überreden, den Abmarsch seiner Truppen noch drei Tage hinauszuzögern, um Daun in dem Glauben zu belassen, weiterhin mit den Russen rechnen zu müssen. Preußens Monarch reagierte nun am 21. Juli mit einem direkten Angriff seiner Armee auf das österreichische Lager bei Burkersdorf und schlug Dauns Heer. Der Marschall zog sich nach dieser Niederlage zurück, und Friedrich begann Anfang August mit der Belagerung der Festung Schweidnitz, die am 9. Oktober, wenn auch nach starker Gegenwehr, zurückerobert werden konnte. Damit war Schlesien wieder in preußischer Hand. Wenige Wochen später, am 29. Oktober, wurde unter Führung des Prinzen Heinrich in der letzten Schlacht des Krieges bei Freiberg in Sachsen das durch österreichische Regimenter verstärkte Reichsheer geschlagen. Am 2. November 1762 bedankte sich der König überschwänglich bei seinem Bruder für dessen große Leistung: „Mein lieber Bruder. Die Ankunft Kalckreuths* mit Ihrem Briefe, lieber Bruder, hat mich um zwanzig Jahre verjüngt; gestern war ich sechzig, heute bin ich achtzehn. Ich preise den Himmel dafür, daß er Sie gesund erhalten hat, und daß sich die Dinge so gut gestaltet haben. Sie haben den richtigen Entschluß gefaßt, denen, die Sie angreifen wollten, zuvorzukommen, und durch Ihre guten und gründlichen Maßnahmen haben Sie alle Schwierigkeiten einer starken und kräftigen Widerstand bietenden Position besiegt. Das ist ein so wichtiger Dienst, den Sie dem Staate er-

218 Mendelssohn-Bartholdy: Der König, S. 396

* Friedrich Adolf von Kalckreuth (1737-1818) war seit dem Jahre 1758 Adjutant des Prinzen Heinrich.

wiesen haben, daß ich Ihnen meinen Dank nicht genug bezeugen kann und mir vorbehalte, es persönlich zu tun...“²¹⁹

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz hatten die Franzosen Niederlagen bei Wilhelmsthal (24. Juni) und bei Lutterberg (23. Juli) gegen General Ferdinand von Braunschweig, einem Vertrauten Friedrichs, der zu diesem Zeitpunkt in Diensten Kurhannovers und Großbritanniens stand, hinnehmen und Hessen räumen müssen. Ein Waffenstillstand am 15. November setzte auch hier den Kämpfen ein Ende. Kurz zuvor, Anfang November 1762, hatten sich Frankreich und Großbritannien in Fontainebleau über eine Beendigung des Krieges geeinigt.

Maria Theresia stand nach dem Ausscheiden Russlands und Frankreichs ohne Verbündete da, musste die Ausweglosigkeit ihrer Lage einsehen und stimmte Friedensverhandlungen mit Preußen zu, die am 31. Dezember durch Vermittlung des Dresdner Hofes auf Schloss Hubertusburg nahe Leipzig begannen.

Im Abstand von wenigen Tagen, am 10. und 15. Februar 1763, wurden in Paris beziehungsweise Hubertusburg die Friedensverträge unterzeichnet, die den jahrelangen Kampf der europäischen Mächte beendeten. Der Friede von Paris setzte einen Schlussstrich unter den See- und Kolonialkrieg zwischen Großbritannien und Frankreich, der sich mit kurzen Unterbrechungen zwei Jahrzehnte hingezogen hatte. Frankreich musste seine Kolonien in Nordamerika und Kanada sowie das Gebiet am Senegal Großbritannien überlassen. Auch in Indien büßte es endgültig seinen politischen Einfluss ein. Das Inselreich baute fortan seine Stellung als führende See- und Kolonialmacht immer weiter aus. Bei dem auf Schloss Hubertusburg unterzeichneten Frieden, der ein Erschöpfungsfriede für alle Parteien war, handelte es sich um eine Vereinbarung auf der Grundlage des Status quo ante, also des Zustandes vor dem Krieg. Kein Staat konnte die Gebietsgewinne erzielen, die er sich erhofft hatte. Preußens König musste das Kurfürstentum Sachsen räumen, mit dem er sein Land nur zu gern abgerundet hätte. Er behielt Schlesien, mit dessen Verlust Maria Theresia sich endgültig abzufinden hatte und gab dafür Erzherzog Joseph in der Wahl zum römischen König seine Kurstimme. Schweden musste auf Landzuwachs

219 Wie Anm. 218, S. 397

in Pommern verzichten und Russland, das noch zu Lebzeiten der Zarin Elisabeth beabsichtigte, preußisches Territorium hinter der Weichsel zu annektieren, stellte keine Gebietsansprüche, da man zukünftig auf bessere Beziehungen zu Berlin bedacht war.

Preußen war mit Beendigung des Siebenjährigen Krieges endgültig eine europäische Großmacht geworden. Als man den König zum Friedensschluss mit der Bemerkung beglückwünschte, dieser Tag müsse wohl der schönste seines Lebens sein, entgegnete er: „Der schönste Tag im Leben ist der, an dem man es verläßt.“²²⁰

Friedrich fühlte sich keineswegs als Sieger. Dieser Krieg hatte zu viele Opfer gekostet, zu viele ihm nahestehende Menschen waren gestorben. Ohne Begeisterung oder gar Genugtuung kehrte der Monarch in seine Hauptstadt zurück. An seine Schwester Ulrike sollte er wenig später schreiben: „Ich befinde mich hier in einer Stadt, deren Mauern ich wieder erkenne, in der ich aber die Personen nicht wiederfinde, die der Gegenstand meiner Hochachtung oder meiner Freundschaft waren. Ich bin hier ein Fremder, liebste Schwester; diese sieben Kriegsjahre haben die ganze Stadt verändert; es gibt nur wenige Personen, die ich kenne, und wenn ich die Bauwerke ausnehme, dann würde ich mich hier so fremd fühlen, als wenn ich in London wäre...“²²¹

Seinen Rückweg hatte Friedrich über das von ihm nun endgültig erworbene Schlesien und das Schlachtfeld von Kunersdorf gewählt, um seiner hier umgekommenen Weggefährten zu gedenken. Erst am Abend des 30. März 1763 um halb neun traf der König in Berlin ein, ließ sich jedoch von seinem Kutscher über Seitenstraßen umgehend zum Schloss fahren. Den ganzen Tag über hatten die Berliner voll Ungeduld auf ihren König gewartet, um ihm einen begeisterten Empfang zu bereiten. Reichsgraf Ernst Ahasverus von Lehndorff, Kammerdiener der Königin Elisabeth Christine, hielt diesen Tag in seinem Tagebuch fest: „Endlich ist der große Tag, an welchem man den König erwartet, da. Die ganze Stadt ist von 8 Uhr früh in Bewegung. [...] Von 3 Uhr an kommt jede Viertelstunde ein neuer Alarm, daß der König vor den Toren der Stadt sei. Das geht so bis 7 Uhr, als endlich die Nachricht kommt, daß er erst um 9 Uhr anlangen werde. Niemals habe ich

220 F. Benninghoven, H. Börsch-Supan, I. Gundermann: Friedrich der Große, Berlin 1986, S. 224

221 Mendelssohn-Bartholdy: Der König, S. 407

eine solche Niedergeschlagenheit erlebt. Alle diese armen Bürger, die sich keine Mühe verdrießen lassen, um ihren Herrn würdig zu empfangen, den sie seit sieben Jahren nicht gesehen, sind trostlos. Alle Fenster, die seit dem frühen Morgen mit dem schönen Geschlecht besetzt waren, schließen sich, und mehr als 50.000 Menschen gehen voll Ärger und Erbitterung nach Hause. Die Bürgerschaft aber, die in vollem Wuchs vom Frankfurter Tor bis zum Schloß aufgestellt war, rührt sich nicht und wartet auf ihren Herrn. [...] Um 9 Uhr endlich sehen wir die ganze Menschenmenge, die den König erwartet hatte, nach dem vorgeschriebenen Range herankommen. Mehr als 3.000 Personen sind zu Pferde, darunter der Graf Reuß an der Spitze der Postillione und Graf Schaffgotsch als Oberstallmeister. Er sollte vor der Kutsche des Königs reiten und war auch in dem guten Glauben, daß Se. Majestät ihm folge. [...] Aber als man im Schloßhof ist und sich umsieht, ist er nicht da, und man weiß nicht, wo er geblieben ist. Nach vielen Fragen erfährt man, daß er [...] seit einer Viertelstunde bereits in seinem Zimmer ist. [...] Eine halbe Stunde darauf erscheint Se. Majestät. Er umarmt den Prinzen Heinrich, seinen Bruder, zärtlich, ebenso den Prinzen Ferdinand. [...] Nun fragt er den Prinzen Heinrich, wer die Herren seien. Als dieser ihn auf die Gesandten aufmerksam macht, nähert er sich dem holländischen und dankt ihm verbindlich dafür, daß er zur Zeit, da die Russen nach Berlin kamen, den Einwohnern ein Asyl geboten habe. Zum dänischen, der dicht dabei steht, sagt er nicht ein Wort, sondern macht nur noch eine kurze Bemerkung zu Herrn Mitschell, dem englischen Gesandten, und kehrt dann in sein Zimmer zurück. Sofort begeben sich die Prinzen zur Königin, bei der der König einen Augenblick darauf eintritt. Ihre Majestät schreitet ihm entgegen, und er sagt ihr als einzige Begrüßung nach siebenjähriger Trennung: «Madame sind korpulenter geworden.» Darauf nähert er sich den Prinzessinnen und umarmt sie nacheinander...²²²

In seiner bereits Ende des Jahres 1763 abgeschlossenen „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ urteilte der König im Rückblick über das jahrelange Kriegstreiben: „Ist es nicht erstaunlich, daß selbst die scharfsinnigste Berechnung, auch wenn sie mit Macht vereinigt ist,

222 E. Graf Lehndorff: Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen, Gotha 1907, S. 456 ff.

durch unerwartete Ereignisse und Zufälle zunichte wird? Wer hätte voraussehen können, daß Preußen, zugleich von Österreich, Rußland, Frankreich, Schweden und dem ganzen Heiligen Römischen Reich angegriffen, diesem furchtbaren Bunde widerstehen und einen Krieg, wo alles sein Verderben ankündigte, ohne jeden Gebietsverlust beendigen würde? Nicht nur in unserem Jahrhundert haben sich die Politiker Täuschungen hingeeben; so ist es zu allen Zeiten gewesen, in denen der Ehrgeiz die Menschen zu großen Plänen verführte.“²²³

223 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 5, S. 257 f.

Konsolidierung und letzte Jahre

Der Friede von Hubertusburg war nicht nur für den preußischen Staat und die Bevölkerung ein Erschöpfungsfrieden. Auch Preußens König kehrte erschöpft und früh gealtert nach Berlin zurück. „Ich bin grau wie mein Esel“, schrieb er bei Kriegsende in einem Brief. „Alle Tage verliere ich einen Zahn und bin halb lahm vor Gicht.“²²⁴ Obgleich vor der Zeit gealtert und von Krankheiten geplagt, machte sich der einundfünfzigjährige Monarch voll Eifer an das „Retablisement“, den Wiederaufbau seines vom Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogenen Landes. Bereits am 1. April 1763 empfing er die kurmärkischen Landräte, um mit ihnen erste Hilfsmaßnahmen zu bereden. Als ihr Sprecher, der Landrat Karl Gottlob von Nüßler, zu einem Vortrag ansetzen wollte, unterbrach ihn der König: „Sei Er stille und lasse Er mich reden. Hat Er Crayon [Schreibstift]? Nun: so schreibe Er auf: die Herren sollen aufsetzen wieviel Roggen zu Brot, wieviel Sommersaat, wieviel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nötig brauchen. Überlegen Sie das recht und kommen Sie übermorgen wieder zu mir. Sie müssen aber alles so genau und sparsam als möglich einrichten; denn ich kann nicht viel geben.“²²⁵

Der König konnte den Landräten insbesondere deshalb „nicht viel geben“, da die preußischen Taler im In- und Ausland nur sehr geringen Kurswert besaßen. Friedrich hatte, um die stets wachsenden Kriegsausgaben bestreiten zu können, die Herabsetzung des Silbergehalts bei gleichem Nennwert gebilligt. Durch Einziehung dieser minderwertigen Geldstücke wurde die Inflation, die Handel und Wirtschaft gelähmt hatten, nach und nach beseitigt. Preußens Monarch half allerorts, schnell und großzügig, denn er verfügte über ausreichend Mittel. Da er Ende des Jahres 1762 mit der Fortführung des Krieges rechnen musste, besaß er Geldreserven für zwei weitere Feldzüge – fast 30 Mil-

224 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 18, S. 154

225 W. Schüssler (Hrsg.): Gespräche mit Henri de Catt, Leipzig 1940, S. 125

lionen Taler –, die nun für den Wiederaufbau in den einzelnen Provinzen eingesetzt werden konnten. Zudem ließ er große Mengen Getreide und Mehl, die in den Magazinen vorrätig waren, an die Bevölkerung verteilen.

Neben dem Ausbau der Landwirtschaft konzentrierte Friedrich sich auch auf die innere Kolonisation seines Staates. Er sorgte dafür, dass mehrere hunderttausend Morgen Moor und Heideland urbar gemacht wurden, gründete über 900 Dörfer und zog mehr als 300.000 Siedler ins Land. Da rund ein Neuntel der Bevölkerung dem Krieg zum Opfer gefallen war, ermutigte der König Einwanderer, die zumeist deutscher, polnischer, italienischer oder aber griechischer Abstammung waren, sich in Preußen anzusiedeln. In Venedig wurde auf sein Geheiß eine entsprechende Agentur zur Anwerbung umsiedlungswilliger Familien und Einzelpersonen eingerichtet. Friedrich vertrat die Ansicht, dass Mischehen besonders intelligente Menschen hervorbringen. Am Ende seiner Regierungszeit waren etwa ein Sechstel der Untertanen Preußens fremder Abstammung.

Trotz aller Hilfsmaßnahmen erholte sich die Wirtschaft nur langsam, da die Umstellung von Kriegs- auf Friedenswirtschaft zunächst nur schleppend vonstatten ging. Hinzu kam, dass im Jahre 1766 eine Wirtschaftskrise den Norden Europas erfasste, der Preußens Monarch ebenso hilflos gegenüber stand, wie die an staatlichen Dirigismus gewöhnten Unternehmer. Fortan sah der König sein vorrangiges Ziel darin, die merkantilistische Wirtschaftspolitik voranzutreiben und förderte neben anderen Industriezweigen insbesondere das Porzellanmanufakturwesen sowie die Seiden-, Woll- und Leinenindustrie.

So sehr der König im ganzen auf Sparsamkeit und haushälterisches Wirtschaften bedacht war, gönnte er sich mit dem Bau des Neuen Palais im Park von Sanssouci unter Leitung des Architekten Carl Philipp von Gontard in den Jahren 1764 bis 1769 einen privaten Luxus, den er selbst als „Fanfaronade“, Prahlerei, bezeichnete. Mit diesem Bauwerk, dessen Planung bereits bis in die 1750er Jahre zurückging, wollte er auch seinen Gegnern die ungebrochene Macht des preußischen Staates und seines Monarchen demonstrieren. Im Neuen Palais logierten Gäste und Verwandte, er selbst bewohnte es nie, sondern hielt allenfalls offizielle Empfänge in diesem Gebäude ab.

Darüber hinaus gab es noch etwas, bei dem Friedrich keine Sparsamkeit kannte, und das waren seine Tabatieren. Er war nahezu sein ganzes Leben lang ein leidenschaftlicher Konsument von Schnupftabak. Stets trug er zwei mit spanischen Tabak – Spaniol – gefüllte kostbare Tabakdosen in seinen ledergefüllten Rocktaschen bei sich. Fünf oder sechs Dosen standen in seinen Räumen in Sanssouci, im Potsdamer Stadtschloss oder im Berliner Schloss, immer in greifbarer Nähe. Über hundert weitere wurden in Kästen aufbewahrt und konnten jederzeit gegen andere ausgetauscht werden. Jedes Jahr kamen weitere hinzu, und obgleich der König etliche verschenkte, hinterließ er bei seinem Tod rund 130 meist kostbare Dosen. Allein in den Jahren 1770 bis 1772 gab er laut vorhandenen Rechnungen 195.000 Reichstaler für 24 Tabatieren aus, von denen die Mehrzahl von Berliner und Potsdamer Goldschmieden, vor allem den Gebrüdern Jordan, hergestellt worden sind. Die Gesamtsumme, die Friedrich für diesen einzigen wirklichen Luxus im Laufe seines Lebens ausgegeben hat, beläuft sich nach Schätzungen auf etwa 1,7 Millionen Taler. Sein sonstiger Aufwand während der letzten beiden Dekaden seines Lebens nahm sich eher bescheiden aus.

Im Großen und Ganzen setzte der König jenes Leben fort, das er bereits in dem Friedensjahrzehnt vor 1756 geführt hatte. Seine Aufgabe als Herrscher übte er mit großer Pflichterfüllung und ganz im Stil eines aufgeklärten Despoten aus, der als Anhänger der Aufklärung stets bemüht war, auch soziale und humane Ideen umzusetzen. Seine freien Stunden widmete er weiterhin, zumindest in den ersten Jahren nach dem Krieg, den gewohnten Lieblingsbeschäftigungen, dem Musizieren, Schreiben sowie oft stundenlangen Gesprächen im Kreise seiner Vertrauten und Gäste in Sanssouci. Festlichkeiten und Repräsentationsverpflichtungen mied der König fortan, soweit irgend möglich. Zudem war sein Gesundheitszustand oftmals derart desolat, dass er nicht unbedingt notwendigen Anstrengungen aus dem Weg ging. Dreimal die Woche widmete er sich wie bisher dem Exerzieren seines Regiments. Den Hochzeitsfeierlichkeiten seines Neffen, des Thronfolgers Friedrich Wilhelm, dem er aufgrund seines ausschweifenden Lebenswandels ohnehin sehr kritisch gegenüberstand, blieb er fern und

teilte dem Kronprinzen mit: „Im übrigen verhindern mich meine Gebrechen, an allen Gelagen teilzunehmen.“²²⁶

Der höfischen Etikette wollte Friedrich zukünftig nicht mehr nachkommen müssen. Einem seiner letzten Jugendfreunde, dem Baron de la Motte Fouqué, schrieb er am 25. April 1765: „Mein lieber Freund! Ich habe seit fünf Wochen die Gicht und Hämorrhoiden, heftiger als jemals, gehabt und da das Leiden vorbei ist und ich mich jetzt zu erholen anfangen, habe ich nichts Eiligeres zu tun, als Ihnen Nachricht von mir zukommen zu lassen. [...] Sie werden nicht böse sein, wenn ich Sie auf dem Wege nach Magdeburg besuche.“²²⁷

Um seiner besonderen Sympathie Ausdruck zu verleihen, sandte der König dem betagten Baron von Zeit zu Zeit ausgesuchte Geschenke, wie etwa Früchte aus dem Gewächshaus in Sanssouci, hundertjährigen Wein aus Ungarn oder aber eine Art Rollstuhl, den er extra für ihn hatte anfertigen lassen. Den wenigen noch lebenden Vertrauten brachte der Monarch liebevolle Wertschätzung und Anhänglichkeit entgegen.

In den folgenden Jahren, nach dem Tod de la Motte Fouqués, dem Ableben seines Flötenlehrers sowie musikalischen Begleiters Quantz und dem Hinscheiden des Lord-Marschalls Keith sollte es immer einsamer um Friedrich werden. Mit den geliebten Windspielen und einer kleinen Gefolgschaft an Dienern lebte er nun hauptsächlich in Sanssouci – fast wie in einem Kloster. Die Gästezimmer blieben fortan leer, aber auch das Konzertzimmer wurde nicht mehr als solches genutzt, da dem König die Vorderzähne ausgefallen waren und er deshalb das Flötenspiel aufgeben musste. Hauskonzerte, denen er als einziger Zuhörer hätte beiwohnen müssen, bereiteten ihm keine Freude mehr. Die übrigen Räume, die er nutzte, befanden sich in einem größtenteils verwahrlostem Zustand: Vorhänge, Sofas und Fauteuils waren von den Hunden beschmutzt und zerrissen worden. Bei Goethe hinterließ ein Besuch in Sanssouci im Frühjahr 1778 folgenden Eindruck: „Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge,

226 Benninghoven, Börsch-Supan, Gundermann: Friedrich der Große, S. 228

227 H. Droysen: Der Briefwechsel Friedrichs des Großen mit der Gräfin Camas und dem Baron Fouqué, Berlin 1967, S. 65 f.

und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören.“²²⁸

Der „Alte Fritz“, den auch Goethe voll Bewunderung in seinem oben zitierten Brief an den Freund Johann Heinrich Merck erwähnte, wurde zu einem regelrechten Mythos, der aus Anekdoten und Berichten der Zeitgenossen entstand. Der Friedensregent Friedrich, der als besorgter Landesvater seinen unter den Folgen des Krieges leidenden Untertanen helfend zur Seite stand, sah seine vorrangige Aufgabe als „erster Diener des Staates“, wie er sich selbst gerne in zahlreichen Äußerungen nannte. Dieser Gedanke war dem König so wichtig, dass er, sehr zum Leidwesen seiner Minister und Räte, unter Umgehung des Generaldirektoriums oftmals in den Geschäftsgang dieser ausführenden und verwaltenden Zentralbehörde eingriff. Über dieses absolute Selbstregiment des Preußenherrschers fällt dessen langjähriger Kabinettsrat Anastasius Ludwig Mencken nach dem Tod Friedrichs folgendes Urteil: „Die meisten Regenten des preußischen Hauses haben ihre Ehre darin gesucht, die Übersicht ihrer Landesregierungen selbst zu führen, die in den meisten andern Ländern durch Premierminister geführt wird. Keiner ist hierin weiter gegangen als Friedrich II., der allein und ohne Ratgeber aus seinem Kabinette nicht nur das Ganze oder den allgemeinen Kreislauf der Staatsmaschine, sondern auch fast jedes einzelne Detail derselben dirigierte. Kein Departement oder Minister getraute sich, ohne seine Entscheidung in den geringsten Sachen Beschlüsse zu nehmen. Nur Staatsmänner, die bereits sein Zutrauen erworben hatten, gingen hierin freier, doch nie ohne Ängstlichkeit zu Werke.“²²⁹

So sehr der König sich auch sonst in die unterschiedlichsten Belange des Staates einmischte, dem Richterstand gewährte er nahezu ausnahmslos uneingeschränkte Handlungsfreiheit. Die Grundsätze seiner persönlichen Rechtspflege definierte der König beispielsweise in der Korrespondenz mit Voltaire. „Ich für mein Teil suche in meinem Lande bloß zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrückt, und mildere zuweilen Urteile, die mir zu hart erscheinen. Dies ist zum Teil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise.

228 Giersberg, Müller (Hrsg.): Sanssouci, S. 53

229 C. Hinrichs: Der allgegenwärtige König. Friedrich der Große im Kabinett und auf Inspektionsreisen, Berlin 1940, S. 83

Jedermann hat Zutritt zu mir; alle Klagen werden entweder von mir selbst oder andern untersucht. Diese Revision macht die Richter aufmerksam und verhütet ein strenges Vorgehen.“²³⁰

In seinem Bestreben, den „Schwachen“ bei Wahrnehmung seiner Interessen gegenüber dem „Mächtigen“ zu unterstützen, unterliefen Preußens Monarch mitunter auch Fehltritte. Der wohl bekannteste Fall eines königlichen Justizirrtums war die Affäre des Müllers Arnold. Friedrich hatte hier basierend auf einer nicht ganz vollständigen Gerichtsakte angenommen, seine Beamten hätten den Pächter einer Mühle, Johann Arnold, zu Unrecht zum Verlust seiner Mühle verurteilt und stünden sogar im Bunde mit dem adeligen Besitzer des Mühlengrundstücks.

In Wahrheit war der Pächter ein wenig tüchtiger Müller und weigerte darüber hinaus die Pachtzahlung an seinen Grundherrn, den Grafen Gottfried von Schmettau. Der König wollte dies aber selbst seinem Justizminister Karl Abraham Freiherr von Zedlitz nicht glauben, der seine Richter mit viel Zivilcourage verteidigte. An den Minister schrieb Friedrich voll Überzeugung: „Der Herr wird mir nichts weiß machen. Ich kenne alle Advokaten-Streiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nötig, weil die Canaillen enorm von meinem Namen Mißbrauch haben, um gewaltige und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justitiarius, der chicanieren tut, muß härter als ein Straßen Räuber bestraft werden. Denn man vertraut sich am erstern, und vor letzterm kann man sich hüten.“²³¹

In höchstem Zorn entließ Friedrich daraufhin den Großkanzler Karl Joseph von Fürst und Kupferberg. Drei am Urteil beteiligte Kammergerichtsräte wurden zu einem Jahr Festung verurteilt und das Urteil aufgehoben. Der Müller Arnold erhielt die Mühle zurück. Eine erneute Untersuchung des Falles nach dem Tod des Königs ergab, dass Arnold eindeutig im Unrecht war. Eine positive Folge hatte diese Rechtsbeugung. Die Entlassung Fürsts machte den Weg frei für den Reformier Johann Heinrich Kasimir von Carmer, der für die weitere Entwicklung Preußens zu einem Rechtsstaat von richtungsweisender Bedeutung werden sollte.

230 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 23, S. 343

231 Mendelsohn-Bartholdy: Der König, S. 483

Die Rechts- und Justizreform in Preußen nahm für den König in den etwas mehr als zwei Jahrzehnten nach 1763 einen besonderen Stellenwert ein. Trotzdem konnte aber ein neues Gesetzbuch nicht mehr zu seinen Lebzeiten in Kraft treten. Friedrich bemängelte des Öfteren, dass die von seinem Justizdepartement ausgearbeiteten Gesetzes-sammlungen zu „dicke“ und schwer verständlich seien. Die Kodifizierung der Gesetze wurde unter Leitung namhafter Minister und Juristen wie Carmer, Zedlitz und Carl Gottlieb Suarez jedoch so weit vorangetrieben, dass die erste für ganz Preußen geltende Rechtsordnung, die „Allgemeine Gerichtsordnung“, im Jahre 1790 und das „Allgemeine Landrecht“ kurze Zeit später, 1794, verkündet werden konnten. So heißt es etwa im „Allgemeinen Landrecht“, einer bereits recht fortschrittlichen Gesetzessammlung, die bis zum Jahr 1900 Gültigkeit haben sollte, ganz im Sinne der Leitidee des jungen Monarchen, wonach „jeder nach seiner Fassung selich werden“ müsse: „Jedem Einwohner muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gewahrt bleiben.“²³²

So erfuhr die konfessionelle Minderheit der Katholiken in seinem Land, trotz aller persönlicher Voreingenommenheit Friedrichs gegen die katholische Kirche, weitaus größere Toleranz als die protestantische Minderheit in den Gebieten der Habsburger.

Mit dem einstigen Hauptgegner Österreich schien sich das Verhältnis allmählich zu normalisieren. Obgleich das Hauptaugenmerk des Königs vorrangig auf seinen innen- und wirtschaftspolitischen Bemühungen lag, als auf außenpolitischen Bestrebungen, stand Friedrich einer diplomatischen Annäherung Josephs II., der seit dem Tod seines Vaters im Sommer 1765 Kaiser und Mitregent seiner Mutter Maria Theresia war, sehr aufgeschlossen gegenüber. Joseph, der sehr aktiv war und allen Neuerungen mit größtem Interesse begegnete, vertrat die Ansicht, Preußen und Österreich sollten gemeinsam der zunehmenden Macht Russlands entgegentreten, das kurz zuvor der Türkei die Fürstentümer Moldau und Walachei entrissen hatte. Der Preußenkönig wollte zwar das Bündnis mit Russland – eine am 4. Mai 1767 geschlossene Geheimkonvention, die für den Kriegsfall mit Polen territoriale Gewinne für beide Teile vorsah – keinesfalls gefährden, doch

232 G. Holmsten: Friedrich II., Hamburg 2000¹², S. 143

schien ihm eine Annäherung an Österreich ein gutes Druckmittel für künftige Verhandlungen zu sein. Aus diesem Grund nutzte er die Gelegenheit und befürwortete eine Zusammenkunft mit dem Kaiser. Gegen den Willen seiner Mutter brachte Joseph in den Jahren 1769 und 1770 Begegnungen mit dem „bösen Mann“ aus Berlin zustande.

Das erste Treffen der beiden Herrscher fand vom 25. bis 28. August 1769 in der schlesischen Stadt Neiße statt. Friedrich empfing seinen Gast, der mit nur geringem Gefolge inkognito angereist war, aufs liebenswürdigste. Der junge Kaiser führte mit dem König lange, angelegte Gespräche. Beide setzten bei dieser Offensive der Worte Charme und Esprit ein. General Karl Joseph Fürst von Ligne, der zu Josephs Begleitung gehörte, hielt zu dieser Begegnung in seinen Erinnerungen folgendes fest: „Aus Höflichkeit hatte sich der König mit seinem Gefolge weiß gekleidet, um uns nicht die blauen Uniformen sehen zu lassen, die wir im Kriege so oft zu Gesicht bekommen hatten. Ich glaube, es herrschte bei dieser Zusammenkunft beiderseits etwas Eigenliebe, etwas Mißtrauen und vielleicht eine beginnende Gereiztheit, wie es ja bei Treffen von Monarchen stets der Fall sein soll. Der König schnupfte stark, und als er einmal den Tabak von seinem Rock wegzuwischen versuchte, sagt er zu mir: «Meine Herren, ich bin nicht reinlich genug für Sie, ich verdiene es nicht, Ihre Farben tragen zu dürfen.» Die Miene, die er bei diesen Worten annahm, ließ glauben, er würde nichts dagegen haben, seinen Anzug noch einmal dem Pulverdampf auszusetzen, wenn sich die Gelegenheit böte.“²³³

Obleich es bei den österreichisch-preußischen Gesprächen derart ironisch-liebenswürdig zugeht, kam es zu keiner politischen Vereinbarung zwischen beiden Staaten. Friedrich wollte es sich nicht mit Russland verderben, das ihn immerhin aus dem Debakel des Siebenjährigen Krieges gerettet hatte. Die Annäherung von Preußen und Österreich brachte zudem den erwünschten Effekt mit sich, dass die Zarin am 23. Oktober 1769 einer Verlängerung des Vertrages mit Preußen für weitere zehn Jahre zustimmte. Der Preußenkönig erklärte sich Joseph gegenüber jedoch bereit, seinen Bruder Heinrich zu Katharina II. zu schicken, um Russlands Monarchin, die ja eine deutsche Prinzessin

233 F. Eyssenhardt (Hrsg.): Denkwürdigkeiten seines Lebens, 2. Bde., Leipzig 1886, Bd. 2, S. 135

war, zu einer möglichst schnellen Beilegung des russisch-türkischen Konflikts zu überreden und so ein weiteres Vordringen der Russen in Südosteuropa aufzuhalten.

Den Gegenbesuch bei dem von Kaunitz begleiteten Kaiser in Mährisch-Neustadt vom 3. bis 7. September 1770 nutzte Friedrich auch dazu, Friedensvermittlungen zwischen Russland und der Türkei anzubahnen, da die territorialen Forderungen Katharinas dem Osmanischen Reich gegenüber zu einem Krieg zu führen drohten. Über diese Begegnung mit dem Kaiser bemerkte der König in seinen „Denkwürdigkeiten: „Die zweite Begegnung des Königs und des Kaisers fand im Lager von Neustadt in Mähren statt. Man traf keinen Österreicher, der sich nicht irgendeine feindselige Äußerung gegen die russische Nation entschlüpfen ließ. Der Kaiser erschien dem Könige so, wie er ihn das erstmal, als er ihn in Neiße sah, beurteilt hatte. Fürst Kaunitz, der sich auch in Neustadt befand, hatte lange Konferenzen mit der preußischen Majestät. Dieser Mann mit gesundem Verstand war doch voller Verschrobenheiten: ihn während seiner Rede zu unterbrechen, hieß ihn beleidigen. Statt sich zu unterhalten, hielt er einen Vortrag, da er lieber sich selbst zuhörte als den anderen, die ihm entgegneten. [...] In den Besprechungen, die er mit dem Könige hatte, entfaltete er mit Emphase das System seines Hofes und stellte es als ein politisches Meisterwerk hin, dessen Schöpfer er sei. Er betonte fortwährend die Notwendigkeit, sich den ehrgeizigen Absichten Rußlands zu widersetzen, und erklärte, die Kaiserin-Königin würde niemals zugeben, daß die russischen Heere die Donau überschritten, oder daß der Petersburger Hof Erwerbungen mache, die ihn zum Nachbar Ungarns werden ließen. Er fügte hinzu, daß die Einigung Preußens und Österreichs die einzige Schranke sei, die man diesem ausgetreten Strom entgegensetzen könne, der ganz Europa zu überfluten drohe. Als er zu sprechen aufgehört hatte, antwortete der König, er werde immer versuchen, die Freundschaft mit Ihren Kaiserlichen Majestäten zu pflegen, auf die er unbegrenzten Wert lege [...]. Am Tage nach dieser Besprechung kam in Neustadt ein Kurier aus Konstantinopel mit Briefen des Kaimakams vom 12. August an, durch die der Großherr die Höfe von Wien und Berlin einlud, die Vermittlung zu übernehmen, um die bestehenden Streitpunkte zwischen der Pforte und Rußland beizulegen. [...] Der Kaiser räumte ein, daß er für diese angebotne Vermittlung allein den

Bemühungen des preußischen Königs in Konstantinopel verpflichtet sei, und bezeugte ihm dafür seine Erkenntlichkeit.“²³⁴

Die Begegnung Friedrichs mit dem Sohn Maria Therasias brachte eine politische Aktion in Gang, die rund zwei Jahre später mit der Teilung Polens endete. Nach dem Tod Augusts III. von Polen im Oktober 1763 hatte die Zarin, mit ausdrücklicher Zustimmung Preußens, ihren Favoriten, den polnischen Fürsten Stanislaw Poniatowski, als Stanislaus II. zum Regenten des Wahlkönigreiches einsetzen lassen. Die eigentliche Teilung leitete Joseph II. mit Besetzung des Gebietes um Zips im Süden Galiziens ein und begründete den Einmarsch der kaiserlichen Truppen mit vermeintlichen, wohl längst verjährten, ungarischen Ansprüchen auf dieses Territorium. Die folgenden geheimen und mitunter komplizierten Verhandlungen zwischen Österreich, Russland und Preußen endeten schließlich mit dem die erste Teilung Polens besiegelnden Vertrag vom 5. August 1772. Die Zarin bekam die Gebiete östlich der Düna und des Dnjepr, der Kaiser Ostgalizien sowie weitere Landstriche Südpolens, der Preußenkönig den Netzedistrikt, das Bistum Ermland und Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn zugesprochen. König Stanislaus war es weiterhin gestattet, in Warschau zu residieren und von dort aus das restliche Polen zu verwalten. Erst in den Jahren 1793 bis 1795 erfolgte die vollständige Teilung Polens.

Der polnische Reichstag hatte keine Wahl und konnte am 30. September 1773 nur noch der vollzogenen Teilung zustimmen. Von den drei Monarchen musste Friedrich sich mit dem kleinsten Anteil an der polnischen Beute begnügen. Preußen wurde ein Gebiet von 36.000 Quadratkilometern zugesprochen, wohingegen Österreich 81.900 Quadratkilometer mit der etwa dreifachen Bevölkerung des preußischen Territoriums und Russland 92.000 Quadratkilometer in Besitz nahmen, auf denen fünfmal so viele Menschen lebten wie in Preußisch-Polen. Friedrich verfügte nun endlich über eine Landverbindung zwischen seinem brandenburgischen Kernland und dem Herzogtum Preußen, in dessen Hauptstadt Königsberg sein Großvater sich zum König in Preußen gekrönt hatte. Nach Inbesitznahme Westpreußens durfte er fortan den Titel eines Königs von Preußen führen. Seinem

234 Mendelssohn-Bartholdy: Der König, S. 429 ff.

Bruder Heinrich berichtete der Monarch über die Reise durch das neu-erworbene Gebiet: „Es ist eine sehr gute und vorteilhafte Erwerbung, sowohl was die politische Lage des Staates als die Finanzen anlangt. Um jedoch weniger Eifersucht zu erregen, sage ich jedem, der es hören will, daß ich bei meiner Durchreise nur Sand, Tannen, Heiden und Juden gesehen habe. Allerdings legt mir dieses Stück Land auch viele Arbeit auf, denn ich glaube, Kanada ist ebenso zivilisiert wie Pommern; keine Ordnung, keine Einteilung. Die Städte sind in einem bejammernswerten Zustande.“²³⁵

In den Hauptstädten Europas nahm man die Teilung Polens geradezu mit Gleichmut und Erleichterung auf. Der durch die österreichisch-russischen Spannungen in Südosteuropa bedrohte Frieden konnte mit dieser Aktion gerettet werden. Da nationale Erwägungen in der Politik des 18. Jahrhunderts eine untergeordnete Rolle spielten, erregte der Teilungsvorgang außerhalb Polens kaum jemanden. Ausschließlich machtpolitische und dynastische Interessen der regierenden Fürstnhäuser entschieden über Schicksal und staatliche Zugehörigkeit der Völker. In seinen „Denkwürdigkeiten“ vertrat Friedrich den Standpunkt: „Es glückte diesmal, Europa vor einem allgemeinen Krieg zu bewahren, der auszubrechen drohte. So verschiedene Interessen wie die der Russen und Österreicher waren nur schwer zu vereinigen. Um die Russen für die Eroberungen zu entschädigen, die sie auf Verlangen der Österreicher an die Pforte [Türkei] zurückgeben sollten, mußte man ihnen Besitzungen in Polen zuweisen. Dies ist in der Geschichte das erste Beispiel einer Teilung, die zwischen drei Mächten auf friedliche Art geregelt wurde.“²³⁶

Einige Jahre später schien es, als ob die Teilung eines weiteren Landes „auf friedliche Art geregelt“ werden sollte. Im Jahre 1778 sah es zunächst so aus, als ob Bayern das gleiche Schicksal wie Polen bevorstand. Kurfürst Maximilian III. Joseph war am 30. Dezember 1777 an den Blattern gestorben, ohne einen Erben hinterlassen zu haben; die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach erlosch damit. Bereits im Spanischen Erbfolgekrieg sowie während der Schlesischen Kriege hatten die Habsburger Ansprüche auf das stammverwandte Land erhoben.

235 Koser (Hrsg.): Politische Korrespondenz, Bd. 32, S. 249

236 Preuß (Hrsg.): Oeuvres, Bd. 6, S. 52

Der Kaiser stützte sich nunmehr auf seine Vollmacht als Lehnsherr des bayerischen Kurfürsten sowie andere, zum Teil äußerst unsichere Rechtstitel und forderte Niederbayern, den größten Teil der Oberpfalz und die Herrschaft Mindelheim – insgesamt etwa die Hälfte des kurfürstlichen Territoriums. Den verbleibenden Teil sollten sich der Cousin des Verstorbenen, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, sowie eventuell noch andere Reichsfürsten teilen. Bereits vier Tage nach dem Tod Maximilians, am 3. Januar 1778, wurde in aller Eile zwischen den österreichischen und kurpfälzischen Diplomaten ein Vertrag über die Teilung des Wittelsbacher Erbes unterzeichnet. Zwei Wochen später ließ Joseph II. trotz starker Bedenken seiner Mutter kaiserliche Truppen in die von Österreich beanspruchten Gebiete einmarschieren und unter anderem das Innviertel besetzen. Friedrich versuchte zunächst, den Kaiser durch Verhandlungen zum Rückzug seiner Truppen zu bewegen. Er machte sich zum Sprecher der Reichsstände und bereitete sich zugleich auf einen Krieg vor. Am 5. April 1778 richtete sich Preußens König in einer Ansprache an seine Generale: „Meine Herren, die meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zusammen gedient und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden: wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich miteinander geteilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenso ungern Blut vergießen als ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Untertanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das über ihnen schwebende Ungewitter womöglich zu zerstreuen. Diesen wichtigen Vorsatz zu bewerkstelligen, rechne ich auf Ihren Dienstever und Ihre Neigung zu meiner Person, die Sie noch allemal gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war.“²³⁷

Da alle Vorstellungen der preußischen Unterhändler in Wien erfolglos blieben, und die Österreicher nicht zum Abzug aus Bayern veranlasst werden konnten, gab Friedrich am 5. Juli 1778 seinen Truppen, unterstützt von sächsischen Kontingenten, den Befehl zum Einmarsch in Böhmen und begann damit den Bayerischen Erbfolgekrieg. „In diesem kritischen Zeitpunkt mußte Partei ergriffen werden“, begründete

²³⁷ Mendelssohn-Bartholdy: Der König, S. 461

er seinen Entschluss. „Man mußte entweder den reißenden Strom aufhalten, der über die Ufer zu treten drohte, oder alle Reichsfürsten mußten auf ihre Vorrechte und Freiheiten verzichten. Denn wenn man untätig blieb, so schien die deutsche Staatengemeinschaft stillschweigend die Anmaßung des Kaisers zu billigen, wie ein Despot über die erledigten Erbfolgen zu verfügen.“²³⁸

Auch wenn dieses Mal Russen, Sachsen und weitere Reichsfürsten auf der Seite Friedrichs standen, stellte sich sowohl den Zeitgenossen als auch der Nachwelt die Frage, weshalb der 66jährige von Gicht, Rheuma und anderen Leiden geplagte Monarch noch einmal einen Krieg mit Österreich riskierte, wo doch von einer akuten Bedrohung Preußens 1778 nicht die Rede sein konnte.

Überall rechnete man bereits mit Schlachten im alten Kampfgebiet des Siebenjährigen Krieges. Doch dieses Mal sollte alles ganz anders kommen. Die Armeen der Österreicher, Sachsen und Preußen wichen einander aus und vollführten schwer durchschaubare taktische Manöver. Die preußische Hauptarmee, an deren Spitze der König persönlich stand, unternahm keinen Angriff gegen die bei Königgrätz in schwer einnehmbaren Stellungen verschanzten Österreicher. Womöglich hoffte Friedrich auf eine friedliche Beilegung dieses Konflikts.

Seine Darstellung des Bayerischen Erbfolgekrieges beschloss Preußens Monarch mit der Betrachtung: „Alle Welt war, bevor sie beigelegt wurden, auf einen mehrjährigen Krieg gefaßt. Aber es kam nur zu einem wunderlichen Gemisch von diplomatischen Verhandlungen und militärischen Operationen. Der Grund dafür lag in den beiden Parteien, die den Kaiserhof spalteten und von denen die eine bald Oberhand gewann, bald von der anderen unterdrückt wurde. Die Offiziere waren in steter Unsicherheit; kein Mensch wußte, ob Friede oder Krieg war und ward.“²³⁹

Dieser undurchsichtige und unblutige Waffengang, bei dem die Soldaten letztlich unter Hunger, Krankheiten und Kälte mehr zu leiden hatten als unter Kampfhandlungen, erhielt im Volksmund den Namen „Kartoffelkrieg“. Hinzu kam, dass sich in der bergigen, dicht bewaldeten Gegend des Aufmarschgebietes, das zudem oft nebelverhangen war,

238 G. Volz (Hrsg.): Die Werke, 10 Bde., Berlin 1912-1914, Bd. 10, S. 100

239 Ebd., Bd. 5, S. 131 f.

die ungenügend überwachten Regimenter auch durch Desertation schnell dezimierten. Im folgenden Jahr wurde der Bayerische Erbfolgekrieg durch russische und französische Vermittlung am 13. Mai 1779, dem Geburtstag Maria Theresias, im Frieden von Teschen beendet. Österreich bekam das Innviertel zugesprochen, der pfälzische Kurfürst Karl Theodor wurde zugleich Herrscher Bayerns. Der König von Preußen konnte dieses Mal keinen Gebietszuwachs verbuchen. Statt dessen wurden seine Erbansprüche auf die hohenzollernschen Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth bestätigt.

Diesem Friedensschluss waren schwierige Verhandlungen in Teschen, einem unwegsamem Ort in Österreichisch-Schlesien, vorgegangen. „Es fehlt hier an allen zum Leben notwendigen Dingen“, schrieb Baron Louis Auguste de Breteuil, der Vertreter Frankreichs, an Charles Gravier Graf von Vergennes. „Wir sind hier unwürdig untergebracht [...]. Diese Stadt ist die Abflußrinne der Berge; so schwierig es ist, sich in ihr im Wagen fortzubewegen, so mühsam ist es, zu gehen und trockenen Fußes zu bleiben [...]. Der Schnee umschließt uns wie ein Wall, und die Kälte ist sehr heftig. Die Nahrungsmittel fehlen fast ganz, das wenige Vorhandene ist selten und schlecht.“²⁴⁰

Nach Beendigung der Verhandlungen teilte Friedrich einem seiner Agenten mit: „Der ganze Dank für die gegenwärtige Situation gebührt Frankreich.“²⁴¹

Höchst zufrieden bemerkte er, dass der durch die Diplomatie Vergennes errungene Erfolg dem französischen König Ludwig XVI. zur größten Ehre gereiche und begann über eine Erneuerung seiner favorisierten Allianz, eines Bündnisses mit Frankreich, nachzudenken. Preußens König schien zu ahnen, dass das Bündnis mit Russland nicht von Bestand sein konnte, da Österreich und das Zarenreich sich eines Tages zusammenfinden mussten, um auf Kosten der Türkei ihre Staaten zu vergrößern.

Der Tod Maria Theresias am 29. November 1780 beschleunigte diesen Prozess noch. In einem Brief nach Frankreich äußerte Friedrich über die „Königin von Ungarn“, wie er sie zu nennen pflegte: „Ich habe den Tod der Kaiserin-Königin bedauert; sie hat ihrem Thron und

²⁴⁰ Gaxotte: Friedrich der Große, S. 454

²⁴¹ Ebd.

ihrem Geschlecht Ehre gemacht; ich habe mit ihr Kriege geführt, aber ich war nie ihr Feind.“²⁴²

Möglicherweise hat der preußische Monarch den Tod seiner einstigen Rivalin in der Tat bedauert, da Maria Theresia in ihren letzten Lebensjahren einen mäßigen Einfluss auf ihren Sohn und Mitregenten ausübte. Als bald eröffneten Joseph II. und Katharina II. die Unterhandlungen. Die Zarin zwang den Sultan des Osmanischen Reiches zur Abtretung der Krim, der Kaiser verfolgte den ehrgeizigen Plan, seinem Vielvölkerstaat türkische Gebiete in Südosteuropa anzugliedern.

Aber auch in den Reichsländern entwickelte Joseph besorgniserregende Aktivität. Er bemühte sich, im Tausch gegen die österreichischen Niederlande Bayern zu erlangen, was jedoch zu Unruhe unter den deutschen Fürsten führte. Auf Veranlassung Friedrichs, der aus Furcht vor einer drohenden Isolierung selbst die Initiative ergriff, schlossen sich Preußen, Hannover, Sachsen und weitere Territorien des Reiches am 27. Juli 1785 zum „Deutschen Fürstenbund“ zusammen. Die Union hatte das Ziel, den Fürsten die Rechte über ihre ererbten Gebiete zu garantieren. Sie sollte, wie es Herzog Karl August von Sachsen-Weimar in einem Brief an Goethe ausdrückte, „unsere Länder und unsere Person vor dem Joch Josephs II. sichern.“²⁴³

Mit der Gründung dieses Bundes war es Friedrich gelungen, dem Kaiser bei seiner rein auf Machterweiterung basierenden Reichspolitik, Einhalt zu gebieten. Die Allianz der Reichsfürsten, die ein Jahr vor dem Tod Friedrichs zustande kam, war zugleich ein letzter Triumph des Hohenzollern über den Habsburger Rivalen. Realen politischen Wert hatte die Proklamation der Fürsten jedoch kaum.

Nicht nur seine politischen Pflichten und täglichen Geschäfte nahm der König wie eh und je wahr, sondern er begab sich immer noch auf Inspektionsreise in die Provinzen und zu den jährlichen Manövern. Seine letzte Reise, die er im Spätsommer 1785 antrat, führte ihn nach Schlesien, wo er am 24. August beim Manöver sechs Stunden bei strömendem Regen im Sattel saß. Bei der abendlichen Heimkehr sammelte sich wie stets eine Menschenmenge am Wegesrand, um ihn zu sehen. Ein Augenzeuge berichtete von dieser Begebenheit: „Man las

242 Preuß (Hrsg.): OEuvres, Bd. 25, S. 71

243 Holmsten: Friedrich II., S. 152

auf allen Gesichtern, daß man etwas Großes mit Freuden erwarte. Endlich kam er, der Einzige, und aller Augen waren mit dem sprechendsten Ausdruck auf ihn gerichtet. Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, die sich meiner und gewiß aller bemächtigten, als ich ihn sah, den Greis, in der schwachen Hand den Hut, im großen Auge freundlichen Vaterblick auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab und stromweise begleitete. Alle, die das Glück traf, ihn zu sprechen, waren über die väterliche Milde des großen Königs außerordentlich gerührt. Der ganze Tag war für die Stadt ein Festtag und man sprach von nichts, als daß der König so freundlich gewesen wäre und auf die Menge so mit Wohlwollen geblickt hatte.“²⁴⁴

Das Fieber, das ihn am Tag nach dem regennassen Manöver befiel, beachtete er nicht. Doch fühlte er sich nach seiner Rückkehr nach Potsdam schlecht und erlitt am 18. September einen Schlaganfall. „Sprechen Sie nicht davon!“²⁴⁵ lautete seine Anordnung, jedoch setzte darauf eine erhebliche und endgültige Verschlechterung seiner Gesundheit ein. An den Herbstmanövern konnte er nicht mehr teilnehmen und verbrachte den Winter im Potsdamer Stadtschloss, das sich besser beheizen ließ als Sanssouci. Der allgemeine Gesundheitszustand des Königs hatte sich im letzten Jahrzehnt seines Lebens wesentlich verschlechtert. Die Gichtanfälle an Füßen, Knien und Händen nahmen so zu, dass er sich oftmals kaum bewegen konnte. Er litt an eiternden Hämorrhoiden, an Koliken, an Abszessen an Ohren und Knien sowie an Wassersucht. Zudem begleiteten heftige und lang andauernde Fieberanfälle alle Krankheiten.

Zu Beginn des neuen Jahres ging es ihm wieder etwas besser, doch quälte ihn weiterhin ein starker Husten. Als man dem König am 27. Januar 1786 den Tod des 85jährigen Zieten meldete, nahm er diese Nachricht gefasst auf und meinte: „Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tod noch sich als Soldat gezeigt. Im Kriege kommandierte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werde ihm folgen.“²⁴⁶

Mit Gelassenheit und Ruhe sprach er von seinem bevorstehenden Tod. „Wenn man alles gesehen und von allem in der Welt gekostet hat,

244 Mendelssohn-Bartholdy Der König, S. 513 f.

245 Gaxotte: Friedrich der Große, S. 458

246 Hofmann: «Flegels haben Wir genug im lande», S. 225

kann man sich darauf vorbereiten, sie ohne Bedauern zu verlassen. Man verliert dabei wahrlich recht wenig.“²⁴⁷

Sobald es im Frühjahr sonniger und wärmer wurde, ließ Friedrich sich auf Umwegen nach Sanssouci fahren, wo er am 17. April 1786 Honoré Gabriel Graf von Mirabeau empfang, der über diese Begegnung in seinen Aufzeichnungen folgendes festhielt: „Ich war fast eine Stunde beim König, der in seinem Lehnstuhl saß, denn die Ausfahrt am Morgen hatte ihn angegriffen. Er war so schnell gefahren, daß er zwei Pferde aus seinem Marstall zuschanden fuhr. Man kann sich keinen frischeren Geist, keine liebenswürdigere Unterhaltung denken, aber ich hatte keinen vollen Genuß davon: seine starke Atemnot bedrückte mich mehr als ihn. [...] Seine Beschwerden waren so stark, und ich war derart ergriffen, daß ich mich so kurz wie möglich faßte und [...] alles vermied, was die Unterhaltung hinausziehen konnte, die mich zu jeder anderen Zeit beglückt hätte.“²⁴⁸

In Sanssouci verbrachte der gesundheitlich schwer angeschlagene König die letzten Monate seines Lebens. An einem warmen Frühlingstag wollte er noch einmal ausreiten und ließ sich auf seinen Schimmel Condé setzen, doch kippte er nach wenigen Schritten im Sattel zur Seite, erlitt einen Schwächeanfall und musste wieder vom Pferd geholt werden. „Mit der Gesundheit des Königs geht es immer mehr abwärts“, berichtete Friedrichs Kabinettsminister Ewald Friedrich von Hertzberg dem französischen Gesandten Karl Christoph von der Goltz und fügte hinzu „man befürchtet für jeden Tag das Schlimmste, obwohl er nach wie vor die Geschäfte erledigt.“²⁴⁹

Um noch möglichst viel zu erledigen, befahl der Monarch seine Kabinettsräte nun zwei Stunden früher, zwischen vier und fünf Uhr, zu sich. „Mein Zustand“, so teilte er ihnen mit, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“²⁵⁰

Im Juni war die Wassersucht soweit voran geschritten, dass der König den ihm seit längerem bekannten hannoverschen Leibarzt Jo-

247 Ebd., S. 225 f.

248 Jessen (Hrsg.): Friedrich der Große und Maria Theresia, S. 473

249 Volz (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, Bd. 3, S. 227 ff.

250 F. Kugler: Geschichte Friedrichs des Großen, S. 505

hann Georg Ritter von Zimmermann kommen ließ. Am 24. Juni 1786 wurde Zimmermann von Friedrich empfangen: „Auf einem großen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand, wo ich hereintrat, saß der König. Er hatte einen alten, großen, schlichten, vor Jahren abgetragenen Hut mit einer ebenso alten weißen Feder auf dem Kopf. Er war gekleidet in einen Überrock aus hellblauem Atlas, vorn herunter ganz von spanischem Tabak gelb und braun gefärbt. Übrigens war er in Stiefeln. Er lehnte ein erschrecklich geschwollenes Bein auf ein Taburet, das andre hing. Äußerst gnädig und freundlich nahm der König seinen Hut ab [...].

«Sie finden mich sehr krank.»

«Den Blick, Eure Majestät, finde ich seit fünfzehn Jahren, da ich die Ehre hatte, Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Eurer Majestät sehe ich keine Verminderung ihres Feuers und ihrer Kraft.»

«O ich habe sehr gealtert und bin sehr krank. [...] Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg.»

«Eure Majestät stehn des Morgens um vier Uhr auf und verlängern und verdoppeln dadurch Ihr Leben.»

«Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette. In dem Lehnstuhl, wo Sie mich sehen, werden meine Nächte hingebracht.»

«Eure Majestät schrieben mir: das Atemholen werde Ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich.»

«Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. Sie sehen indessen, wie meine Beine geschwollen sind.»

«Wollen Eure Majestät erlauben, daß ich Ihre Beine etwas näher besehe?»“

Der Arzt untersuchte den König und schwieg. Dann fragte dieser:

„«Man kann mich nicht heilen. Nicht wahr?»

«Erleichtern, Sire!»“ lautete die knappe Antwort Zimmermanns. Der vom Leibarzt verordnete Löwenzahnsaft tat bald seine Wirkung. Friedrich zeigte sich voll des Lobes: „«Ihr Mittel, mein lieber Herr Zimmermann, ist ein medizinischer Kurier, der auf den ersten Befehl geradezu und mit der möglichsten Schnelligkeit am Orte seiner Bestimmung eintrifft. [...] Ich befinde mich besser, als ich mich noch in meiner Krankheit befunden habe.»“²⁵¹

251 Mendelssohn-Bartholdy: Der König, S. 517 ff.

Kaum fühlte sich der König besser, da aß er an einem Mittag mit Muskatblüten und gestoßenem Ingwer gewürzte Bouillon, in Branntwein gekochtes Rindfleisch, eine in Butter gebackene und mit Knoblauchsaft übergossene Polenta. „Endlich beschloss der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn machte, die Szene mit einem ganzen Teller Aalpastete, die so heiß und so stark gewürzt war, daß sie in der Hölle gebacken schien...“ Dieses Mahl war dem König erdenklich schlecht bekommen. Dem eiligst herbei gerufenen Zimmermann gegenüber äußerte er daraufhin: „«Ich bin nichts mehr als ein altes Gerippe; ich taue zu nichts mehr als hingeworfen zu werden auf den Anger.»“²⁵²

Als Zimmermann am 10. Juli Potsdam verließ, war es ihm gelungen, die Beschwerden des Königs zumindest vorübergehend gelindert zu haben. Wenig später nahmen die Kräfte Friedrichs sichtlich ab, doch er arbeitete wie gewohnt bis Mitte August weiter. Am Morgen des 15. August erwachte er jedoch gegen alle Gewohnheit, wie sein Arzt Christian Gottlieb Selle in einem Krankenbericht festgehalten hat, erst um elf Uhr vormittags. Dennoch gelang es ihm noch, die erforderlichen Anordnungen an die wartenden Generäle und Sekretäre zu geben. Am 16. August hatten Friedrichs Kräfte soweit nachgelassen, dass er sich in einer Art Dämmerzustand mit nur noch kurzen Wachphasen befand und nicht mehr in der Lage war, irgendwelche Anweisungen zu geben, da ihm immer wieder die Stimme versagte. Um ihn zu versorgen, befanden sich wechselweise zwei Kammerhusaren und der Kammerlakai Strützki in seinem Zimmer. In unmittelbarer Nähe Friedrichs lag die Hündin Superbe auf einer Sitzbank. Dem Windspiel soll die letzte Aufmerksamkeit des Sterbenden gegolten haben, als er das vor Kälte zitternde Tier mit einem Kissen zudecken ließ. Nach einem heftigen Hustenanfall murmelte er noch „La montagne est passée, nous irons mieux.“²⁵³ (Wir sind über den Berg, es wird uns besser gehen).

Am frühen Morgen des 17. August 1786 um 2 Uhr 20 starb Friedrich der Große, gestützt von seinem Kammerlakai Strützki, in einem Ohrensessel vom Typ Bergère en confessional in Sanssouci. Die letzten Momente im Leben des Königs schildert sein Biograph Franz Kugler

252 Ebd., S. 526

253 T. Carlyle: Friedrich der Große, Berlin o.J., S. 74

sehr einfühlsam: „Allmählig veränderten sich die Gesichtszüge, das Auge ward matter und gebrochener; dann wurde der Körper ruhig, und nach und nach schwand der Athem.“²⁵⁴ Entgegen seinem ausdrücklichen Wunsch, man möge ihn nachts „beim Schein einer Laterne“ in der Gruft auf der Terrasse von Sanssouci bei seinen Hunden beisetzen, wurde der Sarg mit seinem Leichnam in die Garnisonkirche nach Potsdam überführt und fand dort an der Seite des despotischen Vaters Aufstellung. Erst 205 Jahre nach seinem Tod, am 17. August 1991, sollte der König endlich nach langer Odyssee seine letzte Ruhe in der Gruft auf der Schlossterrasse in unmittelbarer Nähe seiner geliebten Hunde finden. „Quand je serai là, je serai sans souci“ (Wenn ich dort sein werde, werde ich ohne Sorge sein).

254 Kugler: Geschichte Friedrichs des Großen, S. 508

Nachleben und Wirkung

Nachleben und Wirkung Friedrichs des Großen zeigen über die Jahrhunderte und zum Teil bis in die unmittelbare Gegenwart hinein Präsenz in Geschichtsschreibung, Politik und Kunst. Um die Person, das Handeln und die Leistungen Friedrichs rankten sich bereits zu dessen Lebzeiten Mythen. Bald nach seinem Tod wurde der Preußenkönig zu einer historischen Figur und Bestandteil einer sich über Generationen fortentwickelnden Erinnerungskultur. Jede Generation und jede Epoche entwickelte sich ihr eigenes Friedrich-Bild und trug damit nicht unwesentlich zur Mythenbildung bei. Ausgestaltung und Bewertung des Bildes dieses Königs waren jedoch meist an die jeweilige Gegenwart mit ihren Herausforderungen und Problemen gebunden. Friedrich ist eine historische Persönlichkeit, deren Nachleben womöglich mindestens genauso faszinierend ist wie ihre Biografie. Ein weitverbreitetes geschichtliches Denken trug bis ins 20. Jahrhundert hinein neben dem Interesse an Friedrichs eigentlicher Biografie zu diesem langanhaltenden und vielseitigen Nachleben des Preußenkönigs bei. Eine in den Augen der Nachwelt glorreiche Vergangenheit zog man nur zu gerne zum Vergleich mit der Gegenwart heran und schmückte sie bei Bedarf auch entsprechend aus. Es standen jedoch zunächst nicht nur die traditionellen Jubiläen zu Geburts- und Todestagen Friedrichs des Großen im Vordergrund, sondern oftmals legte man Feierlichkeiten zu Ereignissen der preußisch-deutschen Geschichte im 19. Und 20. Jahrhundert mit eben jenen Jubiläen in Erinnerung an den preußischen Monarchen zusammen. Diese Festtage waren nicht nur Gegenstand staatstragender Politik, sondern entfalteten zudem ihre Wirkung bis in das kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft hinein. In der Bevölkerung wurde die Erinnerung an den großen König schon

kurz nach dessen Tod durch biographische Abhandlungen und Anekdotensammlungen wach gehalten.²⁵⁵

Nach der vernichtenden Niederlage der preußischen Armee im Jahre 1806 in der Schlacht bei Jena und Auerstedt gegen das napoleonische Heer, während der Napoleonischen Kriege und der beginnenden Restauration ging das Interesse an Friedrich dem Großen für einige Zeit zurück. Erst ab den 1830er Jahren begann im Königreich Preußen wieder eine neue Phase der Erinnerungskultur. Im Jahre 1839 erhielt der Bildhauer Christian Daniel Rauch von Friedrich Wilhelm III. den Auftrag, ein bronzenes Reiterstandbild Friedrichs zu schaffen, das 1851 auf dem Boulevard Unter den Linden enthüllt werden konnte. An diesem Monument sollten fortan immer wieder bis in das 20. Jahrhundert hinein Jubelkundgebungen unterschiedlichster Art stattfinden. Mit dieser immer wiederkehrenden Bezugnahme auf ihren großen Vorfahren, trugen die Hohenzollern nicht unwesentlich zur Stärkung des Ansehens ihrer Dynastie bei. Von Politikern, insbesondere des liberalen Flügels, wurde Friedrich als Vorbild für seine aufgeklärte und tolerante Herrschaft präsentiert. Preußens König entwickelte sich zu einem Synonym preußischer Tugenden wie Disziplin, Pflichtbewusstsein, Fleiß und Sparsamkeit, die allesamt jene vielgerühmten bürgerlichen Ideale verkörperten. Nach der Reichsgründung 1871 und den vorangegangenen Einigungskriegen sah man in Friedrich dem Großen den Wegbereiter der kleindeutschen Lösung.²⁵⁶ Im Deutschen Kaiserreich, das von Preußen dominiert wurde und das Militär einen wichtigen Stellenwert einnahm, gedachte man vor allem dem Feldherrn Friedrich sowie seiner Armee. Besondere Förderung erfuhr das Andenken an den großen Preußenkönig unter Kaiser Wilhelm II., der seit 1888 regierte und seinen Vorfahren ganz besonders bewunderte. Um an das Durchhaltevermögen der deutschen Armee zu appellieren, wurde die Person Friedrichs des Großen im Ersten Weltkrieg zu Propagandazwecken genutzt. Mit der militärischen Niederlage im Jahr 1918 und dem Ende der Hohenzollernmonarchie kam es jedoch nicht wie 1806 nach der Katastrophe von Jena und Auerstedt zu einem Bruch der Erinnerungskultur. Die Abdankung des Kaisers und die

255 P.M. Hahn: Friedrich II. von Preußen. Feldherr, Autokrat und Selbstdarsteller, Stuttgart 2013, S. 7 f.

256 Ebd., S. 200 ff.

Ausrufung der Republik führten zu keiner Minderung des Interesses am populärsten Monarchen Preußens. In der von wirtschaftlichen und in Folge auch von gesellschaftlichen Krisen heimgesuchten Weimarer Republik stellte der „Alte Fritz“ für viele Deutsche einen wertebestimmenden Orientierungspunkt in einer oftmals als glanz- und trostlos empfundenen Gegenwart dar. Da nach Ende der Monarchie Zensurbestimmungen seitens der Hohenzollern entfielen, konnten nun auch verstärkt über lange Zeit zurückgehaltene Dokumente, wie etwa das „Politische Testament“ Friedrichs von 1752, veröffentlicht werden, die das bisherige Bild des Monarchen revidierten bzw. korrigierten.²⁵⁷

Im „Dritten Reich“ wurden Friedrich II. und Preußen durch die NS-Machthaber instrumentalisiert, um die eigene Herrschaft historisch einzuordnen und zu legitimieren. Der „Tag von Potsdam“ am 21. März 1933 sollte denn auch dazu dienen, die konservativen Kräfte für das Regime zu gewinnen. Gegen Ende des Krieges im Frühjahr 1945 zog Hitler sogar Parallelen zum Siebenjährigen Krieg. Preußens König und seine Armee galten indes nicht nur ihm als Synonym für Durchhaltewillen und Opferbereitschaft. Beim Tod Präsident Roosevelts hoffte Hitler, der ein großer Bewunderer des Preußenkönigs war, dass ihm ein ähnliches „Mirakel“ widerfahren könnte, wie einst Friedrich nach dem Ableben der Zarin gegen Ende des Siebenjährigen Krieges im Jahre 1762, das ihn und Preußen gerettet hatte. Die militärische Niederlage Deutschlands und die Auflösung des Staates Preußen auf Veranlassung der Alliierten am 25. Februar 1947 setzte schließlich eine deutliche Zäsur in der Rezeptionsgeschichte Friedrichs des Großen. In der Nachkriegszeit galt der Preußenkönig dann sowohl in Ost- wie auch in Westdeutschland lange Jahre als „persona non grata“. Hatte man ihn während des Zweiten Weltkrieges als Vorbild und Feldherr verehrt so wurde er nun als Kriegstreiber verdammt. In den späten 1970er Jahren kam es im Zuge der Diskussion um das kulturelle Erbe des „sozialistischen Vaterlandes“ in der DDR zu einem Umdenken. In Westdeutschland betrachtete man schließlich ab Anfang der 1980er Jahre den preußischen Monarchen differenziert. Bald nach der Wiedervereinigung, am 17. August 1991, wurde die Überführung des Sarges Friedrichs von der Burg Hohenzollern im schwäbischen Hechin-

²⁵⁷ Wie Anm. 255, S. 213 ff.

gen nach Potsdam in den Park von Sanssouci zum ersten wieder gesamtdeutschen Ereignis, das im In- und Ausland auf großes mediales Interesse stieß. Zum 300. Geburtstag Friedrichs des Großen zeigten zahlreiche Veranstaltungen, Ausstellungen und Buchveröffentlichungen, das Leben und Nachleben dieses Monarchen immer noch und wohl auch zukünftig zu faszinieren vermögen.²⁵⁸

Eben jene Faszination an dem Sujet Friedrich läßt sich an den zahlreichen Publikationen über den Preußenkönig bald nach seinem Ableben erkennen: Anekdotensammlungen, Lebensbeschreibungen, wissenschaftliche Abhandlungen, Romane, Kinderbücher, Gedichte und Dramen sowie Zeitungs- und Zeitschriftenartikel. Eine im 200. Todesjahr Friedrichs des Großen erschienene Bibliografie der Literatur über den preußischen Monarchen listet über 7000 Titel auf, wobei sie keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die Forschung und Geschichtsschreibung zu Friedrich erfreute sich ab dem 19. Jahrhundert in zunehmendem Maße der Protektion durch das preußische Königshaus. Der Historiker Leopold von Ranke wurde 1841 von König Friedrich Wilhelm IV. zum Hofhistoriographen ernannt. Mit Alexander von Humboldt zusammen oblag ihm die Edition der 30 Bände umfassenden Schriften aus dem Nachlass Friedrichs des Großen „Les Oeuvres de Frédéric le Grand“, die von Johann Preuss bearbeitet und zwischen 1846 und 1857 herausgegeben wurden. Ranke sorgte insbesondere auch dafür, dass nur eben jene von den Hohenzollern zur Veröffentlichung freigegebenen Dokumente publik gemacht wurden: Die „Politischen Testamente“ des Königs von 1752 und 1768 blieben zu dieser Zeit noch unter Verschluss. Eine der ersten herausragenden Darstellungen jenseits der offiziellen Geschichtsschreibung der Hofhistoriographen war Franz Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ aus dem Jahre 1840, illustriert mit Holzstichen von Adolph Menzel. Dieses Buch entwickelte sich insbesondere im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zu einem wahren Bestseller. Ganz im Sinne des Biedermeier beschrieb Kugler seinen Helden als treusorgenden Landesvater und klugen Staatsmann. Allein zwischen 1886 und 1905 gab es sechs Auflagen einer sogenannten „Volksausgabe“.²⁵⁹

258 W. Wippermann: Preußen. Kleine Geschichte eines großen Mythos, Freiburg im Breisgau 2011, S. 115 ff.

259 Wie Anm. 255, S. 209 ff.

Nach dem Tod Rankes im Jahre 1886 wurde Heinrich von Treitschke von Kaiser Wilhelm I. zum „Historiographen des preußischen Staates“ berufen. Wie der Historiker Gustav Droysen sah auch Treitschke in Friedrich II. nicht mehr nur den preußischen Helden, sondern ebenso das große Vorbild aller Deutschen verkörpert. Weitergehende Facetten der Persönlichkeit Friedrichs beleuchtete der schottische Autor Thomas Carlyle, dessen „History of Friedrich II. of Prussia, called Frederik the Great“ in Deutschland zunächst in englischer und wenig später auch in deutscher Sprache veröffentlicht wurde. Diese Darstellung des Preußenkönigs erschien zwischen 1858 und 1865 in 13 Bänden in Leipzig. Carlyle beschrieb seinen „Helden“ als starke Persönlichkeit mit herausragenden geistigen Fähigkeiten. Ebenso wie Carlyle orientierte sich auch Reinhold Koser, 1898 von Wilhelm II. zum Nachfolger Treitschkes als Hofhistoriograph berufen, wieder stärker an den historischen Quellen und weniger an der politisch opportun erscheinenden Propaganda. Koser hatte zum Zeitpunkt seiner Ernennung bereits den ersten Band seines dreibändigen Werkes „König Friedrich der Große“ publiziert. Erst nach dem Ende der Hohenzollern-Monarchie im Jahre 1918 und mit Gründung der Weimarer Republik wurden nunmehr all jene bisher unter Verschluss gehaltenen Schriften Friedrichs veröffentlicht. So erschienen „Die politischen Testamente Friedrichs des Großen“ erst 1920 in ungekürzter Form, und zwar als Ergänzungsband zur „Politischen Correspondenz“, redigiert von Gustav Berthold Volz.²⁶⁰

Fest verankert im kulturellen Gedächtnis sind auch die „Fridericus Rex“ – Filme, die zwischen 1920 und 1942 produziert wurden. In all diesen Produktionen stellte Otto Gebühr den Preußenkönig dar, wobei das damalige Publikum in ungewöhnlich hohem Maße Darsteller und Dargestellten identifizierte. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges und der Auflösung Preußens durch den Alliierten Kontrollrat im Februar 1947 wurde Friedrich der Große in der westdeutschen Literatur der 1950er bis 1970er Jahre nun nur allzu gerne als kriegslüsterner Despot dargestellt. Insbesondere aber in der DDR galt Friedrich in Publikationen bis weit in die Siebziger Jahre hinein als Aggressor, dessen Eroberungswillen von Bismarck, von Wilhelm II. und schlussendlich von

260 Wie Anm. 258, S. 105 f.

Hitler fortgesetzt worden sei. In der Bundesrepublik Deutschland erfolgte die wohl nachhaltigste Verurteilung des Königs vor allem durch Autoren der sich pazifistisch gebenden 68er – Bewegung. Anders hingegen sah dies mitunter im europäischen Ausland aus – etwa in Großbritannien. Die Biografie der Historikerin Nancy Mitford über den preußischen Monarchen mit dem Titel „Frederik the Great“ aus dem Jahre 1970 beispielsweise läßt durchaus Sympathie mit dem Dargestellten erkennen. Auch die Neuauflage „Frédéric le Grand“ des französischen Historikers Pierre Gaxotte von 1973 wirft ein positives Licht auf die Person des großen Preußenkönigs. Erst die 280 Jahre zurückliegende Gründung des Königreiches Preußen 1981 bot für beide deutsche Staaten einen willkommenen Anlass, sich wieder intensiver mit der Geschichte Preußens und seiner Herrscher auseinanderzusetzen. Der mehrbändige Katalog der am 15. August 1981 im West-Berliner Martin - Gropius - Bau eröffneten Ausstellung „Preußen – Versuch einer Bilanz“ stieß, wie die Schau selber, auf ein durchaus breites Publikumsinteresse, wengleich leidenschaftlich über die Bewertung der „Helden“ Friedrich der Große oder Otto von Bismarck debattiert wurde. In der DDR ermöglichte die Historikerin Ingrid Mittenzwei mit ihrem 1979 erschienenen Buch „Friedrich II. von Preußen“ die allmähliche Rehabilitierung des zeitweilig verdammten oder sogar aus der Geschichtsschreibung getilgten Königs. Der 200. Todestag Friedrichs am 17. August 1986 war wiederum beiderseits der Berliner Mauer Anlass für aufwändige Gedenkveranstaltungen und zahlreiche neue Buchveröffentlichungen in denen der rehabilitierte Preußenkönig als Reformator und Aufklärer gewürdigt wurde. Im Neuen Palais in Potsdam begann im Juli jenen Jahres die Ausstellung „Friedrich II. und die Kunst“ und im August folgte im West-Berliner Schloss Charlottenburg die Eröffnung der vom Geheimen Preußischen Staatsarchiv ausgerichteten Ausstellung „Friedrich der Große“. Zu beiden Ausstellungen erschienen entsprechende Katalogwerke. Zum 300. Geburtstag Friedrichs II. im Jahre 2012 gab es wiederum, diesmal im geeinten Deutschland, eine beachtliche Reihe von kulturellen Veranstaltungen, Ausstellungen und Neuerscheinungen zu Leben und Werk des Monarchen.²⁶¹

261 Wie Anm. 260, S. 137 ff.

Die Rezeptionsgeschichte Friedrichs des Großen manifestiert sich in einer Fülle von Publikationen, die in den über 200 Jahren seiner posthumen Existenz entstanden sind. Das Nachleben des Preußenkönigs ist ein Beispiel dafür, wie Medien eine historische Figur zu formen und zu inszenieren vermögen.

Zeittafel

- 1712 Geburt Friedrichs II., des Großen, am 24. Januar im Berliner Schloss.
- 1713 Friedrich Wilhelm I. wird König in Preußen.
- 1730 Gescheiterter Fluchtversuch des Kronprinzen Friedrich. Inhaftierung des Prinzen in Küstrin. Sein Mitwisser und Vertrauter Hans Hermann von Katte wird exekutiert.
- 1730 – 1732 Auf Befehl des Vaters muss sich Friedrich in der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin mit Verwaltungsaufgaben befassen.
- 1733 Heirat Friedrichs mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern auf Anordnung des Vaters.
- 1734 Aufenthalt Friedrichs im Lager des Prinzen Eugen am Oberrhein.
- 1736 Beginn der Korrespondenz Friedrichs mit Voltaire.
- 1739 Friedrich verfasst den „Antimachiavell“.
- 1740 Thronbesteigung am 1. Juni als König Friedrich II. in Preußen.
- 1740 – 1742 Erster Schlesischer Krieg. Friedrich nutzt das Machtvakuum nach dem Tod Karls VI. und erobert das bis dahin habsburgische Schlesien. Aufgrund der Nichtanerkennung der „Pragmatischen Sanktion“ durch mehrere Staaten entwickelt sich der Krieg zum Österreichischen Erbfolgekrieg.

- 1742 Bestätigung der Eroberung Schlesiens im Vorfrieden von Breslau und im Frieden von Berlin.
- 1744 Friedrich II. ordnet im August die Terrassierung des Weinbergs von Sanssouci vor den Toren Potsdams an.
- 1744 – 1745 Zweiter Schlesischer Krieg.
- 1745 Im Frieden von Dresden erhält Preußen Schlesien zugesprochen. Friedrich II. wird erstmals öffentlich „der Große“ genannt.
- 1747 Einweihung des seit 1745 im Bau befindlichen Schlosses Sanssouci.
- 1750 – 1752 Aufenthalt Voltaires am Hof Friedrichs II. in Potsdam.
- 1756 Konvention von Westminster zwischen Preußen und Großbritannien. „Umsturz der Bündnisse“ in der europäischen Außenpolitik.
- 1756 – 1763 Siebenjähriger Krieg. Preußen und Großbritannien führen Krieg gegen Österreich, Frankreich, Russland und Schweden.
- 1763 Frieden von Hubertusburg zwischen Preußen, Österreich und Sachsen.
- 1764 – 1769 Bau des Neuen Palais im Park von Sanssouci.
- 1769 Treffen zwischen König Friedrich II. und Kaiser Joseph II. in Neißة.
- 1772 Erste Teilung Polens zwischen Russland, Preußen und Österreich. Preußen erhält Westpreußen außer Danzig und Thorn, das Ermland und den Netzedistrikt. Friedrich II. nennt sich fortan „König von Preußen“.
- 1778 - 1779 Bayerischer Erbfolgekrieg. Kein weiterer Gebietszuwachs für Preußen.

- 1785 Gründung des „Deutschen Fürstenbundes“ auf Betreiben Friedrichs II. als Gegenpol zu den Vormachtbestrebungen Österreichs im Heiligen Römischen Reich.
- 1786 Tod Friedrichs des Großen am 17. August in Schloss Sanssouci.

Literatur

- Anon. 1787-1789, Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten, 12 Bde., Berlin o.J.
- Arneth, A. Ritter von: Geschichte Maria Theresias, 10 Bde., Wien 1863-1879
- Bayreuth, Wilhelmine Markgräfin von: Memoiren. Aus dem Französischen übersetzt von A. Kolb, Leipzig 1920
- Benninghoven, F., Börsch-Supan, H., Gundermann, I.: Friedrich der Große, Berlin 1986
- Berner, E.: Geschichte des Preußischen Staates, München-Berlin 1891
- Bonjour, E., W. Kaegi (Hrsg.): Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Basel-Stuttgart 1955
- Büsching, A.F.: Character Friedrichs des zweyten, Königs von Preussen, Halle 1788
- Carlyle, T.: Friedrich der Große, Berlin o.J.
- Droysen, J.G.: Die preußischen Kriegsberichte der beiden schlesischen Kriege, in: Militärwochenblatt, Jg. 1876
- Droysen, H.: Zu Friedrichs des Großen Geburt und Taufe, in: Hohenzollern-Jahrbuch, Berlin-Leipzig 1914
- Droysen, H.: Rheinsberg 1736-1740, in: Hohenzollern-Jahrbuch, Berlin-Leipzig 1916
- Droysen, H.: Der Briefwechsel Friedrichs des Großen mit der Gräfin Camas und dem Baron Fouqué, Berlin 1967
- Eyssenhardt, F. (Hrsg.): Denkwürdigkeiten seines Lebens, 2 Bde., Leipzig 1886
- Förster, F.: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, 3 Bde., Potsdam 1865²
- Gaxotte, P.: Friedrich der Große, Frankfurt a.M.-Berlin-Wien 1973
- Giersberg, H.J., Müller, H. (Hrsg.): 250 Jahre Sanssouci. Texte und Bilder, Berlin 1994
- Grünwald, C. von: Porträt des Genius. Friedrich der Große, Hamburg 1967
- Hahn, P.M.: Friedrich II. von Preußen. Feldherr, Autokrat und Selbstdarsteller, Stuttgart 2013
- Heckmann-Janž, K., Kretschmer, S., Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen (Hrsg.): „...solange wir zu zweit sind.“ Friedrich der Große und Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth in Briefen, München 2003
- Heigel, K. (Hrsg.): Das Tagebuch Kaiser Karls VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, München 1883

- Heinze, W., Rosenburg, H.: Quellen-Lesebuch für den Unterricht in der vaterländischen Geschichte. Für Lehrerbildungsanstalten und Lehrer, Hannover-Berlin 1903
- Hinrichs, C.: Der allgegenwärtige König. Friedrich der Große im Kabinett und auf Inspektionsreisen, Berlin 1940
- Hofmann, W.: «Flegels haben Wir genung im lande.» Friedrich der Große in Zeugnissen, Berichten und Anekdoten, Frankfurt a.M.-Berlin 1986
- Holmsten, G.: Friedrich II., Hamburg 2000¹²
- Jessen, H. (Hrsg.): Friedrich der Große und Maria Theresia in Augenzeugenberichten, München 1972
- Koser, R. (Hrsg.): Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, 47 Bde., Berlin 1879-1939
- Koser, R.: Geschichte Friedrichs des Großen, 4 Bde., Stuttgart-Berlin 1914
- Krauske, O. (Hrsg.): Die Briefe König Friedrich Wilhelms I. an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, Acta Borussica, Berlin 1905
- Krockow, Ch. Graf von, Jürgens, K.H.: Friedrich der Große. Lebensbilder, Bergisch Gladbach 1986
- Kugler, F.: Geschichte Friedrichs des Großen, Leipzig 1856
- Lehndorff, E. Graf von: Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen, Gotha 1907
- Lojewski, J.G. von: Selbstbiographie des Husaren-Obersten von Lojewski, 2 Bde., Leipzig 1843
- Mendelssohn-Bartholdy, G. (Hrsg.): Der König. Friedrich der Große in seinen Briefen und Erlassen, sowie in zeitgenössischen Briefen, Berichten und Anekdoten, Ebenhausen 1912
- Mitford, N.: Friedrich der Große, München 1973
- Mönch, W. (Hrsg.): Voltaires Briefwechsel mit Friedrich dem Großen und Katharina II., Berlin 1944
- Nicolai, F.: Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, 6 Hefte, Berlin-Stettin 1788-1792
- Preuß, J.: Friedrich der Große, 4 Bde. und Urkundenbuch in 5 Bden., Berlin 1832-1834
- Preuß, J. (Hrsg.): Oeuvres de Frédéric le Grand, 30 Bde., Berlin 1846-1857
- Richter, J.: Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf, Berlin 1926
- Ritter, A. (Hrsg.): Friedrich der Große. Werke und Schriften, Berlin 1915 - Reprint Augsburg 1998
- Schüssler, W. (Hrsg.): Gespräche mit Henri de Catt, Leipzig 1940
- Volz, G. (Hrsg.): Die Werke, 10 Bde., Berlin 1912-1914
- Volz, G. (Hrsg.): Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth, 2 Bde., Leipzig 1924-1926

Volz, G. (Hrsg.): Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, 3 Bde., Berlin 1926

Weber-Kellermann, I. (Hrsg.): Wilhelmine von Bayreuth, Frankfurt a.M. 1990

Wippermann, W.: Preußen. Kleine Geschichte eines großen Mythos, Freiburg i. Br. 2011

Wolff, G.: Friedrich der Große. Krankheiten und Tod, Mannheim 2000

